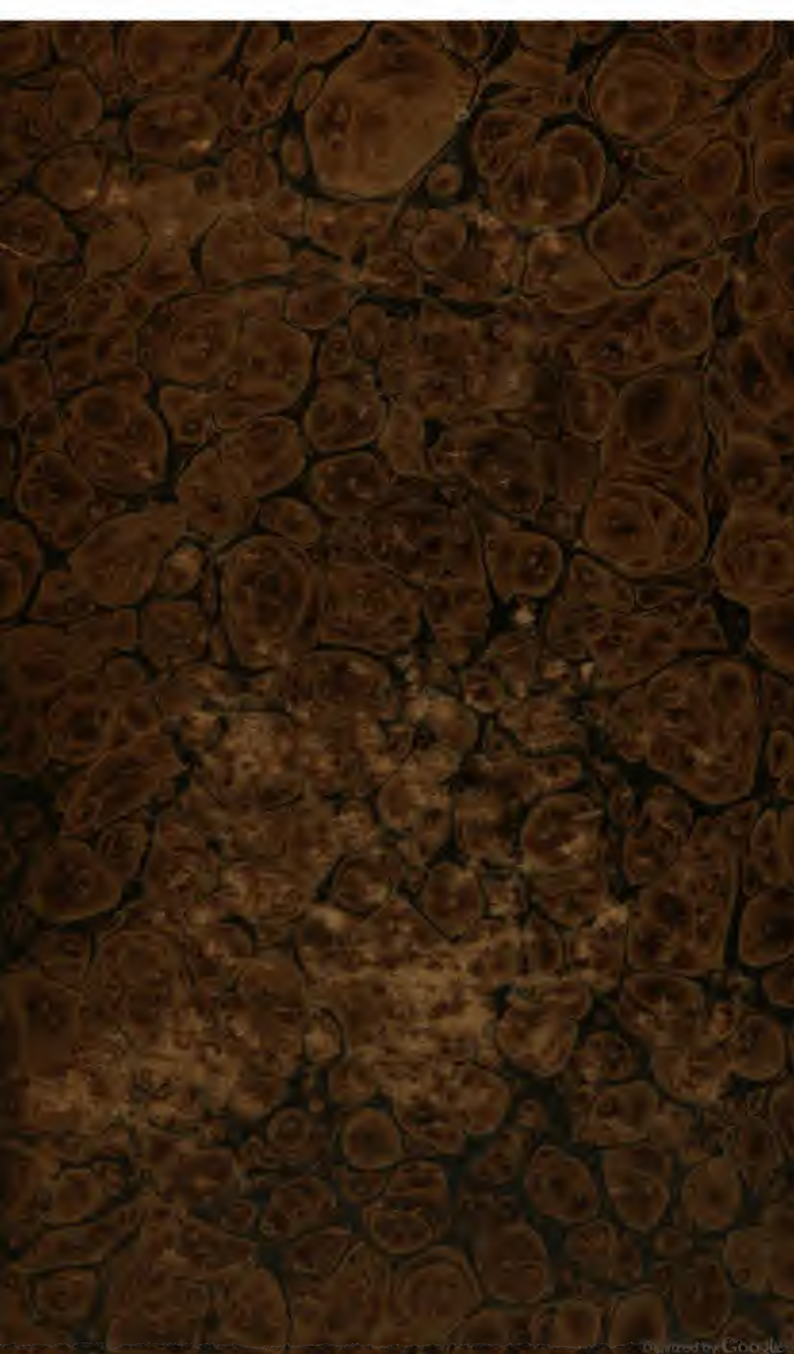
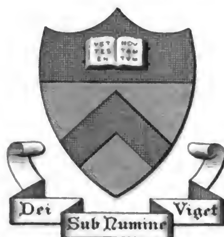



Dei
Sub Numine
Viget

Isis.

Eine Monatschrift

von

Deutschen und Schweizerischen Gelehrten.

Sechster und letzter Band.

Zürich, 1807.
Bey Orell, Füßli und Compagnie.

I.

Blicke auf Schulwesen und Literatur.

„Das Schöne zum Guten!"

Plato.

1.

Epochen in der Geschichte, die sich durch grosse, die Welt erschütternde Revolutionen auszeichnen, erregen Staunen und Bewunderung; sie gewähren aber nie den heitern, schönen Anblick, der allein den Menschenfreund zu entzücken vermag. Wenn gleich solche Zeitalter die geistigen und sittlichen Kräfte zu ausserordentlichen Aeusserungen aufrufen, so wird doch der Glanz ihrer Erfindungen und Thaten durch die Laster der Verfeinerung und des Luxus und durch die greuelvollen Verheerungen unter der Fahne der beyden Würgengel — Aufruhr und Eroberungssucht, entsetzlich verdunkelt. Mit erhöhter Sehnsucht sehen sich in dergleichen Perioden tobenden Tumults die edlern Seelen für die arme bedrängte Menschheit nach solchen Schutzgeistern um, deren höhere Zaubermacht durch stille Vorbereitungen eine bessere Aera herbeyzuführen verspricht. Die Bildner des Geistes sind die Genien, welche der Men-

schenfreund in den trübsten Momenten einer die Welt umstaltenden Zeit mit tröstender Hoffnung verehrt.

2.

In kultivirten Ländern sollte das Geschäft der Geistesbildung gemeinsam von allen denen besorgt werden, welchen die Leitung ihrer Mitbürger anvertraut ist; weil aber diese Klasse selbst ihre Bildung mittelst der Schulen und der Literatur erwirbt, so muß das eigentliche Triebwerck der Geistesbildung in diesen beyden Anstalten aufgesucht werden, die das Eigengenthum der Kultur sind.

3.

Wenn die Schulen der ersten geistigen Bildung der jüngern Generation bestimmt sind, so ist der Beruf der Literatur, die geistige Bildung auf dem Punkte, wo die Schule sie verläßt, aufzunehmen, und zur Vollendung zu befördern. Der Endzweck von beyden ist der nehmliche; ohne Nachtheil dieses Zweckes dürfen sie demnach beyde nie vergessen, daß sie Schwestern sind, welche mit übereinstimmenden Instrumenten in der Seele ganzer Nationen jene Harmonie hervorbringen sollen, auf welcher die ächte Wissenschaft und die ächte Tugend beruhen. Widersprüche und Misverhältnisse zwischen dem Geiste der Schulen und dem Geiste der Literatur vereiteln gegenseitig die Frucht ihrer Bestrebungen, und erzeugen widerliche Dissonanzen in dem Karacter der Völker und Zeitalter.

4.

Das Genie — jene geheimnißvolle Mischung geistiger Kräfte, welche der Grund aller Fähigkeit ist, verleiht die Na-

tur; die Kunst kann nur entwickeln und bilden. Jene Genie's, die durch inwohnende Kraft ohne die Hebammendienste der Kunst sich entwickeln, und ohne ihren Meissel sich ausbilden, scheinen gleichsam göttlicher Herkunft zu seyn; sie sind aber selten. Die meisten Seelen würden in dunkler Roheit verwildern, lockte die Erziehung nicht die bessern Anlagen in ihnen hervor, und bekämpfte sie nicht im Keime die Triebe zum Bösen. Der Einklang im Verstand und im Herzen, nebst dem daraus wiedertönenden Einklang guter Sitten ist im Ganzen mehr das Werck der Erziehung, als der Natur. Was die Wichtigkeit der Erziehung noch vermehrt, ist die Menge der äussern Einflüsse von Kunst und Natur, welche die Seele stets der Verunstaltung und Verderbniß blosstellen. Die Kraft der Erziehung hat mehr als einmal vermocht, ein Volk von Helden zu bilden; nur die Politick des Egoismus hat sie bisher gehindert, den sanftern Tugenden des geselligen Lebens unter ganzen Völkern die Herrschaft zu verschaffen.

Die Tage bethörender Sophisterey in Griechenlands Freystaaten haben sich durch beyspiellose Fortschritte geistreicher Kunst, die Perioden schaamloser Unsittlichkeit und gewaltthätigen Drucks unter der römischen Weltherrschaft haben sich durch unerhörte Anstrengungen des Heldengeistes, die finstern Jahrhunderte des rohen Mittelalters haben sich durch das kraftvolle, unerschrockene und nach hartem Kampfe siegreiche Streben nach Freyheit und Licht, Ansprüche auf den Danck und die Achtung der Nachwelt erworben. Unserm Zeitalter, das mit den schönen Titeln von Aufklärung und Humanität so selbstgefällig sich schmückt, geziemt es, daß es den Triumph-

bogen ausgezeichneter Bildungsanstalten sich baue, damit die Nachwelt ihm die Gültigkeit jener Titel nicht abzusprechen vermöge.

5.

Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe — dies ist der wesentliche Zweck aller Erziehung. Denn die Gesundheit der geistigen und körperlichen Kräfte ist die Quelle alles Wahren, Guten und Schönen unter den Menschen, so wie der Irrthum, das Laster, das Häßliche — Ausflüsse der Gebrechen und Krankheiten jener Kräfte sind. Des Menschen Seele besteht aus einem dreyfachen Vermögen — zu erkennen, zu empfinden, und zu wollen. Der würdige Gegenstand der Erkenntniß ist die Wahrheit; der Empfindung — das Schöne; — des Wollens — die Tugend. Der Verstand soll das Wahre erkennen, das Herz das Schöne lieben, der Wille das Gute üben. Wird der Verstand einzig auf Wahrheit gerichtet, und wird im Herzen die Liebe des Sittlich-Schönen zur Herrschaft erhoben, so wird auch der Wille geneigt seyn, der Tugend zu huldigen; denn der Tugend Wesen besteht in der Fertigkeit, das Wahre und Schöne im Leben zur Ausübung zu bringen. Uebrigens macht die enge Verbindung zwischen Geist und Leib den erstern der Mitwirkung des letztern bedürftig, und des Geistes Entwickelung und Thätigkeit stehen unter manigfaltigem Einfluß der Gesundheit und der Krankheit des Körpers. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, daß die Bildung des Körpers mit der Bildung des Geistes übereinstimme, damit der Zweck der Erziehung vollständig erreicht werde.

Die Erziehung kann nur dann befriedigend ausfallen, wenn sie mit ebenmässiger Sorgfalt die Entwickelung, Uebung und Ausbildung des Verstandes, des Herzens, des Leibes und der Lebensart umfaßt.

5.

Jeder Mensch ohne Unterschied ist berufen, durch zweckmässige Verwendung geistiger und körperlicher Kräfte, die Wahrheit zu erkennen, das Schöne zu lieben, das Gute zu thun. Jede Störung dieser ursprünglichen moralischen Gleichheit der Menschen ist ein Unrecht für das Individuum, und ein Unglück für das Ganze der Menschheit. Ewige Abhängigkeit des Wohls Aller von der Vernunft Weniger kann nur der Wunsch des engherzigen Despoten seyn, der es vorzieht, *geistlose Barbaren*, anstatt vernünftiger Menschen zu regieren. Alle Ungleichheiten unter den Menschen können die unverjährbaren Rechte jener Gleichheit niemals aufheben, sondern sind nur Modifikationen derselben, welche durch die Schranken bestimmt werden, womit der Zusammenfluß zufälliger Verhältnisse die Existenz und das Leben eines jeden Menschen umgiebt. Einzig in diesen äussern Schranken kann die Rechtfertigung der Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft aufgefunden werden. Der Sohn des Bauern und der des Edelmanns, der des Handwerckers und der des Ministers haben demnach einen gleichen unveräusserlichen Anspruch, zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Liebe des Schönen, und zur Uebung der Tugend erzogen zu werden. Auch von dem Wahren und Guten gilt, was Fenelon vom Schönen sagt: „Es würde von seinem Werthe nichts verlieren, wenn es Gemein-

gut des ganzen Menschengeschlechts wäre; es würde dadurch nur noch schätzbarer. Die Seltenheit ist ein Mangel, eine Dürftigkeit der Natur. Die Strahlen der Sonne sind deswegen nicht minder ein köstliches Gut, weil sie das ganze Weltall erleuchten." Daraus folgt aber keineswegs, daß allen Menschen **alles** gelehrt werden müsse; denn nicht alle bedürfen der Erkenntniß und Fertigkeit in Allem. Keiner darf zwar auf die Bestimmung verzichten, inner seinem Kreise das Wahre vom Falschen, das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden, jenem nachzustreben, dieses zu meiden. Was würde aber dem Ackersmann die Theorie der Gartenkunst nutzen? was dem Töpfer die Kenntniß der Staatswirthschaft? was der Köchin die Geschichte schöner Kunst? Was könnte ferner der stillen Tugend eines armen Hirtenmädchens Plutarchs Spiegel grosser Männer frommen? — Einzelne Menschen mögen sich alle Arten der Kenntnisse und Fähigkeiten eigen machen. In den meisten Berufsarten aber wird Beschränkung nothwendig, damit das, was der Beruf verlangt, die Vollkommenheit erreiche, welche durch Zerstreuung der Kräfte Abbruch leiden würde.

7.

Auf die Frage: **Was** soll jeder lernen? — geben Menschenkenntniß und Erfahrung zur Antwort: **Nicht mehr und nicht weniger, als jedem dienlich ist, um zu thun, was er soll.** — In dem Maaße, in welchem die Erziehung mehr oder weniger zu geben versuchte, sah man zu allen Zeiten jene Uebereinstimmung zwischen Theorie und Ausübung sich auflösen, die den Werth und das Wohl der Individuen

und der Nationen begründet. Dadurch wird jedoch nicht in Abrede gestellt, daß die höhere Kultur der Theorie unabhängig sey von dem, was wirklich geschieht, und daß daher eine gewisse Abgeschiedenheit der die Theorie ausbildenden Gelehrten von dem ausübenden Theil der Gesellschaft von Nutzen seyn könne. Aber auch dieser Nutzen verschwindet, wenn bey den theoretischen Arbeiten des Gelehrten der Gesichtspunkt des Bedürfnisses der ausübenden Klassen sich verliert. Denn jede Theorie, welche die Ausübung nicht zum Endzwecke hat, gleicht jenen Wolken, in denen die Sonnenstrahlen spielen, während die dürren Saatfelder umsonst nach erquickendem Regen lechzen.

8.

In Hinsicht der Methode des Unterrichts scheint Folgendes immer noch zu wenig beachtet zu werden. Die Bruthenne alles Bösen in der moralischen Welt ist das peinlich drückende Gefühl gedankenloser Leerheit der Seele — die Langeweile. Was lässt sich wohl Gutes von einem Menschen erwarten, der mit lebhafter Sinnlichkeit nnd Einbildung, aber ohne Theilnahme an den wichtigern Zwecken der Gesellschaft, in die Welt hineinstarrt? Die größte Summe der Laster und des Elends würde verhütet, wüßte die Erziehung in den Gemüthern frühzeitig jenen lebendigen Trieb der Thätigkeit rege zu machen, der, zweckmässig gerichtet, niemals ermüdet, dem Guten, dem wahrhaft Nützlichen nachzustreben. Hierin besteht die Kunst: Das Gute, das Nützliche dem Lehrling angenehm zu machen. Das Geheimniß dieser Kunst liegt in einer solchen steten Beschäftigung der Seele des Zöglings, deren Ge-

lingen ihn, mittelst des angenehmen Gefühls seiner Kräfte, aufzumuntern, und dessen Mangelhaftigkeit ihn zur Vervollkommnung anzutreiben vermag. Wo der Unterricht dies nicht erreicht, da liegt die Schuld meistens an der Methode, zuweilen auch an dem Stoff, der der Fassungskraft oder den Verhältnissen des Zöglings fremd ist. Eine traurige Schule ist zuverlässig auch eine schlechte. Der Lehrer, der die Munterkeit, diesen Engel mit der heitern Stirne, zu seinen Lehrstunden nicht einzuladen weiß, verdient Mitleiden; aber seine Schüler noch weit mehr.

9.

Von dem, ein Gewerbe treibenden Bürger erwartet die Gesellschaft billig, daß er sein Gewerb wohl verstehe, daß er sich demselben mit Emsigkeit widme, und daß er ein rechtschaffener Gatte und Hausvater sey. Was ihm die Erziehung geben soll, ist demnach richtige, praktische Kenntniß seines Gewerbs, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit. Die letztere Eigenschaft ist aber der Grund, auf welchem allein die erstern gedeihen können. Man verstehe jedoch unter Rechtschaffenheit nicht jenen matten, zweifelhaften Tugendschein, der sich mit Engherzigkeit und Lastern gar wohl verträgt, und wovon die Ehre an jeden verschwendet zu werden pflegt, welcher es anzulegen weiß, dem Tadel gemeiner Seelen zu entgehen. Rechtschaffenheit bedeutet hier so viel, als Religion. Sie wird befördert a. durch die Anleitung und das Beyspiel der Aeltern; b. durch die religiösen Anstalten, und c. durch die Schulen. Die Wirksamkeit des erstern Mittels setzt voraus, daß Schule und Kirche mit vereinter Kraft brave Eltern bil-

den. Aber auch die Wirksamkeit der religiösen Anstalten verlangt Vorbereitung durch zweckmässigen Unterricht in der Schule. Damit der christliche Vortrag in den Tempeln richtig gefaßt werde, und gehörigen Eindruck mache, muß das Volk von Kindesbeinen an in vertraute Bekanntschaft mit der Glaubens- und Sittenlehre des Evangeliums gesetzt werden. Hiedurch erhält es einen fortlaufenden Leitfaden, an den es jeden spätern Unterricht im Berufe des Lebens anknüpft. Das erste Bedürfniß der Gewerbsklassen sind demnach gute Schulen. Der Religionslehrer ist zwar vermöge seines Berufs auch erster Schullehrer; ihm gebührt die Aufsicht und Leitung der Schule. So sehr aber die Einsicht hievon in mehrern Staaten zunimmt, so werden dadurch eigene, gut gebildete Schullehrer doch nichts weniger *als* entbehrlich. Der Seelsorger kann sich der *Schule nicht* ganz widmen; er bedarf hier eines einsichtsvollen und thätigen Gehülfen. Wie viel wird hierinn noch in allen Ländern vermißt? Wie manchem Dorfe, das mit Schenken dicht besetzt ist, fehlt es noch an einer guten Schule — an einem Schulhaus — an einem gebildeten, geprüften Lehrer! — Und wir nennen unser Zeitalter das aufgeklärte?

10.

An Schulverordnungen wäre kein Mangel; aus ihnen lässt sich aber, so vortrefflich sie seyn mögen, der Zustand der Schulen nicht beurtheilen; ohne gute Schulhäuser und Lehrer bleiben sie todte Buchstaben, und sie selbst schaffen keine Schulhäuser, und bilden keine Lehrer. Deutschland (die Heimath der pädagogischen Literatur) hat nur wenige Seminarien für

Schullehrer aufzuweisen; mehrere grosse Reiche noch wenigere. Erwartet man etwa, die Lehrer werden sich selbst bilden? — Wenn hat der rohe Kiesel sich selbst zum Edelstein geschaffen? — Man wendet ein: Der Staat habe keine Hülfsquelle zur Errichtung, zum Unterhalt solcher Anstalten. — Aber für so manche frivole, nichtige Zwecke versiegen die Hülfsquellen doch nie. Deutschland hatte vor Kurzem noch so viele herrliche, reiche Stiftungen; sie alle hat der Fiskus an sich gezogen, und der Schulfreund muß sich unfreundlich mit der Versicherung abweisen lassen: Für die Schule sey jetzt kein Heller in der Kasse. — Die Menschheit verhüllt sich erröthend!

11.

Der Schriften für das Volk giebt es jetzt viele; aber nur wenige sind geeignet, seinem wesentlichen Bedürfniß abzuhelfen, und diese wenigen — wie sparsam sind sie noch verbreitet; wie sehr werden ihre fruchtbaren Keime durch das üppige Geschoß der alten elenden Hausbücher noch erstickt! — Viele Bücher kann der Bauer, der Handwerker, weder sich anschaffen noch gebrauchen. Aber in jeder Haushaltung wären nebst guten Andachtsbüchern (die meisten Seelen bedürfen dieser Leiter, um sich zu Gott zu erheben) und einem vernünftig bearbeiteten Kalender, wenigst noch zwey Bücher zu wünschen: a. Ein Evangelienbuch, und b. ein Handbuch, welches die Summe der Kenntnisse in sich faßte, deren der Gewerbsmann, als solcher, als Bürger und als Christ, nicht ohne Nachtheil entbehrt. — Aber auch dafür ist kein Geld zu finden! — Wäre also dies die Frucht der ewigen Multiplikation der Steuern? Arme Völker, deren Geist für Nichts geachtet wird,

weil die Politick sie nur als Maschinen behandelt; ewig verdammt, herrschsüchtigen Entwürfen zu fröhnen!

12.

Inzwischen schleicht allmählig auch unter den niedern Volksklassen die Seuche leichtfertiger Grundsätze, unzüchtiger Romane, und sophistischer Flugschriften umher. Durch welche Maasregeln soll man dies hindern? — Wenigst durch Gegengifte! Würden durch aufgeklärte Sorgfalt von obenherab gute Schriften verbreitet, sie brächten die schlechten in Miskredit, und bewahrten vor ihrer ansteckenden Kraft. Statt dessen sieht man jetzt in mancher kleinen und grossen Residenz aus jenen literärischen Giftbuden, die unter der Firma von Leih- oder Lese-Bibliotheken den Abschaum der Literatur, als die gangbarste Waare spenden, mit obrigkeitlichem Schutz das Verderben sich verbreiten. Kein Wunder, daß der Hang zur Ueppigkeit und Wollast jeden Zügel verschmäht! Wie läßt sich erwarten, daß der feurige Jüngling, daß das leichtsinnige Mädchen, deren sittlich-religiöse Grundsätze noch nicht befestiget sind, sobald einmal ihre Einbildung in der Zauberwelt der Romane lustwandelt, in der das Laster als liebenswürdige Schwachheit glänzt, nicht von dem mächtigsten Reiz überwältigt werden sollten, der Rolle romantischer Helden und Heldinnen vor der Einförmigkeit der alten, schlichten Sitten-Unschuld den Vorzug zu geben?

13.

An vielen Orten, wo der Bemittelten erwachsene Töchter mit gedankenloser Eitelkeit an der Romane Schierlingstrank

sich letzen, fehlt es noch immer einer Menge Kinder an den nöthigen Schulbüchern. Die Aeltern sind zu arm, und der Staat ist — ja noch weit ärmer! — Möchten doch edelmüthige begüterte Patrioten sich des Geistes der dürftigen Jugend erbarmen, wäre es auch nur, um dem Staat das Geständniß einer so schimpflichen Dürftigkeit zu ersparen!

14.

Doch, die Schulbücher selbst, wie mangelhaft sind noch die meisten; die einen durch Ueberfüllung mit Gegenständen, die andern durch üble Auswahl. Man setze Preise aus für die Verfertigung solcher Schulbücher. Die Preisschriften werden dann einem einsichtsvollen Schulrathe wenigst treffliche Materialien zur Auswahl liefern. Allein — der Verleger, sagt man, hat ein allerhöchstes Privilegium auf 10. auf 20. Jahre. — Wie? in einem Zeitalter, welches die, mit hundertjährigen Verdiensten besiegelten Privilegien ganzer Stände mit Füssen tritt, wär' es dem Eigennutz eines Buchhändlers vergönnt, daß er ein Privilegium erschleiche, die Fortschritte der Volksbildung auf Jahrzehnte zu verhindern? —

15.

Weibliche Erziehung (die Vormünder der zärtern Hälfte der Menschheit mögen es verantworten!) kennen wir jetzt im Ganzen beynahe nur dem Namen nach. Die Vernachlässigung wirklicher Geistesbildung lässt sich allenfalls bey den Anfängern der Lehre Muhameds entschuldigen, die dem schönen Geschlecht die Belustigung der Männer in diesem und im künftigen Leben zur Bestimmung anweist. Wie aber bey

christlichen Völkern, wo die schwache weibliche Tugend nicht durch Verschnittene zwischen den Gittern eines Harems gehütet wird? — Die alten Sitten, schreibt Joh. Müller *), gaben den Weibern männlichen Sinn; und nach dem Zeugniß der Geschichte aller Völker sind die Weiber stets, wenn Männer — Männer waren, nur weiblicher, sonst ihnen gleich gewesen **). Die Bürgerinnen von Sparta, die Frauen der Römer, die Töchter Herta's zeigten sich ihrer Männer würdig. Wenn aber die männliche Tugend der zuverlässigste Wächter der weiblichen ist, — wäre es nicht thörichte Sorglosigkeit, sich noch auf diesen Wächter zu verlassen, nachdem der Kultur unwiderstehlicher Einfluß die Sitten der Männer durch das schleichende Gift der Weichlichkeit entnervt hat? — Mancher sieche Schwächling äfft zwar jetzt mit höhnendem Unwillen den Ausruf des entrüsteten Hamlet nach: „Schwäche! dein Nam' ist Weib ***)"! — Aber dieser Ausruf ist weiter nichts, als ein Bekenntniß eigener Schwachheit. Nur weil die Männer ihnen keine Kraft mehr zu geben vermögen, sind die Weiber so schwach. „Die sogenannte feine Lebensart", sagt Gibbon, „verdirbt den Umgang zwischen beyden Geschlechtern, indem sie den äussern Anstand desselben verschönert. Die Sinnlichkeit wird am gefährlichsten, wenn die Liebe durch empfindsame Leidenschaft erhöht, oder, genauer zu reden, unter dem Schleyer der letztern verborgen wird. Die Anmuth der Kleidung, der Bewegung und der Sitten giebt der Schönheit neuen Glanz, und entzündet die Sinne durch die

*) Geschichte der schweiz. Eidgenoß. B. I. S. 608.
**) Gr. Fr. Leop. v. Stolberg Jamben.
***) Shakespear's Hamlet.

Einbildungskraft. Schwelgerische Gastmahle, mitternächtliche Tänze, und muthwillige Schauspiele bieten der weiblichen Schwachheit zugleich Verführung und Gelegenheit dar *)"! Wer fühlt nicht, daß, wo diese Ausartung der Lebensart eingetreten ist, die Tugenden des häuslichen Lebens nicht ferner ohne die größte Gefahr dem Geist der öffentlichen Sitten überlassen werden dürfen? Aber in nicht minder gefährlichen Händen sind sie alsdann, wenn sie der Privaterziehung der Aeltern anvertraut bleiben, deren häusliches Wesen von der verfeinerten Lebensart angesteckt ist. Denn die ausgeartete Mutter wird immer geneigt seyn, wär' es auch nur, um mit einer Welt, die das Laster zur feinen Sitte gestempelt hat, sich nicht zu entzweyen, ihre Töchter nach ihrem eigenen Bilde zu neuen Schlachtopfern dieser Welt zu erziehen. Antonin der Fromme, da er sah, daß er die Ausschweifungen seiner Gemahlin, die der Verderbtheit des Zeitalters eine verführerische Sanktion zu geben schienen, nicht ohne Vergrösserung des Aergernisses bestrafen könne, war wenigst bedacht, die häuslichen Tugenden dadurch zu entschädigen, daß er Anstalten zu edler Bildung römischer Töchter errichten ließ. Möchte dieses Beyspiel in unsern Tagen Nachahmer finden unter den Grossen, aus deren Pallästen sich zuerst der Zauber üppiger Lebensart in dem erweiterten Kreise derjenigen sich verbreitete, die sich die Gebildetern nennen.

16.

Das Bedürfniß solcher Bildungsanstalten für Mädchen nimmt sichtbar in gleichem Verhältnisse zu, je weiter man von

*) Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des Röm. Reichs. Thl. II. S. 83.

dem mittlern Standpunkte der arbeitsamen Klasse von Bauern und Handwerkern aufwärts und abwärts blickt. Unter Hohen und Reichen, die so gern in üppigem Müssiggang ihren Vorzug suchen, und in der Klasse, die sich durch Dienen den Unterhalt verschaffen muß, ist dieses Bedürfniß in gleichem Grade fühlbar. In den Bildungsanstalten für die Töchter aus den höhern Ständen hüte man sich aber vor dem Geist der Vielwisserey, womit so manche Pädagogen noch immer angesteckt sind. Die Seuche der Ueppigkeit aus dem Kreise des häuslichen Lebens zu verbannen — dies sey der wesentliche und feste Gesichtspunkt solcher Anstalten. Vieles Wissen würde das Uebel mehr verschlimmern, als heilen. Denn auch das gehört zu den verderblichen Folgen der Verfeinerung, daß die Damen mit Wissenschaften, wie mit lügender Schminke und falschen Perlen sich schmücken. St. Evremont bemerkt zwar, daß sie *diese gelehrte Kokettерie* gerade so ziere, wie ein Spitzbart sie zieren würde. Allein der Luxus besitzt eine betäubende Kraft, der das Gefühl des Schicklichen, auch in den zärtern Weiberseelen nicht widersteht. Die Tugenden einer Gattin und Hausmutter sollen das junge Frauenzimmer aus dem Erziehungsinstitut in die Welt begleiten; und nur mit solchen und so vielen Kenntnissen sey ihr Geist ausgestattet, als dienlich ist, um sie auf Lebens-Zeit gegen die Langeweile zu schützen, welche die gefährlichste Verführerin in das Labyrint der Thorheiten ist. So albern die wissenschaftliche Ziererey die Dame zu kleiden pflegt, so liebenswündig macht sie jene bescheidene Theilnahme an Gesprächen über Gegenstände der Literatur, die einen, durch die Lektüre der beßten Geisteswerke veredelten Geschmack verräth. So unabsehlich ferner die Ver-

wüstung auf Generationen hinabwirkt, welche die aqua tophana der Romanenleserey in der physischen und sittlichen Ordnung anrichtet, so unstreitig ist es, daß einem Frauenzimmer, als Gattin und als Mutter, die fortgesetzte Benutzung ihrer Feyerstunden zur Lesung der bessern, der Bildung des Herzens geweyhten Produkte aus dem Gebiete der Geschichte, der Erziehung, der Moral und der Poesie *) manigfaltige Vortheile gewähre. Dadurch würde sich nicht nur auf das häusliche Leben ein unsäglicher Reiz verbreiten, sondern selbst der gesellschaftliche Ton der feinen Welt, wie viel würde er nicht für Geist und Herz gewinnen, da er gegenwärtig, von den Launen der Mode und von dem Einfluß schaler Romane und Schauspiele gestimmt, die Herren und Damen grossentheils so sehr nach der Welt bildet, daß sie nach Johnson's Ausdruck nichts mehr in der Welt sind. Doch die schönste Frucht, die ein keuscher Umgang des Frauenzimmers mit den Musen hervorbringt, zeigt sich in der Erziehung der Kinder, welche der Geist einer in diesem Umgang gebildeten Mutter weder mit Affenliebe verzärteln, noch mit Leichtsinn von dem, was wichtig ist, auf eitle Nebendinge ablenken wird. Plutarch stellt den römischen Damen das Beyspiel einer edeln Mutter aus dem barbarischen Illyrien zur Beherzigung vor, die den Musen folgende Inschrift geweyht hat: „Dies hat Euridice von Hierapolis den Musen geweyht, da sie ihren theuern Wunsch erhört sah. Als sie Mutter erwachsener Kinder geworden, hat

sie

---

*) Jener Poesie nämlich, von der Klopstock so lieblich singt: „Dich soll der schönsten Mutter geliebteste und schönste Tochter lesen, und reizender im Lesen werden." Wingolf, drittes Lied.

sie sich alle Mühe gegeben, Künste und Wissenschaften zu erlernen, um zu den Schätzen der Weisheit zu gelangen *)."

17.

Der Bildung geschickter, treuer und sittlich-guter Dienstboten des weiblichen Geschlechts gebührte in jeder bedeutendern Stadt eine Anstalt. Der Nutzen würde sich auf alle Haushaltungen ergießen. Welcher kluge Hausvater zahlt nicht jetzt willig sein Schärflein zur Milderung der Folgen, die aus Feuersbrünsten entstehen? Welcher sollte wohl einen ähnlichen Beytrag scheuen zu einer Anstalt, die die moralische und ökonomische Sicherheit seines Hauses sicher stellen würde? — Man errichte solche Anstalten, und die Wohlthätigkeit edler Stifter wird zuverläßig auch auf ihre Unterstützung bedacht seyn. Warum sollten übrigens zu diesem Behuf nicht auch die der Armuth gewidmeten Fonds, die an vielen Orten so ergiebig sind, beysteuern? — Warum sollte in katholischen Ländern nicht manches Nonnenkloster in eine solche Anstalt mit erwünschtem Erfolg können verwandelt werden?

18.

Für die gebildetern Klassen des männlichen Geschlechts, deren Beruf gelehrte Kenntnisse fodert, haben unsere Voraltern drey Stufen von Lehranstalten angeordnet: Gymnasien, Lyzäen und Universitäten. Die Gymnasien waren bestimmt: Die Elemente der moralischen und szientifischen Bildung, und unter diesen vorzüglich die Sprachen, als noth-

*) Plutarchs Moralische Schriften. Abhandl. von der Erziehung der Knaben.

wendige Hülfsmittel aller Wissenschaft zu erlernen; die Lyzäen sollten sodann über die zweckmäßige Anwendung der Elementarkenntnisse nach den Bedürfnissen des Lebens Unterricht geben; auf den Universitäten endlich sollte der Jüngling Anleitung erhalten, die erworbenen Wissenschaften nach Maaßgabe seines künftigen Berufs zu einer solchen Vollendung auszubilden, daß er beym Eintritt in das Geschäftsleben auf dem hellen Standpunct zusammenhängender Uebersicht eines geordneten Ganzen mit guter, gründlicher Theorie der Beurtheilungskraft geschärften Blick verbinde. Daß die Stifter dieser Anstalten sich ihren Zweck nicht eben in so scharfer Bestimmtheit dachten, und diese Anstalten selbst in ihrer ersten Anlage äusserst unvollkommen waren, findet Entschuldigung in dem mangelhaften Zustand der Wissenschaften, die sich erst mit Anstrengung aus der Nacht der Barbarey hervorgearbeitet hatten. Ihre allmählige Vervollkommnung empfinden diese Anstalten zuerst durch den Enthusiasmus für Wiederbelebung der alten klassischen Literatur, sodann von dem Wetteifer, den das Interesse der Staatsklugheit zur Behauptung gewisser politischer und religiöser Systeme unter den Gelehrten zu erregen wußte. In der Natur dieser Triebwercke, welche die bessere Einrichtung gelehrter Schulen hervorbrachten, liegen indessen auch schon die Keime des Pedantismus und der Einseitigkeit, die noch gegenwärtig die Formen und Früchte dieser Schulen nicht wenig verunstalten.

19.

Die bessern Schriftsteller des XVI. u. XVII. Jahrhunderts haben diese Gebrechen in hogartischer Manier treffend gezeich-

net. Auch sah man nach und nach vor der Kraft ihres feinen Spottes manche Krücke der Scholastick sinken; weil aber die Ursachen der herrschenden Mängel und Fehler ungeschwächt fortwirckten, so schien doch immer nur Ein Pedantismus den andern zu verdrängen, und ein polternder Dämon dem andern zu weichen. Der Zunftgeist, der zur Zeit der ersten Bildung gelehrter Schulen nothwendig schien, weil sie damals Streitplätze waren, gewann durch die Zeit und durch das vereinigte Interesse der Lehrer und Schüler solche Festigkeit, daß jeder gründliche Verbesserungsversuch an dieser Klippe scheiterte. Geschah auch zuweilen eine Reform, so wurde sie doch meistens von Schulmännern selbst ausgeführt, die sich ängstlich scheuten, mit Nachdruck auf die Wurzel der Krankheit zu dringen. In so ferne solche Reformen der Sieg eines, der Wahrheit näher rückenden Systems waren, läßt sich ihnen das Verdienst nicht absprechen, die Wissenschaft weiter gebracht zu haben. Das eifrige, rastlose Bestreben zur festen Begründung und feinern Ausbildung der verschiedenen Fächer des gelehrten Wissens erweiterte indessen immer mehr die Kluft zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissen und Weisheit. Je höher das Studium auf Vervollkommnung der gelehrten Theorien gesteigert wurde, desto mehr erkaltete die Sorgfalt für praktische Anleitung und für Karakterbildung der Zöglinge. Die Lehrer schienen grossentheils zu vergessen, daß sie ihrer Schüler wegen da seyen, die sich daher von ihrer Bestimmung oft um so weiter entfernten, je rüstiger sie das spitzfindige System ihres hochgepriesenen Lehrers zu defendiren verstanden. Statt sich zu den Bedürfnissen der Schüler herabzulassen, zog sie der Lehrer in die Wolkengebilde seiner

Gelehrsamkeit hinauf. Man schien blos für die Schule zu lernen, nicht für die Welt. Allein der Pedantismus ist seiner Natur nach zu unbescheiden, als daß er nicht aus der Schule mit aller seiner Schellen unmelodischem Geklimper auch in die Geschäfte, zu deren Behandlung man Gelehrter zu bedürfen glaubte, sich hätte eindringen sollen. Denn es war natürlich, daß der absolvirte Theolog, der Jurist, der Mediziner, seine Geschäfte nach den Formen modelte, die er Jahre lang mit hirnzerbrechender Mühe seinem Gedächtniß einverleibt hatte, und ausser denen er größtentheils nichts wußte. Hiezu kam endlich noch die narkotische Kraft, womit der, in der kultivirten Welt überhandnehmende Freyheitsgeist üppiger Sitten allmählig auch die Wachsamkeit und Energie der akademischen Disziplin einschläferte. Hiedurch geschah, daß zu der alten, ungeschliffenen Rohheit der Studirenden, die in dem Geist der Zunft-Verfassung und in der heftigen Eifersucht zwischen den Akademieen und ihren erlauchtesten Lehrern Schutz und Begünstigung fand, sich auch die entnervenden Laster der Verfeinerung dergestalt gesellten, daß manche hochberühmte Schule der privilegirte Tummelplatz des jugendlichen Muthwillens zu seyn schien. Auch verdiente der Weisheitsdünckel des in die Welt eintretenden Akademikers mit jener Antwort des Antisthenes zurechtgewiesen zu werden, die er einem gab, der ihn fragte, was er ihm rathe, zu lernen: Das Böse zu verlernen ... Die Gelehrsamkeit der Schule wurde verachtet, weil sie sich verächtlich machte, indem sie ganz jener ähnlich war, die schon Seneka: solertissimas — Martial aber difficiles — nugas nannte.

20.

Kein Wunder, wenn die Edeln im Lande Bedenken trugen, und noch tragen, die Bildung hoffnungsvoller Söhne solchen öffentlichen Anstalten anzuvertrauen, deren Ruhm sich einzig auf die Gelehrsamkeit einzelner Professoren gründet. Wollte man diese Anstalten durch eine Radikalkur in den Stand setzen, des Zeitalters täuschenden und entnervenden Geist zu bessern, anstatt ihm täglich neue Schlachtopfer zu liefern, so ist unumgänglich nöthig:

A.) Daß ein richtiges Gleichgewicht zwischen Theorie und Ausübung, zwischen Wissenschaft und praktischer Anleitung, durch stete Verbindung der Uebung mit dem Doziren hergestellt werde.

B.) Daß jeder *Klasse* studirender Jünglinge jener Unterricht, der *das Herz*, den Karakter, die Seele zur Rechtschaffenheit, zur Pietät, zum Gefühl ächter Ehre, zur Mässigung und zu patriotischen Gesinnungen bilden soll, gleichen Schritt halte mit der wissenschaftlichen Ausbildung des Verstandes. Denn die moralische Ordnung ist die Grundlage der politischen, und mit Zügellosigkeit ist ächte Aufklärung eben so unvereinbarlich, als mit Unwissenheit.

C.) Daß die wachsame und erste Aufsicht über die Sittlichkeit und den Fleiß der Studirenden um so mehr erhöht, um so fester organisirt werde, je mehr die Verdorbenheit der Zeiten die Gefahren vergrössert und vervielfältigt hat.

D.) Daß endlich auch den sinnlichen Ergötzungen und den Leibesübungen der Studirenden jene Sorgfalt gewidmet werde, auf welche die Macht jugendlicher Sinnlichkeit,

der wichtige Einfluß der körperlichen Gesundheit auf die des Geistes, und das Bedürfniß des regen Thätigkeitstriebes der Jugend so starken, so gerechten Anspruch machen.

21.

Einer solchen Reform ist jede — größere oder kleinere — Lehranstalt empfänglich. Es gehört aber zu den übrigen Wahnbegriffen der Zeit, daß jede Reform mit Umschmelzung der äussern Gestalt angefangen werden müße. Die Frucht solcher Reform bezahlt jedoch die Kosten nicht ... Die alte dreyfache Abtheilung in Gymnasien, Lyzäen und Universitäten verdient keinen Tadel; darinn wurde gefehlt, daß man die eigentliche Bestimmung jeder dieser Lehranstalten nicht selten miskannte, ihre Grenzen verwirrte, und die Stufenordnung ausser Acht ließ, in welcher sie zur vollendeten Bildung der studirenden Jugend wirken sollten.

22.

Das Gymnasium übernimmt den Knaben in dem Zeitpunkt der Morgendämmerung seiner nach Aufhellung strebenden Begriffe und Gefühle. Durch richtige, rein menschliche Entwickelung, Beschäftigung und Ausbildung der Verstandes- und Gefühlskräfte, den Knaben, dessen künftige Berufsart noch unbestimmt ist, zum vernünftigen und edelmüthigen Menschen heranzubilden — dies ist die achtungswürdige Bestimmung der Gymnasien. Die humane Bildung des Knaben wird hier am sichersten erzielt, wenn er am Leitband des Studiums der Sprachen (die am feinsten ausgebildeten verdienen wohl immer den Vorzug) mit dem Klassischen, d. i. mit dem Edelsten,

Schönsten, Vollendetsten, was die Literatur (im Ausdruck von Begriffen und Gefühlen) darbietet, vertraut gemacht wird. Ohne Mühe kann zwar der Knabe diesen Weg nicht zurücklegen. Ist es aber nicht gerade im Knabenalter am wichtigsten, den Menschen zu rastloser, unermüdeter Thätigkeit zu gewöhnen? Und dann, wie reichlich belohnt sich dem Knaben die Mühe, bey zweckmäßiger Anleitung, durch Befriedigung seiner Wißbegierde mittelst der schönsten Fülle anziehender Kenntnisse von der Natur und dem Menschen. Nur die Mühe sollte man dem Knaben ersparen, die sich kärglich mit leeren Nüßen belohnt. Dahin darf z. B. die ganze Rüstkammer jener sogenannten Rhetorik gerechnet werden, die nach Fra Gerundio's hochgelehrtem Magister einzig in rethorischen Figuren, mit schönen, hochtönenden, griechischen Namen geziert, besteht, von denen der Redner, sobald man es verlangt, eine deutliche und passende Definition muß geben können *). — Die neuern Vorschläge, dem Studium der alten Sprachen, den Sachkenntnissen zu lieb, im Gymnasium einen untergeordneten Rang anzuweisen, mögen gut gemeint seyn; aber der Genius der Humanität bewahre uns vor ihrer Ausführung **)! Die klassischen Werke der Alten dienten zur Begeisterung allen denen, die in spätern Zeiten den menschlichen Geist der Barbarey entrissen; nach ihrem Genius haben sich die bessern Geister der neuen Nationen gebildet; und, so vergeblich das Bestreben zur Nachahmung dieser, in den feinsten und gediegensten Sprachen

---

*) Geschichte des berühmten Predigers Br. Gerundio von Campazas (Leipzig 1773.) I. B. S. 159.

**) Leider ist diese hie und da schon erfolgt. Aber die Früchte werden dem Baum das Urtheil sprechen . . .

gebildeten Kunstwerke ist, so bleibt doch ihr lebendiger Geist das würdigste Vorbild für die Nacheiferung aller Völker und Zeiten. Der Lehrer begnüge sich aber nicht, nach der, jetzt noch größtentheils üblichen Methode die Formen klassischer Werke mittelst steifer Kunstregeln zu zergliedern; er mache die Schüler bey jeder Stelle auf den sinnvollen Geist des Verfassers aufmerksam; er zeige ihm, wie weit sinnleerer, schwächer, unfeiner die nämliche Stelle aus der Feder eines andern geflossen wäre; er mache ihm den Vorzug des Einfachen vor dem Gezierten und Schwülstigen recht einleuchtend; er entwickle die schönen, richtig geformten Züge in den Karackteren; er errege bey Erläuterung schöner Gemälde von Personen und Ereignissen in des Schülers Seele jene Liebe zum Guten, und jenen Abschen vor dem Bösen, die, frühzeitig angefacht, nicht mehr so leicht erlöschen, und durch Versuche in schriftlichen Nachbildungen noch feuriger belebt werden. Unter die nützlichsten Uebungen des Gymnasisten, durch die er sich die Formen der Grammatik weit besser aneignet, als durch die Folter des Gedächtnisses, rechne ich die Uebersetzung der Klassiker in die Muttersprache, und sodann eine gute Uebersetzung der nämlichen Klassiker in das Lateinische; ferner die freye Bearbeitung eines, vom Lehrer nur mit allgemeinen Zügen angegebenen Stoffes, der von einem Klassiker musterhaft bearbeitet ist. Auf solche Art wird des Schülers Urtheilskraft gewöhnt, sich an den untrüglichen Prüfstein des Schönen, des Treflichern zu halten.

In Ansehung der Geschichte hat man neuerlich die vaterländische für die Jugend an Gymnasien empfohlen. Mir scheint, erst durch vorhergehende Kenntniß der alten Geschichten

könne das Studium der neuen für die Jugend lebhaftes Interesse und volle Bedeutung gewinnen. Nebst der Biblischen, gewährt die der Griechen und Römer die zweckmäßigsten Elementarkenntnisse zur Historie, indem sie von dem begleitenden Studium alter Klassiker Licht empfängt, und die jetzige Welt doch erst aus jener sich gebildet hat. Besonders starken Eindruck können kräftige Schilderungen einzelner großer, edler Männer des Alterthums hervorbringen. Das Uebrige der Ereignisse sollte daher nur als Folie benutzt werden, um solche merkwürdige Karaktere mehr hervorzuheben.

In den neuesten Zeiten pädagogischer Raffinirung ist die Frage aufgeworfen worden: Ob nicht für die verschiedenen Fächer des Gymnasialunterrichts verschiedene Lehrer aufgestellt werden sollten, da jeder sodann sein Fach um so gründlicher verstehen und *lehren könnte?* — Wenn man aber der Natur der Sache schärfer in's Angesicht blickt, so scheint der Vortheil überwiegend, wenn Ein Lehrer den Knaben Alles in Allem ist. Auch beschäftigt sich das Gymnasium nur mit den Elementen der Wissenschaften, wovon die gründliche Kenntniß jedem Gymnasial-Lehrer um so billiger zugemuthet werden muß, als die Elementarfächer, welche die Sphäre des Gymnasialunterrichts umfaßt, vielseitig in einander greifen, und in engem Zusammenhang stehen.

Zur Sittenzucht der Gymnasisten empfiehlt sich vor allem das edle Organ eines reinen, für Herz und Verstand berechneten, gemeinsamen Religionsunterrichts (wozu jeder einzelne Lehrer für seine Klasse den Grund legen muß), und einer würdevollen Gottesverehrung; sodann die beständig unterhaltene Thätigkeit des Zöglings; endlich die väterlich wachsame, war-

nende und zurechtweisende Aufsicht der Vorsteher der Anstalt. Auch die leiblichen (gymnastischen) Uebungen sind ein Verwahrungsmittel der Knaben gegen Ausschweifungen. Ihre Spiele sollten stets öffentlich seyn, unter dem Auge der Vorsteher, sey es im Freyen, oder in geräumigen, dazu bestimmten Sälen.

Man wende nun von diesen, gewiß nicht überspannten Ideen einen Blick auf unsere Gymnasien — wie tief stehen sie noch? —

23.

Die Hauptursache der bedeutenden Gebrechen unserer Gymnasien liegt in dem Mangel an guten Seminarien zur Bildung geschickter Gymnasial-Lehrer. So lange dieser Mangel fortdauert, bleibt die Hoffnung guter Gymnasien eitel. Den unverkennbaren völligen Verfall der letztern in den katholischen Staaten seit Aufhebung der Jesuiten, kann man einzig dem Umstand zuschreiben, daß die Jesuiten die Lehrer zuerst bildeten, bevor sie solche anstellten, nach ihrer Erlöschung aber die Vorsorge für künftiger Lehrer Bildung um so unbekümmerter vergessen wurde, als man sich bey den Gymnasien auf die Exjesuiten, als wären sie unsterblich, zu verlassen fortfuhr. — In solchen Fächern, deren dringendes Bedürfniß jedem, der ihnen obliegt, Versorgung zusichert, würde wohl so leicht kein Mangel an tauglichen Männern eintreten, wenn auch dafür keine eigenen Bildungsanstalten bestühnden. Und doch giebt es deren für Juristen, Theologen, Mediziner. Warum keine für den Gymnasial-Lehrer? Dieser muß doch ganz einem sehr mühsamen Beruf leben, der, so wesentlich sein Nutzen auch immer ist, im

Staate zu keinen reichlichen Beförderungen die Aussicht öfnet, und dessen Vorbereitung nicht nur emsige Studien, sondern auch eine durch viele Uebung gebildete Lehrgabe verlangt. Freylich sind auch mit den meisten Lehrerstellen an Gymnasien so kärgliche Besoldungen verknüpft, daß sie dem fähigen Mann, der so wenig von purem Geist als von Schulstaub leben kann, keinen Reiz darbieten, einem Beruf sich zu widmen, der seine Priester verschmachten läßt ... Deutschland (wir wiederholen es) war ehedem mit reichen Klöstern und Stiftern bedeckt. Inner dritthalb Jahrhunderten wurden sie alle aufgehoben. Man schalt sie unnütze Parasiten. Was hat man an ihre Stelle gesetzt?

24.

Die Prüfung der Köpfe ist ein Geschäft, dessen Besorgung die Gesellschaft vorzüglich von den Lehrern an Gymnasien zu erwarten berechtiget ist. Wenn sich an einem Schüler drey Klassen hindurch ein solcher Mangel an natürlichem Talent bewiesen hat, den keine Anstrengung des Fleisses zu ersetzen vermag, so ist es wohl ein wesentlicher Dienst für die Menschheit, den Schüler dem Gewerb- oder Soldatenstand zu übergeben. Beharrlicher, unbezwinglicher Unfleiß aber darf dem absoluten Mangel an Fähigkeit gleich geschätzt werden. Der Aeltern blinder Eigensinn verdient hier keine Rücksicht. Eben so wenig sollte diesem eine Stimme vergönnt seyn bey der Entscheidung: Ob man den Knaben zu einer höhern Klasse dürfe aufsteigen lassen? Hierin gebührt dem Lehrer jeder Klasse und dem Rektor des Gymnasiums das unbeschränkte Vertrauen. Bisher wurde dieser wichtige Gegenstand beynahe keiner Achtsamkeit gewürdigt, und den Launen des Zufalls und der Will-

führ preisgegeben, während doch der Aberglaube an Physiognomik und ihre Abarten den höchsten Gipfel erreichte.

25.

Das Gymnasium übergiebt den Schüler, dessen Fähigkeit zu den Studien genugsam erprobt ist, dem Lyzäum, damit er hier die große Kunst lerne, klar zu denken, mit Fertigkeit richtig zu urtheilen, und den Werth der Dinge weise zu schätzen. Zu diesem Behuf dient der Unterricht, der unter den Namen: Logik, Physik, Mathematik, Sittenlehre, Weltgeschichte und Aesthetik bekannt ist. Die Ueberladung des Lyzäisten mit andern, positiven Fächern kann nur den Hauptzweck vereiteln. Aber auch über die aufgezählten Fächer sind bloße Vorlesungen unzureichend, wenn nicht stets mündliche Prüfungen und schriftliche Ausarbeitungen damit verbunden werden. Die sehr anziehende, nie aufhörende Beschäftigung, die dadurch dem Jüngling zuwächst, entzieht ihn zugleich den Reitzen zu jenen Verirrungen, denen der Hang zu den Vergnügungen sein Alter so sehr aussetzt. — Zum Unterricht in der Logik ist er vorbereitet durch die, mittelst Anwendung grammatischer und rhetorischer Formen und Beobachtung der Schönheiten in den Klassikern geweckte Beurtheilungskraft. Die Logik ist die Elementar- und Methodenlehre aller Philosophie, und wird in Verbindung mit Mathematik die Vorbereitung zur Physik. Inner zwey Jahren läßt sich von einem fleissigen Jünglinge der philosophische Kurs vollenden. In dem ersten werde neben der Logik und Mathematik die Weltgeschichte, in dem zweyten neben der Physik die Sittenlehre, in beyden zugleich die Aesthetik gelehrt; diese bestehe aber nicht so wohl in

Konstruirung eines leblosen Todtengeripps von Kunstregeln, als in geistreicher Entwickelung höherer und feinerer Schönheiten in alten und neuen Klassikern, mit Anleitung zur Verfertigung schöner Aufsätze nach diesen Mustern. — In der Weltgeschichte und in der Sittenweisheit werde der Unterricht mit vereinter Kraft darauf angelegt, dem Jüngling — nicht eine kalte Theorie der Moral in den Kopf zu bauen, sondern jene vortrefflichen Gesinnungen in die Seele zu athmen, die den Menschen in allen Verhältnissen adelt, auf denen das Wohl der Staaten und Familien beruht, und deren göttlicher Einfluß die großen, die edeln, die preiswürdigen Männer aller Zeiten und Völker gebildet hat. Dürfen sich wohl unsere heutigen sublimen Sittenlehrer im Ernst versprechen, solche Gesinnungen einzuflößen, indem sie ganze Semester hindurch mit der, eines Skotus würdigen Spitzfindigkeit das oberste Prinzip der Moral aus einem Chaos künstlicher Worte hervor zu klauben sich bemühen? — Und vergißt der Lehrer der Weltgeschichte seines Berufes nicht, wenn er sich begnügt, die Thatsachen in chronologischer Ordnung, wie der seelenlose Schattenspieler seine Figuren, vorzuführen, und allenfalls über jene berühmten Personen und Anstalten, die der gerade herrschende Zeitgeist unfreundlich anblickt, ein wegwerfendes Urtheil anzubringen? — Vergebens hofft man, durch systematische Zergliederung moralischer Begriffe das lebendige Gefühl der heiligen Pflichten der Freundschaft, der Liebe, der Dankbarkeit im Herzen des Jünglings zu wecken. Weder Sokrates, noch Christus, und kein Lehrer der Weisheit, dem es Ernst war, die Menschen zum Göttlichen zu erziehen, hat je Begriffe gespaltet; sie wußten, daß die ganze Moral auf einer einzigen Grundgesinnung beruhe,

und diese Gesinnung, als eine unversiegbare Quelle sittlicher Handlungen suchte ihr Unterricht in den Gemüthern aufzurufen, zu stärken, zur Herrschaft zu erheben. Wird dem Jüngling ein hohes Bewußtseyn von seinem Rang und Karakter in der Schöpfung beygebracht, so wird in ihm natürlich ein Streben entstehen, diesem Bewußtseyn gemäß edel zu handeln, und sich vor einer niedrigen, lasterhaften Handlung zu scheuen, die ihn der Würde verlustig machen könnte, zu welcher er sich bestimmt fühlt *). Die Philosophie, sagt Montaigne **), muß das Wissen der Seele nicht umthun als ein Gewand, sondern als einen lebendigen Geist einhauchen; sie muß sich damit durch und durch färben; und wenn es die Seele nicht ändert, und ihren unvollkommenen Zustand nicht bessert, so wäre es wahrlich besser, sich gar nicht damit zu befassen. — Die Philosophie soll in uns die Kraft zum Sieg für den entscheidenden Augenblick des Kampfes bereiten; wir sollen nach Plutarch von ihr lernen: Im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht niedergeschlagen zu seyn, und uns weder von Wollüsten entnerven, noch vom Zorn zu thierischer Wuth hinreissen zu lassen ***). Zur unauslöschlichen Schande unserer gepriesenen Kultur wird noch von so mancher Lehrkanzel kaum jemals das Gefühl dessen angeregt, was die Würde des Lebens erheische; welchen Anspruch Aeltern, Vorgesetzte, die Gesellschaft an den Menschen machen; wie herrlich es sey, mit männlicher Selbstüberwindung, in der Stunde der Versuchung dem Reiz des Lasters zu

*) Vergl. Dr. Hume's moralische und politische Versuche (Hamburg und Leipzig 1756.) S. 146.
**) Gedanken und Meynungen (übers. v. Bode, Th. I.) S. 267.
***) Plutarch moralische Schriften a. a. o.

widerstehen; wie edel, mit aufopfernder Großmuth, mit Verachtung kleiner Absichten, mit fester Berufstreue, für das Vaterland, für Freyheit, für Wahrheit zu leben und zu sterben. Uebrigens bedarf des Lyzäisten sittliche Natur der fortgesetzten Anhaltung zur Theilnahme an religiösem Unterricht und erbauender Gottesverehrung, so wie dessen physisches Wohl der gymnastischen Uebungen unter liberaler Aufsicht. Wie viele Lyzäen giebt es, die Anstalten hiezu aufweisen? Die Leibesübungen der Jugend werden der Willkühr überlassen. Kein Wunder, daß sie zu gefährlichem Spielzeug des Libertinismus herabgesunken sind.

26.

Der Jüngling sollte vom Lyzäum (wenn gleich der ordentliche Lehrkurs auf zwey oder drey Jahre festgesetzt wäre) nicht früher entlassen werden, bevor er sich in Kenntnissen und Aufführung als ein würdiger Schüler der Weisheit erwiesen hat. Ist diese Adelsprobe von ihm geleistet, dann erst übernehme ihn die Universität. Unter diesem, etwas pompösen Ausdruck verstuhnd man bisher eine Lehranstalt, wo alle Fächer menschlicher Kenntnisse wissenschaftlich vorgetragen werden. Die Wissenschaften aber theilt man ab in natürliche, deren Erkenntniß durch bloßen Gebrauch der Vernunft, und positive, deren Erkenntniß nur mittelst der Erfahrung erworben werden kann. Ein Blick auf diese Abtheilung dürfte hinreichen, die natürlichen Wissenschaften von der Universität auszuschliessen, indem sie vorzüglich den Gegenstand des Unterrichts auf Lyzäen ausmachen, und die positiven Wissenschaften allerdings den Unterricht in den natürlichen voraussetzen. Die höhere Ausbildung der

natürlichen Wissenschaften ist das Geschäft vorzüglicher Schriftsteller und der Akademien der Wissenschaften. Einzig das Naturrecht scheint, aus der Sphäre natürlicher Wissenschaften, der Universität vorbehalten werden zu müßen; denn, obgleich nur ein Bestandtheil der Sittenlehre, verdient das Naturrecht doch, als wesentliches Fundament aller juridischen Studien mit ihnen in die engste Verbindung gesetzt zu werden. Der Zweck einer Universität verlangt eigentlich nur drey Fakultäten: Die juridische, die kameralistische oder staatswirthschaftliche und die medizinische (von welcher letztern das ganze Fach der Naturhistorie eine Sektion bildet). Hiezu käme zwar noch die theologische. Allein, es scheint, diese gedeihe nicht wohl im Zirkel des profanen Disputs, der so leicht den Geist ächter Theologie — Glauben und Liebe — mit Kunstwörtern umhüllt oder hinwegscheucht. Sie werden demnach füglich in die besondern Bildungsanstalten für christliche Volkslehrer verwiesen.

Den zur Weisheit gebildeten Menschen soll die Universität zum einsichtigen, geschickten und rechtschaffenen Arbeiter in dem Berufskreis eines Staatsbeamten, eines Arztes oder eines Gelehrten von Profession bilden. (Vergl. §. 18.)

A.) Wie man mittelst blosser Vorlesungen diesen Zweck zu erreichen hoffen durfte, läßt sich nur aus der Natur des gelehrten Pedantismus erklären. In der ärztlichen Fakultät hat endlich die Ueberzeugung von dem wesentlichen Bedürfnisse solcher Anstalten, welche mit der Theorie die Praxis in Verbindung bringen, in den meisten Staaten obgesiegt; und diese empirische Ueberzeugung wird hoffentlich durch die reine Metaphysik der Arzneywissenschaft, die jetzt so geheimnißvoll ihr

Haupt

Haupt erhebt, nicht überwältiget werden. So gut ist es den juridischen und politischen Studien noch nicht geworden. Die Einsicht, daß das Anhören der Vorlesungen keinen Geschäftsmann zu bilden vermöge, hat, troz ihrer Evidenz, alle Mühe, die harte Schale bemooster Vorurtheile und liebgewonnener Gemächlichkeit durchzubrechen. Ohne dem Verdienst eines guten mündlichen Vortrags, (der aber unter die großen Seltenheiten gehört) Abbruch zu thun, ist es doch unverkennbar, daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst der Werth des Hörens öffentlicher Vorlesungen nicht wenig sinken mußte. Unsere beßten Lehrbücher in jedem Fache sind reichhaltiger, als die durch die Lehrzeit engbeschränkten Vorlesungen. Der Jüngling, der blos hört, bleibt zuverläßig ein Idiot; für den Jüngling aber, der zum Lesen (besonders dem lauten) zur Ueberlegung und zu Ausarbeitungen Selbstfleiß besitzt, sind die Hörstunden, die mit keinen practischen Uebungen verknüpft sind, meistens eitel verlorene Zeit. Die Folgen hievon werden noch schädlicher durch die eingerissene Verpielfältigung der Lehrfächer, die auf mancher hohen Schule des Schülers Tagwerk in eine Wanderschaft von einer Lektion in die andere verwandelt hat. Diese Vervielfältigung, die die Kräfte zwecklos zerstreut, ist schon für sich ein großer Fehler; bloße Vorlesungen ohne praktische Kollegien aber sind ein noch größerer.

Das juridische Studium begreift eigentlich nur fünf Fächer: Naturrecht, Civilrecht, peinliches Recht, Polizeywissenschaft und Staatsrecht. Mit dem Unterricht über Naturrecht verbinde man Uebungen in Auffäzen zur Entwickelung und praktischen Anwendung der Begriffe und Grundsätze des natürlichen Rechtes. Der Lehrer des Civilrechts lehre

zugleich den Civilprozeß, der des peinlichen Rechts den Kriminalprozeß. Bey diesem Unterricht muß der Lehrer den Präsidenten eines Gerichtshofs vorstellen, die Zuhörer aber die Referenten, Assessoren und Anwälde, nnd jede Geschäftsart, die bey der ganzen gerichtlichen Prozedur vorkommen kann, werde hier behandelt. — Der Unterricht in der Polizeywissenschaft umfasse alle Zweige innerer Staatsverwaltung, mit Ausnahme der Justiz und der Oekonomie; er lehre die Anwendung guter Grundsätze der Polizey mit beständiger Rücksicht auf die bestehenden Verordnungen, und mit so augenscheinlicher Klarheit, daß der Schüler deutliche Begriffe gewinne von den Pflichten und Geschäften eines Verwaltungs-Beamten. — In das Staatsrecht gehört auch der Unterricht über die rechtlichen Verhältnisse zwischen Staat und Kirche; darauf dürften sich des Beamten kirchenrechtliche Kenntnisse beschränken. Das Uebrige ist die Sache des Theologen. Inner vier Jahren kann der Jurist das theoretische und praktische Studium dieser fünf Fächer gründlich vollenden. Wünscht er auch in den Kammeralwissenschaften tiefere Einsichten, so verwende er dazu noch ein besonderes Jahr. Der Unterricht in diesen Wissenschaften kann aber gleichfalls nur dann fruchtbar werden: a.) Wenn er von Männern ertheilt wird, welche mit der Theorie den Vortheil eigener Erfahrung und Geschäftskunde verbinden: b.) Wenn er in der Landwirthschaft, im Forstwesen u. s. f. auf Ort und Stelle den Unterricht durch die That bestätiget, und die Schüler Geschäfte dieser Art selbst behandeln läßt. Sowohl dem künftigen Kammeralisten, als dem Juristen, ist nebenher das Studium der vaterländischen Geschichte wichtig. Um ihnen aber reellen Nutzen zu gewähren, müßte diese vorzüglich den Gang und die

Schicksale der verschiedenen Theile innerer Staatsverwaltung, der Landwirthschaft, der Gewerbe, der Wissenschaften, der Künste, der Sitten im Lande vorstellen. Vielseitigen Vortheil könnte ferner für den künftigen Beamten ein literärisches Kollegium haben, in welchem er a.) mit dem Zustand der Literatur näher bekannt gemacht, und ihm b.) über Auswahl und Benutzung der besten Schriften Belehrung gegeben würde, womit c.) noch ein praktischer Unterricht in der jetzt bey den meisten Völkern so sehr vernachläßigten Kunst profaner Beredsamkeit zu verbinden wäre. Dieses Kollegiums Hauptverdienst bestühnde darinn, dem jungen Akademiker einen lebendigen Antrieb zu fortgesetzter Bildung seines Geistes als treuen Gefährten durch das Geschäftsleben mitzugeben, ihm, der so geneigt ist, auf des Meisters Wort zu schwören, und sich durch einen *lächerlichen* Wahn von Allwissenheit bethören zu lassen, der ihn nach dem Uebertritt aus der Schule in die Welt von der Vervollkommnung seines Wissens in eine völlige Abgeschiedenheit von Studien verlockt. Es ist wichtig, der junge Mann werde zum bescheidenen Gefühle gebracht, daß er vom Ziele noch weit entfernt sey; daß des Wissenswürdigen noch eine reiche Aerndte seiner warte; daß aber, wer in der Geistesbildung nicht fortschreitet, zumal bey der steten Fortbewegung der wissenschaftlichen Kultur, unfehlbar sinke, und an Kraft und Brauchbarkeit Schaden leide . . . Uebrigens werde dem künftigen Beamten in einem eigenen Unterricht die Würde und der Einfluß seines Berufs auf der Menschheit Wohl mit Geist und Kraft ans Herz gelegt, damit dieses, nicht ganz auf die engen, niedern Zwecke des Brodstudiums geheftet, auch für höhere Interessen erwarme.

Da endlich dem Staat daran liegt, daß seine Organe nicht nur gelehrte und geschickte Männer seyn mögen, sondern auch rein-sittliche, biedere, gottesfürchtige Menschen, so ist an der Universität eine besondere Kanzel Bedürfniß, von welcher allen Akademikern ohne Unterschied wöchentlich einmal Moral und Religion, d. i. die höchste Weisheit in ihrer liebenswürdigsten Schönheit, mit kraftvoller, rationeller und historischer Entwickelung ihrer Wohlthätigkeit für der Staaten und Individuen wahres Wohl in allen bürgerlichen Verhältnissen vorgetragen werde.

Was den Gottesdienst und die Leibesübungen betrift, so bleibt ihr Bedürfniß auf der hohen Schule das nämliche, wie auf dem Lyzäum; die Einrichtungen an diesem passen demnach hierin auch für jene.

27.

Der Nachahmung würdig ist die Anordnung auf der Universität zu Dorpat, welche befiehlt, daß alle Jahre aus allen wissenschaftlichen Fächern Preisaufgaben an die Studirenden bekannt gemacht, und an die Verfasser der besten Aufsätze Kaiserl. Preise feyerlich ausgetheilt werden sollen. Der Wetteifer der Jünglinge wird dadurch heilsam belebt.

28.

Die Prüfungen und die Studienzeugnisse sollen dem Staat von der Fähigkeit, dem Fleiß und der Moralität der jungen Männer, die in die Laufbahn öffentlicher Aemter zu treten gedenken, zuverläßige Kenntniß verschaffen. Die Prüfungen sollten daher nicht zur Probe, oder Schaustellung der

verschiedenen Grade des Gedächtnisses herabgewürdiget werden, und nicht dem seichten Schwätzer vor dem fleissigen aber schüchternen Denker den Vorzug einräumen. Man sollte sie daher nicht blos mündlich, sondern vorzüglich mittelst schriftlicher Arbeiten anstellen, und die Absicht der Prüfungsfragen muß darauf gerichtet seyn, die richtige Einsicht, die eigene Denkkraft, das Judicium der Schüler kennen zu lernen. — Die Zeugnisse seyen wahr, bestimmt und klar; es giebt im Moralischen, wie im Intellektuellen eigentlich nur drey Stuffen: Trefflich, gut und schlecht. Was man mittelmäßig zu nennen pflegt, nennt der unbefangene gesunde Menschenverstand ohne Zweydeutigkeit schlecht. Wenigstens ist es der erste Grad des Schlechten.

29.

Wie jeder größere moralische Körper, so bedarf auch die Universität einer, mit energischer Lebenskraft sie durchathmenden und beherrschenden Seele. Diese Seele kann kein Minister am Hofe, noch weniger ein Oberschul-Direktorium seyn, sondern nur ein bey der hohen Schule selbst residirender Kurator. Dieser Ehrenposten muß ausgezeichnet seyn, und mit Vollmacht zur vollständigen Aufsicht und Leitung versehen. Der Mann, dem man diese Vollmacht anzuvertrauen mit Grund Bedenken trägt, der ist zum Kurator nicht tauglich. Der Kurator lebe mit ganzer Seele seinem Amt. Dieses sey daher keine Ruhepfründe, aber auch kein Anhängsel von andern Staatsämtern. Denn es muß die Sorgfalt für alle Angelegenheiten und Bedürfnisse der Universität umfassen. Dem Kurator gebührt auch die Auswahl der Professoren, weil diese

die Lebensgeister des Ganzen sind, ohne deren zweckmäßige Wirksamkeit nichts Gutes erreichbar ist. An dem Kurator ist es, den sittlichen Ton zu stimmen, unter den Schülern Ordnung und Fleiß, unter den Lehrern Wetteifer und Eintracht zu unterhalten. Der Eifersucht der Lehrer, die unter den Schülern Partheyen wirbt, würde gesteuert, wenn in der Lehrart der Spielraum pedantischer Eitelkeit beschränkt, der Lehrer-Beruf wieder in seine Würde eingesetzt, und der Misbrauch der Kollegiengelder abgeschaft würde. Fleiß und Fähigkeit machen auf billige und anständige Belohnung Anspruch. Aber die Sache des Staats ist es, diesen Anspruch zu befriedigen. Isokrates vergoß Thränen bey Annahme des Solds von seinen Schülern; der Stoiker mochte erröthen, schreibt Gibbon *), als er gedungen ward, Verachtung des Geldes zu predigen. Er hätte aber seine Thränen immer sparen mögen, wenn er, wie Sokrates, den Geiz der athieniensischen Sophisten durch sein Beyspiel beschämt hätte.

Zur Abhaltung der Studirenden von Verirrungen kann der Kurator kaum etwas wirksameres thun, als wenn er jeden einem gewissen Lehrer zur Aufsicht und Leitung in ökonomischer und sittlicher Hinsicht unterordnet. Ueberhaupt wird der Lehrer nur dann wahren und bleibenden Nutzen stiften, wenn er Vaterstelle an seinen Schülern vertritt, und diese werden, wie Erasmus **) bemerkt, von ihrem Lehrer wenig Vortheil haben, wenn er nicht zugleich ihr Freund ist.

*) Geschichte des Verfalls und Untergangs des Röm. Reichs. Thl. IX. S. 370.

**) Epist. 399. de ratione studii.

30.

Mögen die Verbote, die jetzt, auch in kleinern Staaten an die Landeskinder ergehen, auf ausländischen Schulen zu studiren, aus redlicher Ueberzeugung von der Trefflichkeit der inländischen Schulen hervorgegangen seyn, oder aus dem allwaltenden Finanzgeist; so dürften sie doch wohl auf einer falschen Berechnung des wahren Vortheils sowohl der Geistesbildung, als selbst der Finanzen beruhen. Der geistige Verkehr zwischen verschiedenen Ländern wird dadurch gehemmt; der Zusammenhang und Wetteifer unter den Lehranstalten wird erstickt; die Veredlung einer Nation durch die andere wird aufgehalten. Jene Studien, deren Gegenstand auf das Vaterland beschränkt ist, mag immerhin jeder Inländer auf einer einheimischen Schule zu erlernen angehalten werden; in Hinsicht anderer Fächer sollte der Staat gleichgültig seyn, ob der junge Mann im Land, oder in der Fremde seine Bildung hole, wenn er nur wohlgebildet von der Schule kehrt. Vorzüglich fähige Köpfe sollte vielmehr der Staat auf seine Kosten zur vollkommnern Ausbildung auf die beßten Anstalten im Auslande senden. Die inländischen, wenn sie gut sind, haben doch nie zu besorgen, leer stehen zu bleiben.

31.

Die Bildung der Religionslehrer ist von ganz eigener Natur; in Hinsicht der Sitten- und Karakterbildung, die zur würdigen Verwaltung ihres Berufs am nöthigsten ist, bedarf sie anhaltender Uebung; sie gedeyht am beßten in einer abgesonderten Anstalt, in welcher die Kandidaten des geistlichen Lehramts nach dem Austritt vom Lyzäum vollständigen

Unterricht in allen Berufskenntnissen empfangen. Das theologische Studium, dermal in viele Fächer zersplittert, könnte in vier Abtheilungen gründlich und erschöpfend gelehrt werden, wobey es an innerm Zusammenhang und fruchtbarem Gehalt wesentlich gewinnen würde. a. Die Grundlage aller Theologie ist das **Bibelstudium**; dieses umfaßt, und behandelt eben so, wie die Bibel selbst, das Dogma und die Moral in enger, unzertrennlicher Verbindung, mit Beseitigung der dialectischen Künste und der Sucht, das Unbegreifliche zu demonstriren, und mehr zu wissen, als Christus und sein H. Geist zu offenbaren für gut gefunden hat. „Würde man", schrieb **Erasmus**, „dem Rath des H. Chrisostomus zufolge, sich um Untersuchungen und Fragen, wodurch weder der Verstand erleuchtet, noch das Herz gebessert wird, weniger bekümmern; so wäre ein guter Theil der scholastischen Theologie ganz überflüßig, und die, denen es um gründliche Kenntniß der H. Schriften zu thun ist, hätten um so viel weniger Mühe. — Man fordert Proben, ob die künftigen Prediger auch den Unterricht (in solchen spitzfindigen Untersuchungen) wohl inne haben, und will nicht einmal wissen, ob sie auch in den H. Schriften, dem Evangelium, und den Briefen der Apostel bewandert seyen? — Das hat dann öfters die Folge, daß Studirende, die auf ihren Schulunterricht groß thun, über die wichtigsten Wahrheiten zweifeln, und an ihrem Glauben Schiffbruch leiden *)."

Was die theologische **Moral** betrifft, so haben sich ihre Lehrer durch den mächtigen Einfluß, den die bürgerliche Jurisprudenz in die kirchlichen Geschäfte vermöge des Geistes

*) **Erasmus** von Rotterdamm nach seinem Leben u. Schriften (v. S. **Heß**) Zürich 1790. S. 80. u. f.

der mittlern Zeiten erhielt, nicht selten verleiten lassen, das innere Gericht mit dem äussern zu verwechseln, und den sittlichen Werth der Handlungen blos aus dem Gesichtspunkt äußerer Rechtlichkeit, ohne Hinblick auf die zum Grund liegende Gesinnung zu beurtheilen. Diese Verunglimpfung des Geistes der Moral wäre aber niemals erfolgt, wenn man das Studium derselben von dem des Evangeliums nicht getrennt hätte.

b. Das Kirchenrecht, in Verbindung mit dem Naturrecht und dem allgemeinen Staatsrecht, lehrt die innern und äußern Rechtsverhältniße der Kirche, als Gesellschaft. Der Zweck der Kirche macht den Geist des Kirchenrechts aus. Dieser Geist geht verloren, wenn dem Zweck der Kirche politische Zwecke unterschoben werden, oder wenn die Kirche als die Magd des Staats dargestellt wird.

c. Die Liturgik oder Pastoral begreift die ganze praktische Seelsorge in sich, folglich α. die bey verschiedenen Anläßen verschiedenen Arten des Unterrichts göttlicher Wahrheit — für die Jugend nach sokratischer, oder vielmehr evangelischer Lehrmethode, und — für die Alten mit jener einfachen, aber edeln Beredsamkeit, deren Lob nach des Hieronimus sinnreicher Bemerkung die Thränen der Zuhörer seyn sollen; ferner β. die würdige, erbauende Ausspendung der H. Sakramente und den Ritus gottesdienstlicher Verrichtungen; endlich γ. die Klugheitslehre des Seelsorgers.

d. Die Kirchengeschichte setzt dem theologischen Studium die Krone auf, indem sie die Ereigniße in der Kirche in Absicht auf Lehre, Sitten, Gebräuche und Verfassung mit stetem Hinblick auf den Geist des Evangeliums darstellt.

Was oben von der Nothwendigkeit der Verbindung praktischer Uebungen mit dem theoretischen Unterrichte gesagt wurde, das gilt auch in Ansehung der theologischen Studien. Ueber ihren jetzigen Zustand könnte die Kritik ein Buch schreiben. Doch obige Winke mögen hier genügen. Durch die Vereinfachung der Lehrmethode würden die größten Verbrechen schon beseitiget.

Noch giebt es manche Diözese ohne Seminarium, und doch sind wir weit entfernt von den Zeiten des Kaisers Julian, der in Unterdrückung der Bildung des christl. Klerus das sicherste Mittel aufsuchte, den zerfallenen Götterdienst wieder herzustellen! —

32.

Zur Bildung des Gelehrten sind alle diese Lehranstalten noch unzureichend. Die Vollendung dieser Bildung ist die vorzügliche Bestimmung einer Akademie der Wissenschaften und Künste. Diese Bestimmung theilt sich ab in a. Vervollkommnung, in Beförderung der Fortschritte aller und jeder wissenschaftlichen und schönen Kenntnisse, und b. in Beförderung der Aufklärung der Völker im Gebiete der Künste und Wissenschaften, mit unbefangenem Blick auf den Geist der Zeit. Karl der Große schuf sich eine solche Akademie an seinem Hofe. Was die Akademien in folgenden Zeitaltern geleistet haben, verdient der Nachwelt Dank; was aber die meisten geworden — das mögen ihre eigenen Mitglieder in prunkvollen Reden anpreisen! Wir wünschten von allen, eigene Meisterwerke würden sie loben. Frankreich verdankt der seinigen die Ausbildung seiner Sprache.

33.

Den Fortgang der Wissenschaften und Künste können aufgeklärte Regierungen mit Beyhülfe der Akademien auf eine gemeinnützige Art befördern durch jährliche Aussetzung von Preisen für die besten Werke jeder Art. Die Zeitfrist werde aber nach Beschaffenheit des Werkes, das der Gegenstand des Preises ist, auf mehrere Jahre ausgedehnt. Durch scharfgezeichnete, eng umstrickende Fragen (gleich Schulthemen) wird der Genius gelähmt. Gewöhnlich liegen in so genau bestimmten Preisaufgaben schon Voraussetzungen, deren Richtigkeit dem Unbefangenen vorerst selbst einer Erörterung zu bedürfen scheint, und der ganzen Bearbeitung eine schiefe, oder doch einseitige Richtung giebt. Wird die Preisfrage nur im Allgemeinen gestellt, so gewinnt die Akademie selbst mehr Freyheit in der Zuerkennung der Preise; sie könnte dann auch solche Meisterwerke krönen, die über den Gegenstand des Preises absichtslos, als das freye und reine Produkt der stillen Muße des Genie's an's Licht hervortreten. Alle Meisterwerke, schreibt Herder*), werden frey und im Stillen vollendet. Am Besten wäre vielleicht die Bekanntmachung einer ganzen Sammlung solcher gemeinnützigen Preisaufgaben, damit eine größere Maße mannigfaltiger Geisteskräfte aufgeboten, und jedem Gelehrten die Wahl nach der Eingebung seines Genius erleichtert werde.

34.

So wie die Preise zur Aufmunterung des fruchtbaren Wetteifers der Gelehrten, so wäre die Verbreitung ausgezeichneter,

*) Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung. Berlin 1781. S. 74.

gutter Schriften jeder Art unter die verschiedenen Klassen der Bürger auf Kosten des Staats eines der wirksamsten Mittel geräuschloser, heilsamer Aufklärung einer Nation. Die Akademie sey hierinn der würdige Rathgeber des Regenten!

35.

Jede armselige Schrift ist auch eine schädliche. Außerdem, daß sie schielende, halbe, oder falsche Gedanken in Umlauf setzt, oder befestiget, den Geschmack verdirbt, und die Empfindungen verstimmt, versperrt sie auch den bessern Alimenten des Geistes den Weg. Wie viele Zeit, wie viel Geld wird nicht durch die Verbreitung solcher ephemeren Armseligkeiten aufgezehrt, und der ächten Geistesbildung entzogen! Dem Staat liegt wesentlich daran, ihre mögliche Verminderung zu bewirken. Der Hunger ist die Muse der Fabrikanten solcher Makulatur. Die Regierung stille ihren Hunger, und sie werden, auf ihren Ruhm verzichtend, das Schreibeverbot dankbar als eine Wohlthat erkennen; der Staat aber wird die unaufhörliche Schaar seiner Geistesverkrüppler und Seelenvergifter zum unsäglichen Vortheil der Literatur und ächter Aufklärung in nützliche Arbeiter sich verwandeln sehen. — Doctor Swift macht noch einen andern Vorschlag. Er glaubt nämlich, daß die Gesellschaft der Autoren gar bald zu einem sehr unbeträchtlichen Häufchen zusammenschmelzen würde, wenn sie sich die fatale Einschränkung, nur zweckmäßige Dinge in ihre Werke aufzunehmen, müßten gefallen lassen *). Welch ein würdiger erhabener Beruf für die erlauchten Gerichtshöfe der Literatur!

*) Mährchen von der Tonne (Zürich 1787) S. 137.

36.

Was kann, was soll der Regent für die Literatur noch weiter thun? — Er sey ihr Freund, nicht aus Eitelkeit, sondern von Herzen. Lorenz von Medizis ist hier das edelste Vorbild in der neuesten, so wie Perikles in der alten Geschichte. „Die Unterstützung, die sie den Gelehrten und Künstlern ertheilten, war kein Almosen, sondern ein Freundschaftsdienst, der dem Künstler, dem Gelehrten, von seinem erhabenen Gönner, als von Seinesgleichen geleistet wurde *).“ Die wahrhaft fürstliche Kunst, Talente zu erwecken und aufzumuntern, ist aber nur denen eigen, die der Freyheit wahren Werth für die edlere Menschennatur zu würdigen wissen; welches selbst eine große und freye Seele voraussetzt.

37.

Baco zählt drey Hauptursachen auf, wegen denen die Akademien und Schulanstalten für den Fortschritt der Wissenschaften das nicht leisten, was sie könnten und sollten: Erstens die Verkehrung der natürlichen Ordnung in der Stufenfolge der Lehrfächer, indem z. B. die Logik und Rhetorik zu frühzeitig gelehrt werden, da sie doch nur für solche Köpfe geeignet sind, die schon einen Vorrath von zu bearbeitendem Stoff gesammelt haben; zweytens die zu scharfe Trennung der Operationen der Erfindung von denen des Gedächtnisses in der Lehrart sowohl, als in den scholastischen Uebungen, woraus die Scheidewand zwischen Theorie und Praxis hervorgeht; drittens den Mangel an

*) Wilhelm Roscoe's Lorenz v. Medizis. übers. v. Kurt Sprengel. Berlin 1797. S. 58.

inniger, zusammenwirkender Verbindung zwischen den mancherley Lehranstalten, die in Europa zerstreut und einzeln dastehen, während sie durch ermunternden Wetteifer und gegenseitige Belehrung die allgemeinen Fortschritte in allen Fächern geistiger Bildung mächtig vorwärts rücken könnten *). — Wie diesen Mängeln abgeholfen werden könne, ist der Vorwurf des gegenwärtigen Aufsatzes.

38.

Bey Pästum hat man Trümmer eines Tempels, der der Menti bonæ (dem gesunden Menschenverstand) gewidmet war, gefunden **). Möchte doch diese Gottheit in allen Akademien und auf allen hohen Schulen verehrt werden; möchte sie der Hausgott aller Gelehrten seyn!

---

*) Baco de augmentis scientiarum. Lib. II. prœm. (Argentorati 1635.) pag. 75. etc.

**) L. Stolbergs Reisen in Italien und der Schweiz. Th. III, S. 147.

II.

Schweizer-Toasts, der erneuerten Helvetischen Gesellschaft, bey ihrer ersten Wieder-Versammlung, gewiedmet von dem Schweizerschen Einsiedler zu **

1.

Hier, an dieser Tafel-Runde,
Wo Vertrauen sich erneut,
Sey dem schönsten Freundesbunde
Unser wärmste Wunsch geweyht.
Laßt uns unser Herz erheben!
Alle Schweizer stimmen bey:
Stets soll unsre Freundschaft leben!
Freundschaft machte Schweizer frey.

2.

Jeden Schweizers erste Triebe
Lodern stets dem Vaterland;
Biedersinn und Bruderliebe
Knüpfen unser Staatenband!
Von der Bürger Schild umgeben
Steh' es fest, durch edle Treu!
Alle Schweizerstaaten leben!
Stets erhalt' ihr Band uns frey!

3.

Staatsverfassung und Gesetze,
Jeden Staats und Bürgers Schutz,
Seyt uns heilig! Nie verletze
Euch gewandter Eigennutz!
Leitet stets des Volkes Streben!
Ihr nur führt das Glück herbey.
Ordnung und Gesetze leben!
Nur durch sie sind Schweizer frey.

4.

Drückend ist des Staates Bürde.
Biedrer Volkesdank gebührt
Jedem Edeln, der mit Würde
Seinen schweren Scepter führt.
Wohlfahrt kröne ihr Bestreben!
Liebe, Ehrfurcht ihre Treu!
Unsre Landeshäupter leben!
Denn ihr Aug' erhält uns frey.

5.

Schutz der Starken und der Schwachen,
Weisheit, unsrer Räthe Hort,
Bringe unsers Staates Nachen
Immer glücklich nach dem Port!
Vorsicht muß uns Rettung geben
In der Stürme Schwindeley.
Unsre weisen Räthe leben!
Klugheit hält die Schweizer frey.

6.

Zweck und Felsengrund der Staaten,
Richtermacht, Gerechtigkeit,
Schützet stets durch Biederthaten
Eigenthum und Sicherheit!
Zu der Schwachen Schild gegeben,
Zeigt, wie groß ein Richter sey!
Die Gerechtigkeit soll leben!
Nur das Recht erhält uns frey.

7.

Edle Lehrer unsrer Pflichten
Sind in Schweizer Augen groß;
In der Tugend unterrichten,
Welch erhabnes Menschenloos!
Ihrem herzlichen Bestreben
Stehe milder Seegen bey.
Volks- und Tugend-Lehrer leben!
Pflichterfüllung hält uns frey.

8.

Weltbeherrscher wollen Sklaven;
Freyheit ist der Schweizer Theil.
Schweizer führen nur die Waffen
Zu des Vaterlandes Heil.
Nie zum Heldenruhm erheben
Kann das Schwerdt der Tiranney.
Schweizer-Helden sollen leben!
Denn ihr Sieg erhält uns frey.

9.

Freyheit! Erbgut, uns erhalten
Durch der Ahnen Heldenmuth,
Troz Gefahren und Gewalten,
O, du ruhst auf Schweizerblut!
Sey auch immer unser Streben.
Lieber Tod als Sklaverey!
Stets soll unsre Freyheit leben!
Immer Schweizer! Immer frey!

10.

Vätersinn! der Freyheit Stüze,
Sey der edeln Söhne Ruhm!
Wahre Menschenwürde schüze
Uns das schönste Eigenthum.
Mögen Feinde uns umschweben:
Geist der Ahnen! steh uns bey!
Vätersinn und Würde leben!
Sie erhalten Schweizer frey.

11.

Tugenden der Eidsgenoßen,
Die den edelsten Verein,
Unsre Schweizerbünde, schloßen:
O, ihr müßt uns heilig seyn!
Stets vor unsern Augen schweben
Soll ihr großes Bild uns neu!
Tugenden der Väter leben!
Nur durch Tugend sind wir frey.

12.

Großmuth! Adel unsrer Väter,
Seelengröße, Geisteskraft,
Oft in Nöthen ihr Vertreter:
Bleibt der Söhne Eigenschaft!
Strahlt, vom eignen Glanz umgeben!
O, dann kömmt kein Volk uns bey.
Eure Hochgefühle leben
Stets in Enkeln, groß und frey!

13.

Eintracht! unsrer Staaten Stärke,
Jeder Schweizer huldigt dir!
Du verrichtest Wunderwerke;
Ohne dich, was wären wir?
Mögen Berg und Felsen beben!
Nimmer wanke, Bundestreu!
Stets soll Schweizer-Eintracht leben!
Sie allein erhält uns frey.

14.

Redlichkeit! auch unser Erbe,
Heil'ge stets des Schweizers Wort.
Fester Biedersinn erwerbe
Sich die Herzen immerfort.
Gradheit darf das Haupt erheben,
Trug ist immer tagescheu.
Schweizer-Redlichkeit soll leben!
Nur ein Biedermann ist frey!

15.

Offenheit erwirbt Vertrauen.
Herrlich! wo der Mann dem Mann
Unbesorgt ins Auge schauen
Und das Herz eröffnen kann.
Furcht und Falschheit nur umweben
Sich mit schnöder Heucheley.
Schweizer-Offenheit soll leben!
Offenheit erhält uns frey.

16.

Sittlichkeit, Gefühl der Tugend,
Sey auf dieser Lebens-Reis'
Die Gefährtin unsrer Jugend,
Leite fröhlich Mann und Greis.
Laßt uns neue Proben geben,
Was die alte Tugend sey.
Reine Sitten sollen leben!
Nur ihr Lohn erhält uns frey.

17.

Stadt- und Landmann, alle Stände
Sind des höchsten Lobes werth,
Deren Fleiß, durch Kopf und Hände,
Sich im Stillen redlich nährt.
Jeden guten Bürgers Streben
Trägt zum Wohl des Ganzen bey.
Nützliche Gewerbe leben!
Arbeit nur erhält uns frey.

18.

Reine Wonne, innrer Friede!
O wie köstlich ist dein Gut,
Wenn man, von Geschäften müde,
In dem Schoos der Seinen ruht!
Von Geliebten froh umgeben
Sproßen Muth und Kräfte neu.
Unser häuslich Glük soll leben!
Seelenruh' erhält uns frey.

19.

Auch den biedern Schweizerinnen,
Die für sanfte Tugend blühn,
Unsers Glückes Stifterinnen,
Sollen unsre Herzen glühn!
Unsers Daseyns Huld erheben
Müßen Zartgefühl und Treu.
Unsre Schweizer-Schönen leben!
Denn sie fühlen auch sich frey.

20.

Edle Töchter edler Mütter,
Nicht verwöhnt durch leichten Tand,
Wallen nur für wahre Güter:
Kinder, Mann und Vaterland.
Wenn Gefahren uns umschweben,
Steht ihr Rath und Muth uns bey.
Schweizer-Heldenfrauen leben!
Denn ihr Herz ist groß und frey.

21.

Eifer: Menschennoth zu heilen —
Seelengüte: Jedem Schmerz
Gern mit Hülfe zuzueilen,
Glimmt in jedes Schweizers Herz,
Großes, würdiges Bestreben!
Milde, ohne Prahlerey!
Jede edle That soll leben!
Schweizer handeln gut und frey.

22.

Schweiz! der Freyheit heilge Erde!
Von den Völkern stets verehrt:
Durch des Lasters Ränke werde
Deine Wohlfahrt nie gestört!
Freyheit kann nur Tugend geben;
Festes Glück nur: Feste Treu.
Alle biedre Schweizer leben!
Immer glücklich, groß und frey.

23.

Freundschaft! Wollust edler Seelen:
Ziere unsre Lebensbahn!
Wenn sich biedre Freunde wählen,
Lächelt sie der Himmel an.
Unsre Wonne stets erheben,
Müße deine Huld aufs neu.
Stets soll unsre Freundschaft leben!
Freundschaft nur erhält uns frey.

III.

Ueber Friedrich den Großen, dessen Hof, und den Einfluß von beyden auf den Zustand der deutschen Litteratur unter seiner Regierung.

Fortsetzung. S. May 1807. S. 346–365.

1757. 30. Aug.

Was denkt man in der Schweiz von dem Ausgang des Kriegs? Die Kleinmüthigen bey uns fangen an zu fürchten; aber ich sehe noch keine große Noth. Der König macht gegenwärtig ausserordentliche Anstalten, und wird seinen Feinden fürchterlicher werden, als er jemals gewesen ist. Seine Armeen bestehen wirklich aus mehr als 200,000 Mann; die Hauptarmee lauert noch immer der Oesterreichischen Armee, die sich an den Böhmischen Gränzen zwischen Bergen sehr verschanzt hält, auf den Dienst. Weil sie da nicht anzugreifen ist, so muß der König abwarten, bis die Jahrszeit sie nöthigen wird, die Gebürge zu verlassen; alsdann wird was Merkwürdiges vorfallen. Noch wissen wir nicht, wie weit die

Franzosen ihre Unternehmungen dieses Jahr zu treiben gedenken. Sie sind aus dem Braunschweigischen noch nicht gegen Halberstadt vorgerückt. In Magdeburg ist eine Besatzung von 20,000. Mann.

Aus Preussen erwartet man täglich Nachricht von einem Haupttreffen, indem die Armeen sehr nahe sind, auch täglich Scharmüzel zu unglaublichem Vortheil der Unsern vorfallen. Aus Petersburg sind ziemlich sichere Nachrichten hier, daß die Tartaren in das Rußische Gebiet eingefallen seyen. Das Gerüchte geht auch, daß der Herzog von Cumberland die Franzosen geschlagen habe; was aber die Engländer zur Aufrechthaltung der guten Sache thun wollen, weißt hier niemand.

1757. 20. Sept.

Ich habe aus Ihrem lezten Brief mit Vergnügen gesehen, daß Sie mit meinen übrigen Freunden an der Wohlfarth unsers Reichs einen so großen Antheil nehmen, als wenn Sie selbst zu diesem Reiche gehörten. Wann Sie blos Oesterreichische Nachrichten bekommen, so wundert es mich gar nicht, daß man bey Ihnen unsre Sachen für ganz verloren hält. Ich will Ihnen die ganze gegenwärtige Verfassung, so gut ich sie kenne, vor Augen legen. Sie können der Wahrheit der Dinge, die ich schreibe, völlig versichert seyn.

Ich muß aber, weil Sie vermuthlich gar zu viel Falsches gehört haben, die Sachen etwas weit her nehmen. Die Schlacht bey Collin gab den Feinden die erste Gelegenheit zum Triumph, wiewol sie keine große Ursache dazu hatten; denn niemals haben sie mehr erfahren, was unsere Truppen thun können. Es ist eine vollkommen ausgemachte Sache, daß der König sie mit

mehr als dreymal geringerer Macht, und nur mit 18,000 Mann Infanterie angegriffen, ihre Hauptarmee in die Flucht geschlagen, und einen vollkommnen Sieg würde erfochten haben, wenn entweder unsere Cavallerie das ihrige gethan hätte um die feindliche abzutreiben, so wie es die Infanterie gethan, oder wann sie nur eine Lücke, welche von einem wider die Disposition des Königs geschehenen Angriff auf den Mittelpunkt des Feindes verursachet worden, ausgefüllt hätte. Da sowohl der Feldmarschall Daun, als der größte Theil der feindlichen Infanterie auf voller Flucht waren, drang die Ungarische Cavallerie durch diese Lücke, und kam unserer Infanterie in den Rücken. Diese, die wegen ihrer gar zu kleinen Anzahl in verschiedene Corps getrennt war, konnte nicht zugleich den Feind vorwärts treiben und vom Rücken abhalten; also mußte man der Infanterie des Feindes auf ihrer Flucht Zeit lassen, sich wieder umzusehen, und sich inzwischen durch die feindliche Cavallerie durchschlagen. Der Feldmarschall Daun erfuhr mit seiner Infanterie erst den folgenden Tag, daß die Preußen das Schlachtfeld verlassen haben, und daher kömmt es, daß er unsere sehr geschwächte, und gegen ihn sehr kleine Armee nicht verfolgt hat. Wir verloren dabey nach dem genauesten Verzeichniß gegen 8000. Mann. Unter den Papieren, welche man unlängst in der eroberten Bagage des General Nadasti gefunden hat, befindet sich eine Liste, woraus erhellet, daß der Verlurst des Feindes sich auf 20,000. Mann erstreckt.

Da nun dieser Anschlag, die Feinde zu zerstreuen, nicht gelungen, so mußte der König wegen der einbrechenden Macht der Franzosen sich entschliessen, Prag zu verlassen, und die Armee näher nach Sachsen zu ziehen, um allenfalls einen

Theil gegen die Franzosen zu schicken. Die Armee wurde in zwey Theile getheilt. Die größere Hälfte führte der König langsam über Leutmeritz, Lowositz und Außig gegen die Elbe, und gegen Pirna und Dresden; die kleinere Hälfte sollte über Bunzlau, Leipa und Gabel nach Zittau in die Lausiz gehen; dieser letztern, welche der Prinz von Preussen und der Herzog von Bevern führte, fiel die ganze Oesterreichische Macht auf den Hals. Es kam zwar nirgend zum Treffen; aber es gelang dem Feind, durch einen mächtigen Schwarm seiner leichten Völker, sich vor der Ankunft unsrer Armee in Gabel einzufinden, wo wir durch sollten, und wo bereits 1500. Mann vorausgeschickt waren. Diese wurden von 12,000. Mann angegriffen, welche sie auch mit sehr großem Verlust von sich getrieben. Den andern Tag wurde der Feind mit einichen Tausenden verstärkt, und that einen neuen Angrif; worauf sich die unsrigen ergeben mußten. Dieses ist der empfindlichste Verlurst, den wir jemals erlitten haben, indem es ohne Exempel ist, daß sich 1500. Mann hätten ergeben müßen *). Nach den mäßigsten Berichten unser Seits hat der Feind dabey 4,000. Mann verloren. Da also Gabel vom Feind besetzt war, mußte der Prinz von Preussen seine Armee durch beynahe unwegsame Oerter führen, und kam also etliche Stunden später in die Lausiz als der Feind, der vor der Ankunft des Prinzen Zittau überrumpeln wollte. Da der Feind über 60,000. Mann stark vor Zittau lag, zog der Prinz von Preussen, der inzwischen mit 25,000 Mann diesseits vor Zittau kam, die darin stehende 8. Bataillons an sich, und räumte die dortigen Magazine meist völlig aus, ohne

*) !

daß die Feinde sich unterstanden, mit so überlegener Macht ihn anzugreifen. Man begnügte sich Oesterreichischer Seits, mittlerweile wir die Stadt ausräumen ließen, sie in Brand zu stecken.

Seit der Zeit stuhnd also die ganze Oesterreichische Armee in der Gegend Zittau, und der König kam über Pirna und Dresden mit dem größten Theil seiner Armee auch dahin. So lange beyde Armeen da gewesen, hat sich wenig Wichtiges zugetragen. Die gelieferten Scharmüzel sind von keinem Belang. Gegen Ende des Augusts, da der König sah, daß es nicht mehr möglich seyn würde, den Feind, der sich überaus stark auf Höhen sowol, als zwischen Bergen gesetzt hatte, mit einigem Vortheil anzugreifen, sonderte er 30,000. Mann von der Armee ab, und marschirte damit durch Sachsen, um dem Prinzen von Soubise, dessen Vorläufer schon bis nach Halle gestreift hatten, und auch der Reichs-Armee entgegen zu gehen.

Indessen blieb der Herzog von Bevern mit 60,000. Mann gegen den Feind stehen. Den 7. Sept. fiel zwischen einem unserer entfernten Posten, der aus 2. Bataillons bestuhnd, und einem sehr starken Corps Oesterreicher ein heftiges Treffen vor, in welchem die Feinde dreymal zurückgeschlagen worden, und jedesmal mit verstärkter Macht wieder angerückt, bis es unsre 2. Bataillons von ihrem Posten vertrieben; dabey haben wir 400. Mann an Todten, und ohngefähr so viel Bleßirte, die Feinde aber wieder etliche Tausend verloren. Allein wir verloren dabey einen Mann, der vielleicht bey der ganzen Armee seines Gleichen nicht gehabt, den General von Winterfeld.

Seit der Zeit hat sich die Oesterreichische Armee aus der Lausiz längs der Böhmischen Gränzen nach Schlesien hingezogen, und der Herzog von Bevern ist ihr zur Seite gefolget. Beyde Armeen stehen jetzo dort, und seit etlichen Tagen haben wir keine Nachricht davon; also will ich die Armeen dort verlassen, um Ihnen von den andern Nachricht zu geben.

Der König marschirte also durch Sachsen gegen Erfurt hin. Ueberall zogen die Franzosen sich vor ihm zurücke. Den 13. langte die königliche Armee in der Gegend von Erfurt an. Weil die Franzosen und die Reichstruppen sich überall eilig zurückziehen, und nun in den Thüringischen Wäldern sich hinter Verhacke und Defileen gesetzt, so wird der König nicht weiter gegen sie vorrücken. Genug, daß er sie von Sachsen abhält. Da aber indessen die Franzosen in das Halberstädtische gedrungen, so hat der König von seinem Corps den Prinz Ferdinand von Braunschweig mit 10,000. Mann dahin geschickt, um das Land wieder zu reinigen; dieser Herr hat, ungeachtet er einen Marsch von etlich 20. Meilen zu thun gehabt, den berüchtigten Fischer unweit Halberstadt überfallen, einen guten Theil seiner unterhabenden Truppen niedergemacht, und die andern zerstreut. Er wird vermuthlich von der Garnison in Magdeburg noch 10,000. Mann an sich ziehen, und alsdann die Franzosen von unsern diesseitigen Gränzen genug abhalten.

In Preussen geht alles gut. Die Russen waren zwar wegen ihrer großen Uebermacht bis gegen Königsberg anmarschirt, und man erwartete täglich noch ein Haupttreffen in der Gegend dieser Hauptstadt. Unvermuthet aber ist diese

fürchterliche Armee wieder aufgebrochen, und eilet mit schnellen und unsrer Armee abgestohlenen Märschen, das Land zu räumen. Noch weiß man nicht, was die Ursache dieses so eilfertigen Abzugs ist. Es müßen innerliche Unruhen im Reiche seyn. Auf diese Weise befreyet uns die Vorsehung von dem grausamsten unsrer Feinde. Sie haben in Preussen unbeschreibliche Grausamkeiten verübt, und noch auf ihrem Abzug aus Städten und Dörfern die jungen Mädchen und junge Mannspersonen mit sich geschleppet, um, wie sie sagen, ihren Verlurst von der Schlacht bey Wehlau zu ersetzen, wo sie, nach ihrer Aussage, 18,000. Mann verloren haben. Der Feldmarschall Lehwald verfolgt sie auf ihrer Flucht, und wird vielleicht noch einige Preussische Jugend aus ihren Händen retten. Diese Barbaren haben an die 40,000. Calmuken und Mongolen bey sich, welche nur rohes Fleisch freßen. Einige darunter schneiden die Waden und Lenden ihren gebliebenen Cameraden aus, und freßen sie.

Die Schweden haben die Feindseligkeit auch angefangen; aber es könnte ihnen übel bekommen. Ihre Macht erstreckt sich auf 20,000 Mann; es sind aber in Stettin und Berlin wenigstens so viel. So bald der König diesen wird ein Haupt ernennt haben, werden sie auf die Schweden losgehen, die denn sehr schnell den Rückweg nehmen dürften.

Dieses sind alle Neuigkeiten, die ich jetzo zu berichten weiß; das einzige habe ich vergessen, daß ganz Sachsen nach wol von uns besetzt ist, und daß noch kein Oesterreicher aus der Lausiz über die Elbe gekommen, wiewol einige leichte Truppen in der Lausiz herumschwärmen.

Sie werden aus dieser Erzählung sehen, daß, ungeachtet

der Menge der Feinde, ungeachtet einiger Fatalitäten, ungeachtet des niederträchtigen Betragens der Allirten, welche die Neutralität ergriffen, es weit gefehlt ist, daß es mit uns aus seyn sollte, wie einige närrisch träumen. Der König hat jetzo wirklich 240,000. Mann auf den Beinen; an Geld ist noch lange kein Mangel zu befürchten, und anderer Vorrath ist auch genug da. Kommt vor dem Winter kein Unglück über die Armeen, so wird Europa auf künftiges Frühjahr erstaunen über die Heere, welche der König von allen Orten her gegen die Feinde führen wird. Es ist aber zu hoffen, daß letztere, denen diese Umstände nicht können verborgen seyn, merken werden, daß es ihnen äusserst schwer fallen wird, den König klein zu machen. Dieses würde in der That nicht eher geschehen, bis vielleicht ganz Deutschland völlig ruinirt wäre; denn was können nicht 240,000. Preussen thun, wann sie es auf das äusserste ankommen lassen? Vielleicht bringt dieses die Feinde zum Nachdenken, und erweckt ihnen friedliche Gedanken.

Es ist ein wahrer Eckel zu lesen, was man von uns in auswärtigen Zeitungen schreibt. Hüten Sie sich, etwas davon zu glauben. Das ganze Land ist noch voll Volk, woraus die Armeen beständig können ergänzt werden. Der Hauptschatz des Königs ist noch gar nicht angegriffen, und in Sachsen liegen noch 10. Millionen in Deposito, die allenfalls auch würden angegriffen werden. Die Unterthanen des Königs haben noch keinen Pfenning von ausserordentlichen Abgaben zu dem Krieg gegeben. Die Landesstände haben zwar dem König große Summen geliehen, die er ihnen verintressirt, und davon noch nichts angegriffen worden, weil es auf die äusserste Noth parat liegt.

1757. 1. Nov.

Wenn mein Brief vom 20. Oct. richtig an Herrn Künzli *) gekommen ist, so werden Sie bereits durch diesen Freund erfahren haben, was den 16. Oct. hier vorgefallen; weil aber dieser Brief leicht kann verloren gegangen seyn, so will ich Ihnen doch kürzlich melden, wie es unsern Feinden gelungen ist, bis nach Berlin zu dringen, und uns zu brandschatzen.

Seitdem die beyden großen Armeen aus der Lausiz nach Schlesien gegangen, hat sich ein Corps von 15,000. Mann allerhand Oesterreichischer Truppen in der Lausiz aufgehalten und meistentheils Dresden beunruhiget; da dieses Corps einmal Miene machte durch die Lausiz gegen die Grenzen der Mark anzurücken, wurde der Prinz Moriz von Deßau, der bey der Armee des Königs in Thüringen gestanden, mit 8000. Mann gegen Torgau geschickt. Da aber die dortigen Gegenden wieder ruhig geworden, marschirte der Prinz mit seinem Corps wieder zur Armee des Königs in die Gegend Naumburg.

Indem der Prinz auf diesem Marsch begriffen war, zogen die Feinde in der Lausiz sich zusammen, und eilten mit starken Märschen unsrer Gegend zu. Der König erfuhr es zwar bald, aber doch erst nachdem sie ein paar Märsche gethan hatten. Der Prinz Moriz ward mit seinem Corps wieder abgeschickt, wo möglich die Hauptstadt zu retten.

Den 15. erfuhr man hier erst, daß der Feind im Anmarsch auf Berlin wäre. Die Nachricht verursachte um so mehr Bestürzung, weil wir einen Commandanten hier hatten, der keine

*) Damals Rector in Winterthur.

Erfahrung im Krieg und gar wenig Kopf hat. Dieser Mann ist an der ganzen Beschimpfung Schuld. Er ließ den anrückenden Feind nicht recognosciren, sondern machte Anstalten, sich mit seiner Garnison nach Spandau zu ziehen. Der ganze 15. Oct. war also hier unruhig.

Den 16. frühe Morgens wurde berichtet, daß die feindlichen Husaren vor den Thoren wären. Die ganze Garnison, die ungefähr aus 5000. Mann bestanden, wurde in der Gegend des königlichen Schlosses versammelt, und die Wachen an den Thoren verstärkt. Aber niemand wußte, wie stark der herannahende Feind war. Indessen war die Königin, nebst allen Prinzessinnen und einigen Prinzen, noch hier, und machten Anstalten nach der Festung Spandau zu flüchten, welche 2. Meilen von hier ist.

Den ganzen Vormittag brachte man mit Nachfragen zu, wie stark der Feind wäre, und wo er eigentlich stühnde? Aber niemand wußte etwas Gewisses. Indessen war die eine Hälfte der Stadt, welche an der Abendseite der Spree liegt, ruhig, weil vor ihren Thoren sich kein Feind zeigte.

Um 1. Uhr ließ der General Haddik durch einen Trompeter die Stadt auffordern. Alles, was von unsrer Garnison nicht an den Thoren war, wurde an den nächsten Zugängen des königlichen Schlosses in Schlachtordnung gestellt. Die Gewehre wurden geladen, und die Ordre gegeben, wie man schießen sollte. Wir glaubten eine Schlacht vor unsern Augen zu haben; denn ein Detaschement stuhnd an einer Brücke, wenige Schritte von unserer Hausthüre.

Mittlerweile warf der Feind an einem Orte, wo die Stadt keine Mauern hatte, die halbverfaulten Pallisaden, welche nicht

besetzt

besetzt waren, um, drang in die Vorstadt hinein, und formirte sich in Schlachtordnung auf einem großen Feld, das innerhalb der Mauer am Ende einer Vorstadt ist; das eingedrungene Corps war etwa 1000. Mann stark, Infanterie, Croaten, Panduren, schwere Cavallerie und Husaren. Die Wache an dem nächsten Thor wurde gleich verjagt, und es befanden sich unweit von dem Platze 400. Mann von unsrer Garnison, welche den Feind angriffen, und von ihm eine ziemliche Menge tödteten. Allein der Haufen war zu klein, nicht unterstützt, und nicht zum beßten angeführt. Er wurde vom Feinde umringt, ein großer Theil zu Schanden gehauen, und ein andrer gefangen genommen, so daß von diesen 400. Mann kaum der zehnte Theil davon gekommen. Die Action ist an einem vom Schloße so weit entlegenen Orte geschehen, daß wir kaum die Schüße der feindlichen Canonen hören konnten.

Nachdem dieses vorbey war, hielt der Feind in guter Ordnung auf dem Wahlplatz, und Haddik schickte einen zweyten Trompeter, durch welchen er dem Magistrat sagen ließ, daß er nunmehr Meister von der Stadt sey, und von ihr 600,000. Thlr. Brandschatzung verlangte.

Damals wäre es leicht gewesen, den Feind, welcher nur 3. Straßen zum Eindringen in die Stadt vor sich hattte, wieder zu verjagen, oder ihm wenigstens alles zu versagen, weil man überflüßig im Stand war, ihm das Einbrechen in das Innere der Stadt zu verwehren. Allein der Commandant beredte die Königin, mit dem ganzen Hofstaat wegzufahren, und er selbst folgte dem Hof mit der ganzen Garnison. Durch einen Canonenschuß, der gerade vor unsern Fenstern geschah, und der das einzige ist, was meine Frau in Schrecken gebracht hat,

gab er das Zeichen zum Abmarsch. Alle Thore wurden darauf verlassen, und wir mußten den Hof und 5000. Mann guter Truppen vor unsern Fenstern sehen vorbey aus der Stadt ziehen. Der Zug dauerte von 3. Uhr Nachmittag bis beynahe um 5. Uhr.

Während der Zeit hielten sich die Feinde ruhig auf dem Wahlplatz. Sie waren so schwach, daß sie sich nicht tiefer in die Stadt wagen konnten, weil ihnen unbekannt war, was darin vorgieng. Nur einige Marodeurs drangen in etliche ihnen nahe gelegene Häuser und plünderten. Inzwischen fieng man auf dem Rathhause an, zu kapituliren. Die Feinde hatten zwar, wie gesagt, 600,000. Thlr. gefordert, und drohten die Stadt in Brand zu stecken, wenn diese Summe nicht um 8. Uhr des Abends da wäre. Allein der Magistrat that, was er konnte, die Summe zu mildern; und weil die Feinde wol wußten, daß der Prinz Moriz bald würde vor Berlin anlangen, so bezeigten sie sich ziemlich unruhig. Man merkte ihre Besorgniß, und machte sich dieselbe, so gut als möglich war, zu nutze. Die Brandschatzung wurde auf 200,000. Thlr. gesetzt, und dem Feind in die Vorstadt hingeliefert. So bald der letzte Transport da war, welches gegen 4. Uhr des Morgens war, machte er sich eiligst davon. Weil ich den Abend zuvor um 10. Uhr durch einen ausgeschickten Kundschafter erfahren, daß die Feinde sich auf der Wahlstadt um Feuer gelagert und stille hielten, gieng ich mit den Meinigen ruhig zu Bette, und hatte des Morgens das Vergnügen zu erfahren, daß sie wieder abgezogen wären.

Wenige Stunden nachher, nämlich den 17. um Mittag, ließen sich schon einiche Husaren von dem Morizischen Corps

hier sehen; und um 5. Uhr des Abends rückten schon 2. Regimenter Cavallerie hier ein, welche 30. feindliche Husaren und einen Wagen mit Geld einbrachten, die sie unterwegs dem Feind abgenommen hatten.

Den andern Tag traf der Prinz mit seinem ganzen Corps hier ein. Er schickte gleich ein Husaren-Regiment dem Feinde nach; allein er war zu weit voraus, und wir bekamen nichts als 30. oder 40. Gefangene.

Dieses ist die wahrhafte Beschreibung der für Berlin so schimpflichen Expedition. Den Dienstag traf der Hof von Spandau wieder hier ein. Da sich der Commandant wieder vor dem Volk sehen ließ, stürmte es mit unzählichen Flüchen und Scheltworten auf ihn, und würde ihn ermordet haben, wann er nicht das Glück gehabt hätte, sich in ein gutes Haus zu flüchten.

Seit der Zeit ist hier alles ruhig; der Hof ist nach Magdeburg gegangen, weil der Commandant darin eine Entschuldigung sucht, daß er mit seinen Truppen den Hof habe decken sollen.

Mit der Armee des Herzogs von Richelieu ist ein Waffen-Stillstand auf 7. Monate geschlossen. Der König steht mit 30,000. Mann bey Leipzig, und sucht die Reichsarmee anzugreifen. In Schlesien stehen die Sachen für den Feind sehr kritisch. Unsre Armee daselbst befindet sich sehr sicher, und hat Ueberfluß; die feindliche dagegen hat an allem Mangel, und muß nothwendig, weil sie keinen festen Platz hat, noch das Aeusserste versuchen, um Winterquartier zu bekommen. Nach Böhmen kann sie nicht anders als mit großem Nachtheil zurück gehen. Also ist man höchst begierig zu sehen, wie dieser Feldzug sich endigen wird.

Unsere Armee aus Preussen ist im Anmarsch nach Pommern, wo die Schweden sich ziemlich unnütze machen. Die Preussischen Truppen sind der Kern der Macht des Königs, und werden die Schweden in kurzer Zeit übern Haufen werfen. Allein es gehen noch 14. Tage darauf, ehe sie an einander kommen können.

1757. 10. Dez.

Victoria! Der König hat auch die Oesterreicher in Schlesien eben so und noch mehr geschlagen, als die Franzosen bey Roßbach. Ihre große und uns fürchterliche Armee ist zerstreut und der größte Theil ihrer Mordgeschütze in unsern Händen. Ich will Ihnen kürzlich erzählen, was seit der Schlacht bey Roßbach vorgefallen ist; diese Schlacht war eine der merkwürdigsten Schlachten des Königs, und der Sieg einer der vollkommensten. Es ist eine zuverläßige Wahrheit, daß der König nicht 25,000. Mann stark gewesen, und eben so zuverläßig, daß die dreymal so starke Macht der Feinde zerstreut und so auseinander getrieben worden, daß der König wenige Tage nach der Schlacht den größten Theil seiner Sächsischen Armee weggeführt hat, ohne daß die geringste Gefahr gewesen, daß die Reste der geschlagenen Franzosen und Reichsvölker wieder würden etwas unternehmen können. Es ist ganz zuverläßig, daß dieser Sieg den König nicht hundert Todte gekostet, und nicht 400. Verwundete.

Unser Held ließ nach diesem Sieg seinen Bruder, den Prinz Heinrich, mit einichen Truppen in Sachsen stehen. Dieser hat sie so vertheilt, daß Sachsen, nebst dem Saal-Kreise und dem Magdeburgischen, vor allem Ueberfall von Seiten der Franzosen gesichert ist. Inzwischen führte der König

seine kleine siegende Armee wieder gegen die Elbe und in die Lausitz, um das Corps des General Marschalls, welches vorher in die Mark eingefallen war, wieder nach Böhmen zu treiben, oder zu schlagen. Marschall hielt nirgend Stand, sondern eilte über Zittau nach Böhmen; dahin konnte ihn der König nicht verfolgen, weil seine Gegenwart in Schlesien nöthiger war. Der Feldmarschall Keith aber war schon durch einen andern Weg, nämlich durch das Altenburgische und das Erzgebürg, nach Böhmen vorausgeschickt worden. Er bemächtigte sich der Stadt Leutmeriz, wo er ein großes feindliches Magazin angetroffen und zugrundgerichtet, weil es in dieser Jahrszeit nicht fortzubringen war. Dieses Corps befindet sich, nebst dem feindlichen von Marschall, noch in Böhmen, und wir wissen weiter nichts davon.

Der König zog sich also wieder aus der Lausitz linker Hand herauf nach Naumburg an der Queisse, und von da gegen Glogau hin. Inzwischen erfuhr er, daß Schweidniz übergegangen. Dieser Verlust war aus einer doppelten Ursache empfindlich: Erstlich weil 5000. Mann, nebst einem großen Vorrath an Geld, Munition und Lebensmitteln darin war; und hernach auch deswegen, weil man merken konnte, daß die darin befindliche Generale ihre Pflicht nicht gethan hatten. Als es der König erfahren, soll er gesagt haben: C'est une vilaine affaire; mais que faire, il faut se hâter de les battre.

Durch den Verlurst von Schweidniz wurden die Umstände des Herzogs von Bevern äusserst gefährlich. Dieser Herr hatte sich durch einen überaus klugen Marsch dichte vor Breßlau gezogen, und stuhnd seit einigen Wochen in einem sehr

vortheilhaften Lager, wo er die Hauptarmee der Feinde von etwa 60—70,000. Mann vor sich hatte. Nach der Uebergabe von Schweidniz zog die Nadastische Armee ebenfalls dahin, und dadurch bekam der Prinz Carl eine solche Uebermacht über den Herzog von Bevern, der nur 30,000. Mann stark war, daß der Feind ihn den 22. Nov. angriff. Es kam zu einem der blutigsten Treffen, wobey die Feinde nach ihrer eignen Aussage 20,000. Todte und Bleßirte bekamen. Der brave General Zieten ruinirte das ganze Nadastische Corps völlig. Aber unser rechte Flügel, der an den Vorstädten von Breßlau stuhnd, litt auch viel dabey. Die Oesterreicher schreiben sich den Sieg dieses Tags zu. Indessen ist gewiß, daß der Herzog von Bevern das Feld behauptet, aber doch während der Nacht sich durch Breßlau gezogen, und jenseits der Oder sein Lager genommen hat. Unsre Zeitungen lassen in der Nachricht von dieser Schlacht einiche bedenkliche Ausdrücke fallen, woraus man schließt, daß der König seinen Generalen etwas sehr Unverantwortliches zuschreibt. Den 24. wurde der Herzog von Bevern beym Recognosciren gefangen, und der General Kiau von der Cavallerie, als der Aelteste nach ihm, nahm das Commando über sich. Dieser besetzte Breßlau mit 10. Bataillons Ober-Schlesischer Truppen, die meist alle katholisch sind. Die Generale in Breßlau capitulirten den 27. mit dem Feind, und wollten aus der Stadt ziehen; allein von den 10. Bataillons wollten nur wenige hundert Mann folgen; die andern giengen alle zum Feind über.

Dieses war ein höchst empfindlicher Streich für den König, der indessen sich von nichts abhalten ließ. Er rückte mit seinem Corps immer gegen der Oder, und vereinigte sich bey

Prommniz mit der ehemaligen Beverschen Armee. Die Feinde rückten von Breßlau an, dem König entgegen. Den 4. dieses Monats kamen die Vortruppen schon aneinander, und der König nahm dem Feind seine Feldbeckerey weg. Den 5. aber kam es zu einem Haupttreffen, unweit Neumark eine Meile von Breßlau. Gott gab dem König einen sehr vollkommenen Sieg. Beyde feindliche Flügel wurden völlig geschlagen und getrennt; der eine flüchtete nach der Gegend Schweidniz, der andere gegen Breßlau. Noch haben wir keine umständliche Nachricht von diesem Sieg, weil die ganze Armee mit Verfolgen des Feindes beschäftigt ist. Unser Verlurst muß sehr gering seyn, weil kein einziger Offizier von Rang geblieben, sondern nur zwey leicht verwundet sind. Indessen ist schon so viel gewiß, daß wir über 8000. Gefangene gemacht, und 131. Kanonen erbeutet haben, woraus man auf das Uebrige den Schluß machen kann. Dem nach Schweidniz flüchtenden Theil hat der König die Reuterey nachgeschickt, und den andern hält man in Breßlau fest; und man hoffet daß von diesen ein großer Theil in unsere Hände fallen werde.

Durch diesen herrlichen Sieg wird Schlesien wieder befreyt, und die feindliche Macht, welche meist ganz dort versammelt gewesen, dergestalt geschwächt, daß wir Hoffnung zum Frieden bekommen. Nach der allermäßigsten Rechnung hat der Feind in Schlesien durch die Belagerung und zwey Schlachten in Allem einen Abgang von etlich und 40,000. Mann, der sich noch sehr vergrößern wird, wann er bey dieser Jahrszeit wieder, und zwar eilig, nach Böhmen zurückziehen muß. Freuen Sie sich, mein werthester Freund mit uns, daß wir jetzo gegründete Hoffnung haben, daß Friederich, der gewiß seines gleichen nicht hat, über seine Feinde triumphiren wird.

Nun muß ich Ihnen noch mit Wenigem berichten, wie es anderwerts geht.

In Sachsen ist nun alles ruhig, Halberstadt ist von den Franzosen völlig verlassen und von unsern Truppen besetzt. Der Prinz Ferdinand von Braunschweig, den der König nach der Observations-Armee geschickt hat, commandirt dieselbe en Chef, und hat die Franzosen schon ziemlich zurückgetrieben. Er ist zwar nicht viel über 20,000. Mann stark; aber Richelieu auch nicht. Es scheint, daß dieser sich gegen das Heßische heraufziehen werde, um sich mit dem Prinzen von Soubise zu vereinigen.

Die Schweden haben unser Land geräumt, und sind in ihrem Pommern voller Furcht. Die ganze Preußische Armee, 33,000. Mann stark, ist nunmehr in Pommern und an der Oder angekommen. Aber ihre Bestimmung ist bis jetzo ein undurchdringliches Geheimniß. Es ist der Kern der Preußischen Macht. Ihre Märsche sind so beschaffen, daß man gar nichts von ihrer Absicht errathen kann. Dieses macht mich hoffen, daß der König eine sehr wichtige Unternehmung mit ihr vor hat.

Die politischen Schriften, deren sie in Ihrem vorigen Schreiben erwähnen, sind hier sehr bekannt; es ist auch darauf geantwortet worden. Allein, ich habe es nicht der Mühe werth geachtet, Ihnen diese Sachen zu schicken. Wer zuletzt sieget, wird auch in Schriften recht behalten. Durch eine neue Schrift, welche der König auf dem Reichstag zu Regenspurg übergeben lassen, ist bewiesen, daß die Feinde den Staaten des Königs an Erpressungen und Veräusserungen an die 60. Millionen Rthlr. Schaden gethan, wordurch erhellet,

wie unverschämt das Vorgeben der Feinde ist, daß man mit unsern Landen gelinder umgehe, als der König mit Sachsen. Leipzig hat für das ganze Land ungefähr eine Million baares Geld hergeben müßen.

Die Franzosen haben in Sachsen unerhörte Grausamkeiten und schändliche Bubenstücke begangen; die katholischen Schweizer sollen nicht die letzten gewesen seyn, die Kirchen zu entheiligen.

Die Spötterey eines gewissen Freundes über den Einfall des General Haddik ist sehr frostig, und Sie haben sie am besten wiederlegt. Der Ausgang zeiget, und wird es verhoffentlich noch ferner zeigen, das meine Hoffnungen keine träumerischen Einbildungen gewesen. Noch halte ich den König stark genug, Oesterreich, Frankreich und Schweden zu widerstehen, und alles zum Frieden zu zwingen. Es kann von seiner Macht und der Beschaffenheit seiner Armee keiner urtheilen, als wer den Staat von Innen gesehen; denn es sind unglückliche Umstände dabey. Man wird auch nicht glauben, daß der König diesen Krieg, der ihn alle 14. Tage eine Million Rthlr. kostet, blos aus seinem gesparten Gelde geführt, und daß sein Land bis jetzt mit keinem Pfenning neuer Auflagen beschwert worden. Indessen ist es doch eine gewisse Wahrheit.

Bey allem diesem muß man den unüberwindlichen Muth und die unbegreifliche Thätigkeit des Königs bewundern. Jeder andere würde schon unter dieser Last versunken seyn. Unlängst schrieb der König an eine gewisse Dame, die ihm zu dem Sieg bey Roßbach Glück gewünscht hat, ohngefähr in folgenden Ausdrücken: Je ne puis pas encore goûter la joye; à peine ai-je fini d'un côté qu'il faut courir de l'autre. Ne me

réprochez plus, que je fais la guerre par goût, je suis surpris, de survivre a taut de peines, tant de fatigues et tant de chagrin. Plaignez un pauvre chevalier errant, que le malheur porte, à faire plus de veuves et d'orphelins, que tous les autres n'ont protégé.

Was sagen Sie zu der Geschichte mit Gottsched? Als der König in Leipzig war, wurde er durch Deputirte von der Universität complimentirt. Er unterredete sich mit ihnen von den Wissenschaften, von der Poesie und von der deutschen Sprache. Gottsched machte nach seiner Art viel Rühmens von seinen eignen Verdiensten, von seiner Uebersetzung des Bayle und Racine, von seiner Grammatik, u. s. f. und der König hat sich bereden lassen, daß dieser Duns ein Licht der Deutschen sey. Kurz hernach schickt ihm der König einige französische Stances, darin G. le Cigne Saxon genennt wird. Sie können leicht erachten, wie unerhört groß der Mensch sich damit dünkt. Er hat sogleich ein Gedicht auf den Stiftungstag der deutschen Gesellschaft in Königsberg an den König geschickt, das seiner würdig ist.

Ich muß auf des Königs Geburtstag (24. Jenner) eine deutsche Rede halten, die mir viel zu schaffen giebt, weil mich die Natur nicht zum Redner gemacht, und der Gegenstand mich noch dazu abschreckt, u. s. f.

IV.

Fragen, die Erziehung betreffend.

Fortsetzung. S. Juny 1807. S. 439—445.

Ein und funfzigste Frage.

Universität.

Name, den ein Windbeutel erfunden.

Universität, eine nothwendige Unterrichts-Anstalt? Nichts weniger. Kauft einer für ein paar Doublonen Bücher, so kann er, ohne seinen Wohnort zu verändern, und sollte er in der Terra incognita wohnen, in der Philosophie, Moral, Aesthetik, Kalkul, Größenlehre, Theologie und allen nützlichen Kenntnissen, welche sich ohne Experimente und Naturalien erlernen lassen, sich selbst die wichtigsten Resultate dieser Wissenschaften bekannt machen, und — braucht er mündlichen Unterricht — sind die trefflichen und höchst deutlichen Schriften hierin, die man ihm für ein Paar Doublonen in die Hand legen kann, nicht deutlich genug, so ist er zu solchen Studien untauglich.

„Was ist denn eine Universität"?

Eine Rüttelmaschine, eine Windmühle. Man schmeißt ein, zweytausend junge Leute in den Rasejahren auf einen Klump

zusammen, giebt ihnen Freyheit sich zu rütteln, zu drängen, zu raufen, zu schwärmen. Der Leichte wird durch die Windmühle ausgefeget, er geht drauf. Der Taugliche fällt als schweres Getraide in den Sammelkorb.

Nur Halb und Halb, ist schlimmer als Nichts — sind die Universitäten auf diesen Zweck eingerichtet. Ein Staat habe decretirt: Wir brauchen eine gewisse Zahl ausgeraseter junger Bursche, Universitäten seyen die Rasemaschine, so fragt sich:

1. Wie richten wir's ein, daß z. E. 2000. Bursche rasen?
daß sie ausrasen?
daß der Schwache darnieder gerafet werde?

2. Was lassen sich mit dieser Rase-Anstalt noch etwa für andere Zwecke vereinigen?

Zwey und fünfzigste Frage.

Entwickelungskunst.

Entwickeln, was im Menschen liget, heißt Erziehen. Ob man in den Menschen hineinbringen könne, was noch nicht darinnen lieget, ist eine Frage. Philosophen suchten in einen Blinden die Vorstellung von Purpur hineinzubringen; die Aeusserung des Blinden: Der Purpur sey gleich dem Schall einer Trompete, bewies, daß man nichts hineingebracht. Kann man hineinbringen oder geben, so muß doch die Fähigkeit zu empfangen entwickelt werden. Entwickeln ist also doch der Hauptbegriff bey der Erziehung, Entwickeln durch Kunstmittel. Es giebt also eine Entwickelungskunst der Menschheit. Diese hat, wie alle Künste, Erfahrungen und auf diese aufge-

führte Wissenschaft, zum Fundament, aus deren Theoremen alsdann die Regeln der Kunst abstrahirt werden. Eine solche Kunstwissenschaft zu verlangen, wäre, ich gestehe es gerne, zu viel verlangt; allein

> Vermuthungen, welches wohl die allgemeinen Mittel seyn möchten, die Menschheit zu einer vollständigen Entwickelung zu bringen; welche von diesen Mitteln bis jetzt angewendet worden; welche etwa noch, von den in unserer Gewalt liegenden, angewendet werden könnten?

Zu wünschen, daß ein gründlicher Denker uns seine Vermuthungen hierüber vorlegen möchte —

Dieses ist doch wohl kein Wunsch, der Lucians Wünschen beyzugesellen wäre.

V.

Lied beym Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick, o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unser Herz erweitert sich,
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenschein und Regen.

Chor.

Freudig streuten wir den Samen;
Denn wir streuten ihn im Namen
Dessen, der mit einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze schuf.
Dein, o Vater! ist der Segen,
Dein ist Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater! ist der Segen, u. s. f.

Chor.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig!
Das Gedeihen giebt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen, u. s. f.

Chor.

Der so schön die Blumen kleidet,
Der so mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater seyn.
Ja, dem Frommen giebst du Segen,
Giebst ihm Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen giebst du Segen, u. s. f.

Chor.

Laß mit Frucht den Baum sich schmücken,
Reich an Korn den Halm sich bücken,
An der Rebe Trauben blüh'n,
Wiesen für die Heerde blüh'n!
Ueberall auf unsern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unsern Wegen, u. s. f.

Chor.

Schone, Vater! in Gewittern
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von bösen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen.

Das Volk.

Uns zurück von bösen Wegen! u. s. f.

Chor.

Ruhen lassen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber sät,
Bis er glorreich aufersteht.
Alle Frommen führt sein Segen
Einst dem Aerndtetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt sein Segen, u. s. f.

Im Aprilheft ist zu verbessern:

S. 307. vierte Strophe, statt: veredelt l. veredelnd.
S. 308. in der fünften Strophe, statt: zu eurer Rechten l. zu eurer Tochter, und statt: schlingt das Band l. schlingt ihr Band.
S. 317. Z. 10. statt: seinen l. feinen.

I.

Phantasien des Greisen nach seiner Niederlassung am Zürchersee.

Versetzt aus engem Nest in offne Himmelsluft,
Ists mir, ich geh hervor aus dunkler Todesgruft.
Wo gleicht wohl ein Pallast an Mahlerzauberey
Der Ansicht hier, so reich, so schön und immer neu?
Dort aus der Limmat Schoos steigt Zürichs Pracht empor.
Wer zog aus tiefer Fluth den stolzen Bau hervor?
Nicht, Aphrodite, du; auch Ihr Najaden nicht:
Euch, Zürichs Thürme, zog hervor ans Tageslicht
Selbst Gottes Mutter, sie im Schooße der Abtey;
Zum Paradiese schuf sie finstre Wüsteney.
Und wer erhob die Stadt zum schweizerschen Athen?
Sie dankt der Weisheit Ruhm (nur dieser wird bestehn)
Apollens Priestern. O wie glücklich war auch ich!
Ihr Geist erleuchtete, ihr Herz erwärmte mich.
In ihren höhern Krais wag ich mich nicht empor.
Dort oben stralen sie in der Verklärten Chor:
Heidegger, neben ihm Perikles, Antonin,
Steinbrüchel mit Horaz, Breitinger mit Longin,

Mit Geßner Theokrit, mit Bodmer sein Homer,
Mit Hirzel Xenophon, mit Zwingli Lavater.
Euch, Enkel, seegnen sie, auch Euch belebt ihr Ruhm.
O Zürch, ihr Nachruhm schüzt dich als Palladium.
Ja, gleicher Weise schmückt dich Kunst auch wie Natur!
Stambul im Kleinen! Doch — Heil dir, im Kleinen nur;
Zu klein zum Riesenkampf ist dort der Limmat Schoos,
Kein Bosphoros, wo sich der Erdengötter Loos
Entscheidet. Ewig nie färb, Limmat, deine Fluth
Der Donnerschlünde Rauch, entzweyter Heere Blut!
Nie anders, Kriegesgott, nah Zürichs Ufer du,
Als an Cythärens Arm, im Schooße sichrer Ruh.
Ja, heilig bleib auch dir das friedliche Gestad;
Nicht scheu mach in der Fluth dein Donner die Najad',
Den Faun, die Nymphe nicht in dem verschwiegnen Hain —
Kurz, nur beym Schützenspiel darfst du zugegen seyn.
Ja, friedlich nur darfst du dich Zürichs Ufer nahn;
Dich stört in Venus Schooß kein laurender Vulkan,
Es tanzt rund um Euch her der Charitinnen Chor,
Bey euerm Lager steht als Wache Cypripor.
Sieh! Herrlich glänzt umher der Schauplatz der Natur,
Der Obst- und Traubenhain, die heerdenreiche Flur,
Der Hügel wechselnd Grün rund um den Silbersee,
Der Alpen Wolkenhaupt, der Ozean von Schnee.
Am Ufer, im Gebirg, wohin das Auge schaut,
Hat Freyheit überall die Wildniß angebaut.
Empor zum Himmel steigt von Tell und Winkelried,
Von Niklaus von der Flüh manch frohes Schweizerlied.
Wie? Nur dem Heiligen, dem Held und Musensohn,

Warum dem Pflanzer nicht blüht auch die Ehrenkron?
Das Chaos unterwirft er seiner Schöpferhand;
Sein bleibend Denkmal sind das ihm entrißne Land,
Der Traubenhügel dort, hier das Kartoffelnfeld.
Voraus du, Pflanzer, bist mein Heiliger, mein Held!
Ein Aernteseld wird selbst der kleine Ozean,
Denn seinen Schooß durchpflügt manch reich beladner Kahn.
Manch wilder Bach zerfließt in der Najade Fluth,
In ihrer Nähe legt sich selbst des Linthstroms Wuth.
Liebkosen lernt auch er, auch er lernt schmiegen sich.
Wer, ungestüme Linth, wer legt in Fesseln dich?
Der Eintracht Genius, sein seegenvolles Band.
So wie die Schweizer selbst, so geben sich die Hand
Auch Fluß und See. Wie wir, so treten im Verein
Die Limmat, Reuß und Aar, ihr Oberhaupt der Rhein.
Vereint wird durch den Rhein, den Oenus und Rhodan,
Helveziens Eisgebirg mit jedem Ozean. . . .
Doch, rasche Phantasie, wohin verschlägst du mich?
Hier auf die Bucht beschränkt mein kleines Weltall sich.
Von jenem Paradies bey Habspurg seh ich nur,
Wie ein Verbanneter, von Ferne noch die Spur.
Dort in dem Blumenschooß der Limmat, Reuß und Aar —
— Nein, nie vergeß ich es, wie selig dort ich war.
Wie froh verjüngerte in deiner Horen Krais,
O Herzensschwester, sich der abgelebte Greis!
Aus meiner Brust ergießt sich in den Limmatfluß
Zu dir hinab mein Hauch, mein Seufzer und mein Kuß.
Nun, warum nicht hinauf zieh ich, o Freundin, dich?
In höhern Glanz erhebt vor dir mein Ufer sich.

Mein Rüschlikon schafst du zur Fabelschöpfung um,
Und meine Hütte hier zum Musenheiligthum.
Dort aus den Bäumen lockst Dryaden du hervor,
Dort in der Fluth begrüßt dich der Tritonen Chor;
Zu Amorinen machst die Zephyrlüfte du,
Dir tragen Nektar sie aus Blumenkelchen zu;
Dir treibt die Heerde dort, als Schäfer, dein Apoll,
Ja, dir zu lieb (denn leicht macht Frauenlieb' ihn toll)
O gern wird dir zu lieb Zevs wohl noch zum Delphin;
Dich trägt mit Wonnelust er durch die Fluthen hin.
Empor schwebt aus dem See des Ufers Wiederschein,
Der Landschaft Ideal, hinschwimmend Flur und Hain.
Bezaubernd spiegelt sich im See das Himmelblau,
Als zweytes Amathunt steigt aus der Fluth die Au.
Einst sang hier Klopstok — nein, nicht sang der Dichter nur,
O ganz genoß er auch die Freuden der Natur.
Und dort vom Herrliberg erschallt so hehr und süß
Olympischer Gesang. Als weiblicher Ulyß
Fand dort in Hymens Schooß Minerv' Emilia *)
Nach manch durchkreuztem Land und Meer ihr Ithaka.
Dort, wo die Ufenau empor aus goldner Fluth
Als Feeninsel blüht, dort, großer Hutten, ruht
Dein heiliges Gebein. Von dort umsäuselt mich
Dein Hauch. Voll Ahnung fühlt auch — mein Geist freyer sich.
Und du, mein Küsnach, hier, ach, wie vergeß ich dich?
So freundlich pflegtest du einst in der Jugend mich!
Bald reichte Plato mir die Hand — bald Epikur,

*) Mad. Harmes, geb. v. Oppeln, die berühmte Schriftstellerin.

Und zwanglos wuchs ich auf, als Mündel der Natur.
Heil mir, im Oheim fand den zweyten Vater ich!
Ach, Jahre lang sah er des Sohns beraubet sich *):
Heil mir, da fand der Greis den zweyten Sohn in mir.
Ein zweyter Bruder war ich, Wilhelmine, dir.
Hier, theure Gattin, hier umschlang die Vaterhand
Uns an dem Brautaltar mit treuer Liebe Band.
Wie traulich nicht umschlangst du, Herzensgattin, mich?
Mir folgest du. Wohin? Wohin? Was kümmerts dich?
Erheitert Liebe nicht das Dunkel auch vom Grab?
Gern steigst, Epone, du an meinem Arm hinab:
Doch, wie Sabin geliebt, unendlich glücklicher,
Oeffn' ich ein Paradies dir, Traute, rund umher.
Ein heitrer Sinn erhöht den Glanz vom Tageslicht.
Quält nicht Vergangenheit, so quält auch Zukunft nicht.
Ha! noch so furchtbar schweb die Felsenlast herab,
Mir pflückst an ihrem Fuß du harmlos Blümchen ab.
Noch immer lächelst du mir Geist und Leben ein.
Als Greis auch werd ich so nicht ganz unthätig seyn;
Auch noch als Greis steh ich verlaßner Unschuld bey,
Ja, gegen Unrecht wird mein Eifer immer neu.
Still geh dem Leidenden ich in die Hütte nach.
Rein stralt die Menschheit noch dort unter niedrem Dach.
Auch unterm Schaubdach stralt von Gottes Angesicht
Sein Bild, sein Wiederschein im unverfälschten Licht.
Auch selbst im Dorfe find ich nicht wild wachsend nur

*) Jak. Heinr. Meister, Verfasser mehrerer geistreichen Schriften. Wegen einer Schrift Sur l'origine des principes religieux war er aus der Schweiz verbannt, hernach aber ehrenvoll zurückberufen worden.

Des Geistes Früchte — nein, auch höhere Kultur;
Bey Karst und Schaufel auch begegn' ich einem Mann,
Der von Gelehrsamkeit mich unterhalten kann.
In hoher Harmonie stellt sich der Welten Bau,
Die Zeitwelt, Vorwelt, selbst die Nachwelt uns zur Schau.
Jetzt öffnet Leibnitz uns das Triebwerk der Natur,
Uns lehrt den Feldbau jetzt Virgil auf offner Flur;
Bey Platons Gastmal führt jetzt Sokrates uns ein,
Und jetzt begeistert uns Horazens Lied und Wein.
Zurück auch zieh ich gern mich in die Einsamkeit.
Mein spätes Alter auch bleibt, Musen, Euch geweiht.
Verjüngert fühl ich mich in froher Schüler Krais.
So, Jüngling, blüht, wie dir, Genuß auch noch dem Greis.
Dem Greis, dem Armen auch blüht wechselnder Genuß.
Ach ja, nicht mehr erklimm' ich mit dem schwachen Fuß
Des Albis Gipfel: Nun, doch immer überfliegt
Ihn noch mein Geist, der nicht dem Alter unterliegt.
Ja, vom Casino fern, genießt doch auch der Greis
Gesellschaft. Ihn umgiebt schuldlooser Kinder Krais.
Ja, länger wagt er sich nicht in die schöne Welt;
Doch seine schöne Welt sind Hain und Gartenfeld.
Nun, aufs Gefallen thut, ach! ja der Greis Verzicht.
Gnung, daß er lieben darf! Nein, mehr verlangt er nicht.
Ja, gern entsagt er ganz der Schönen Huld und Kuß,
Doch nicht versagen sie ihm seeligern Genuß;
Den reinern, der ja schon aus keuschem Anschaun fließt;
Den höhern, der im Lied sich wonnevoll ergießt.
Nur unter Minnesang verlängert, Mädchen, sich
Des Greisen Leben. Sieh, drum lieb und sing ich dich.

Froh regt sich immer noch mein Daseyn und Gefühl,
Jetzt unterm Sonnenstral, jetzt in des Haines Kühl.
Gleich jüngern Engelchen umflattern mich im Chor
Die Sänger in der Luft; sie rühren Herz und Ohr.
So, Gattin, Schwester, fließt das Leben uns dahin;
Uns alle drey belebt derselbe Geist und Sinn.
Dort, treue Gattin, dort in offner Gartenflur
Bewirthet uns durch dich freygebig die Natur.
Zum Nektar macht den Most mein Frohsinn und mein Scherz,
Und zu Ambrosia das Brod dein frommes Herz.
Uns wölbt sich rund umher der Himmel zum Gezelt,
Vauxhall und Ranelagh ist uns die Sternenwelt.
So schlummern sanft wir ein; doch schlaflos auch umschwebt
Uns Gottes Seraph, der zum Himmel uns erhebt.
Beym Auf- und Niedergang der Sonne bringen wir
Ein rein und frohes Herz, o Gott, zum Opfer dir;
Dir, Vater, danken wir für jeden Sonnenstral,
Für jeden Blumenhauch im kühlen Schattenthal,
Für jedes Laubgewölb, das freundlich uns bedeckt,
Für den Gesang im Laub, der sanft uns aufgeweckt.
Nicht Dank nur, Vater, dir für jeden heitern Tag,
Nein, auch für jede Last, die auf der Brust uns lag!
Zur Uebung diente sie der Kraft und der Geduld,
Zur Stärkung im Vertraun auf deine Vaterhuld.
Doch wie? Wenn rund umher uns Alles heiter lacht,
Warum, o Küßnach, sinkst nur du in Trauernacht?
Wie? Jugendfreunde, dort such ich von Euch die Spur,
Beym kalten Monde seh ich eure Schatten nur.
Die Fluth, die zwischen uns sich lagert, macht Ihr mir

Zu Lethe. Nun, gehabt Euch wohl! Verlaßt uns Ihr —
Je nun, doch immer noch sind wir den Göttern werth;
Bey Philemon sind sie und Baucis eingekehrt.
Und kehrst bey uns auch du, o Freundin K** ein,
O freudig wollen wir zur Hausgöttin dich weihn!

Rüschlikon den 3. Juny 1807.

L. Meister.

II.

Fortsetzung der Erinnerungen aus Paris, i. J. 1804.

(Aus der französ. Handschrift übersetzt.)

Sie wissen, lieber Freund, daß in Paris mehr als Ein Geschäft auf mich wartete, und wie viele alte Bekannte ich wieder besuchen mußte. Aber wie konnt' ich der Gallerie des Louvre in der Nähe seyn, ohne wenigstens einige Stunden in dem Museum Napoleon zuzubringen! In weniger als acht Wochen war ich dort mehr als 30. Mal, welches doch noch wenig ist, um die Menge von Meisterstücken jeder Art zu bewundern. Die Gemälde-Gallerie ist jetzt so vollständig als möglich; schwerlich befindet sich in der Welt eine, die zugleich eben so viel Schätze als Seltenheiten besitzt. Man hat sie nach Schulen getheilt, und die Werke der Meister von einer jeden finden sich bey einander, und zwar in chronologischer Ordnung, so viel immer Ort, Größe, Form und Zahl es erlauben. Diese Einrichtung erleichtert es sehr, Schule mit Schule, Meister mit Meister, und jeden mit sich selbst zu vergleichen. Der achtungswürdige Künstler, dem die Wiederherstellung dieser aus Italien weggeführten Kunstwerke aufgetragen war, und der seine sinnreiche Methode auf die höchste Stufe gebracht zu haben scheint,

ist vor einigen Monaten gestorben. Noch vor seinem Tode hatte er das Glück, die wichtigste seiner Arbeiten, nämlich die äusserst schwierige aber desto unschätzbarere Wiederherstellung der herrlichen Verklärung Rafaels zu vollenden. Man weiß wie viel dieses einzige Kunstwerk in seiner Art gelitten hat, und wie es in wenig Jahren ganz zu Grunde zu gehen drohte, wäre die Ausbesserung noch länger verschoben worden, oder die Hand, der diese Unternehmung aufgetragen war, weniger geschickt, das Gefühl das ihren Pinsel leitete minder zart, und die Achtung weniger religios für den Geist des Meisters dieser herrlichen Composition gewesen.

Einen Unwillen, dessen man sich übrigens bey der Besichtigung dieser prächtigen Gallerie nicht enthalten kann, verursacht die schlechte Beleuchtung derselben, während es mit einem unbeträchtlich vermehrten Aufwande leicht gewesen wäre, zumal da es eine so wichtige öffentliche Einrichtung betrift, das Licht von oben herein fallen zu lassen, um den Saal aufs vollkommneste zu beleuchten.

Unter den dortigen Gemälden giebt es nämlich eine bedeutende Anzahl, die Sie immer in einem sehr schlechten Lichte sehen, wenn Sie anders nicht so glücklich sind, den oft nur flüchtigen Augenblick eines günstigen Lichtstrahls zu treffen; und wieder andere, die Sie nur erst dann genießen können, wenn Ihre Augen durch das Suchen des gehörigen Lichts schon ermüdet sind. Doch, auch diese Verlegenheit erfreut Sie oft durch Ueberraschung, wenn Sie in diesem unermeßlichen Gemälde-Himmel ein reitzendes Bild, von dem Sie bis jetzt noch keine Idee hatten, finden, und ist eben das für Sie, was die Entdeckung eines neuen Sternes für den Astronomen. Diese Art

von Ueberraschung, glaub' ich, ward auch mir zu Theil, als ich zum Erstenmal zwey Gemälde von le Brun erblickte, die ich vorher noch nie bemerkt hatte; nämlich: Das schlummernde Christkind, und ein Benedicite. Das erste stellt das Kind Jesus vor, entschlafen auf dem Schooße seiner Mutter; die ganze H. Familie in tiefem Schweigen; nur der kleine Sankt Johann will dieses Schweigen unterbrechen; aber Maria deutet ihm mit dem Finger, die Ruhe ihres Sohns nicht zu stören. Das zweyte ist: Jesus noch in seinen Jugendjahren, in dem Augenblick, wo er ein bescheidenes Mittagsmal genießen will. Er spricht stehend und mit gefaltenen Händen das Benedicite, das Maria und Joseph ihn beten heissen. In diesen zwey Gemälden herrscht eine so naive, himmlische und rührende Einfalt, daß man nicht müde wird, sie zu betrachten. Wirklich ist le Bruns Genie nicht weniger bewunderungswürdig in der Einfachheit dieser beyden Gegenstände, als in der Lebendigkeit, Reichthum und dem ergreifenden Pompe seiner größten Compositionen.

Ich habe, wie Sie sich leicht vorstellen werden, nicht die Absicht, Ihnen hier alle die Gemälde zu beschreiben, die mir besonders auffielen; noch minder diejenigen, von denen ich Sie schon so oft unterhalten; noch auch manche der vorzüglichsten, die ich hier zum ersten Male zu sehen glaubte; wie z. B. die prächtige Kreuzabnehmung von Rubens aus der Cathedralkirche zu Antwerpen, den H. Hieronymus von Correggio, die heilige Jungfrau von Rafael unter dem Namen la Vierge au donateur bekannt; noch seinen jungen Denker, mit dem Kopf auf die rechte Hand gestützt; noch die Sündfluth von Poussin, und in einem andern Fache die Nonnen von Champagne, die Wiese von Paul Potter, u. s. f. u. f.

Unter so vielen Meisterstücken aber hat eins derselben einen zu lebhaften und zu angenehmen Eindruck auf mich gemacht, als daß ich den Versuch nicht wagen wollte, seine Hauptzüge Ihnen hier nachzuschildern. Es ist die Communion des H. Hieronymus, von Dominichino.

Dieses Gemälde, welches den Hauptaltar der Kirche des erwähnten Heiligen alla Charita in Rom zierte, wurde in 1614. vollendet, und damals nicht höher als mit fünfzig Scudi Romani (250. Fr. Livr.) bezahlt; wobey zu bemerken ist, daß von dieser Zeit an die großen Künstler ihre Arbeiten sich sehr gut bezahlen ließen.

Dieses Gemälde, welches das berühmteste ist, das Dominichino's Pinsel schuf, stellt den Sankt Hieronymus in seinem Neun und neunzigsten vor; er sieht seine letzte Stunde sich nähern, und läßt sich in die Kirche von Bethlehem bringen, wo er gewohnt war, das heilige Abendmal zu feyern. Hier am Fuße des Altars sucht der mit dem Tode ringende Greis seine Kräfte wieder zu sammeln, um das Viaticum auf seinen Knieen zu empfangen; aber durch seine Büssungen und sein Alter entkräftet, reichen sie für diese letzte Anstrengung nicht mehr hin. Umsonst versucht er es, seine Arme zu erheben, um seine zitternden Hände zu falten; Todeskälte hat sie schon ergriffen, sie bleiben unbeweglich; seine steifen Gelenke und Muskeln versagen ihre Dienste; seine Kniee beugen sich, und der Körper würde unter seinem eignen Gewicht erliegen, und rücklings zu Boden sinken, wenn nicht einer der Umstehenden ihn unterstützte. In diesem Zustand des letzten Kampfes scheint der kleine Lebensfunken, der ihm noch übrig bleibt, einzig noch in den brechenden Augen und auf den sterbenden Lippen zu

ruhen; sein irrdisches Seyn ist im Begriff zu entfliehen, oder ist vielmehr schon verschwunden; aber die Seele hat ihre irrdische Hülle noch nicht verlassen, sie belebt noch seine sterbenden Blicke und diese bebenden Lippen, welche mit eben so viel Demuth als Zutrauen sich bestreben, die Hülfe und den Trost des heiligen Sakraments zu empfangen. Vielleicht noch nie wurde der Uebergang aus dem Leben zum Tod, und von diesem zu einem neuen Leben auf eine anschaulichere und zugleich rührendere Weise dargestellt, und in diesem schreckbaren und feyerlichen Uebergang das himmlische Gefühl eines lebendigern Glaubens und einer tröstendern und süßern Hoffnung. Es ist also wahr, daß man sterben und doch noch leben kann! Ich darf Sie versichern, mein Freund, daß ich viele sehr tiefsinnige metaphysische und theologische Schriften gelesen, die mich nicht so tief von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt haben, als der unbeschreiblich angenehme Eindruck, den dieses herrliche Gemälde auf mich machte, so traurig auch sein Gegenstand ist.

Um die düstere Tinte dieser großen Composition zu mildern, ohne doch dem Ganzen zu schaden, stellte dann der Künstler auf die glücklichste Weise vor den sterbenden Heiligen einen jungen Menschen hin, der, von Ehrfurcht erfüllt, die letzten Thränen seines ehrwürdigen Freundes aufzufassen sucht; zu seiner Linken die H. Pauline, die sich niederwirft um seine Hände zu küssen, und in dem obern Theil des Gemäldes eine Engelgruppe in Anbetung. So dienen noch alle Nebenumstände der Hauptvorstellung, um den Charakter des christlichen Helden zu erhöhen, und um, so zu sagen, die heiligen Ansprüche seines Glaubens, wie seiner Hoffnung zu rechtfertigen, und den erstaunenden und erhabnen Gegensatz, einer so großen Erwar=

tung mit der letzten Dürftigkeit menschlicher Bestimmung, in ein helleres Licht zu setzen.

So groß aber der Reiz war, der mich zu den unermeßlichen Gallerien der Zeichnungen und Gemälde lockte, so war doch derjenige noch größer, der mich weit öfter und länger noch in dem prächtigen Saale der Antiken verweilen hieß. So reich nämlich die Gemälde-Gallerie ist, so konnte sie doch nur die Früchte der Talente zweyer oder dreyer Jahrhunderte zusammenbringen; bietet sie ja unserer Bewunderung, nur in größerer Zahl und allerdings mit einer seltnern Auswahl, Meisterstücke dar, welche, in mehr und minderm Maaße, auch jeder reiche Partikular besitzen kann. Kurz, man sieht hier in einem großen Verein, was man ehedem an vielen andern Orten sah. Das Museum der Antiken hingegen ist von einer weit höhern Rang-Ordnung, und weit mehr einzig in seiner Art. Wenn Sie die Gallerie der Gemählde besuchen, so befinden Sie sich nur in einem der schönsten modernen Palläste von Europa. Wenn Sie hingegen die in dem Antiken-Saale vereinigten Meisterwerke betrachten, so glauben Sie sich, der Reihe nach, in die schönsten Hallen Athens und Roms zu den Zeiten versetzt, die den Göttern dieser Völker geweihet waren, welche noch heut zu Tage unsre Lehrer und unsre Vorbilder sind; in die Haine Elysiums, in die himmlischen Säle des Olympus. Sie durchwandern tausende von Jahrhunderten, und sehen mit Ihren eignen Augen, und berühren so zu sagen mit eignen Händen das Erhabenste, was die Einbildungskraft in einem so langen Zeitraum auf der Erde und in den Himmeln zu erfinden vermochte.

Zu den sieben Sälen, welche jetzt die Gallerie der Antiken

bilden, will man noch zwey andere bauen, um der Venus von Medicis, ehemals einer der schönsten Zierden des Museums zu Florenz, und einer Diana, die sich mit der Linken auf eine Hindin stützt, (der schönsten und kostbarsten Antike, welche vor der Eroberung Italiens sich in Frankreich befand, und die man ehemals in der großen Gallerie zu Versailles aufgestellt sah,) eine würdigere Stelle zu verschaffen.

Unter den neuen Schätzen dann, womit so eben die Antiken-Gallerie bereichert wurde, fällt die colossalische Minerva, unter dem Namen der Pallas von Velletri bekannt, vorzüglich ins Auge. Diese Göttin ist mit aller majestätischen Schönheit vorgestellt, welche den Charakter der Weisheit, des Genie, der Talente und Künste ausdrückt. Das Peplum, das sie bedeckt, ist eine reiche Drapperie, deren Form und Falten ganz im Geschmacke der altgriechischen Schule geordnet sind; die Göttin, mit ihrem Helme bedeckt und mit der Egide bewaffnet, hält eine Picke in der Hand; und doch ist ihre Haltung so sanft und ihr Blick so ruhig! Diese vortrefliche Bildsäule, in parischem Marmor, wurde i. J. 1797. im Gebiete von Velletri, einer 9—10. Miglie von Rom entfernten Stadt, hervorgegraben; und der Verfasser des Verzeichnisses der Antiken scheint anzunehmen, daß dieses seltene Denkmal das Landhaus zierte, worin Augustus in seiner Kindheit auferzogen wurde. Das Museum (setzt er hinzu), im Besitze des Apollo von Belvedere und der Pallas von Velletri, kann sich rühmen, unter den vorzüglich classischen Statüen, die uns vom Alterthum noch übrig sind, gerade diejenige zu besitzen, die zuerst, und die welche zuletzt das Tageslicht wieder sah.

Dann können Sie sich vorstellen, mit welchem Eifer ich die

berühmte Venus von Medicis mit der Beschreibung verglich, die der Abt Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst von ihr gab. Und, werden Sie mir's verzeihen, wenn ich dieser Beschreibung noch einen Zug beyfüge, und es nicht noch verwegener finden, wenn dieser Zusatz sogar eine Kritik ist? Ich kann mich indessen nicht enthalten, Ihnen — doch ganz im Stillen anzuvertrauen! Daß, so bewundernswürdig der Umriß des Kinns der Göttinn ist, mich doch die runde Vertiefung des Grübchens, welches die Mitte davon andeutet, immer ungemein befrembdete. Dieser Zug schien mir, ich gestehe es Ihnen, sehr gegen dem idealischen Charakter dieses so jungen und so anmuthigen Kopfes abzustechen — schien mir nahe an Manier zu gränzen, wofern anders der Künstler nicht den Gedanken hatte, auf diese Weise ein gewisses Zeichen irgend einer irrdischen Schönen, die ihm besonders am Herzen lag, zu verewigen. Wenn Sie indeß diese Bemerkung zu gewagt finden, so will ich die Richtigkeit derselben eben nicht hartnäckig behaupten; denn freylich bin ich weder ein so gelehrter noch geübter Kenner, um mich tief in eine Untersuchung dieser Art einzulassen; und nur solchen Critiken, wie etwa denen eines Abt Visconti könnte man dergleichen Dank wissen. Mag ein solcher Recht oder Unrecht haben, so lehrt er uns doch jedes Mal eine Menge neuer und interessanter Dinge. Indessen zweifl' ich, daß die heutigen Nebenbuhler Winkelmann's, und noch weniger der eigne ernste Schatten desselben, es dem letztern jemals vergeben werden, daß er uns gegenwärtig beweisen will: Der Apollo von Belvedere sey nicht aus den Zeiten Alexanders, sondern von weit späterm Alter — ja gar sich untersteht, ihn für das Werk eines römischen Künstlers zu halten. Ich selbst

sah

sah zwar die Abhandlung des Gelehrten Abbe's nie, und kann also nicht über den Grad der Wahrscheinlichkeit urtheilen, den er seiner Meynung giebt. Aber so viel darf ich Sie versichern, daß — welcher Meißel immer diesen siegenden Gott schuf — ich mich nie dem Heiligthum, wo er steht, nähern konnte, ohne von der gleichen Bewunderung und dem religiösen Gefühl durchdrungen zu werden, welches eine gegenwärtige Gottheit (præsentia Numinis) dem Sterblichen immer einflössen muß. Keine Kunst, keine Art von Poesie hat nach meinem Gefühl etwas Größeres, etwas Idealischeres, etwas rührend Göttlicheres und etwas göttlich Rührenderes gezeugt und ans Licht gebracht!

III.

Ueber

P. H. Mallets Leben und Schriften *).

Der Tod eines ausgezeichneten Mannes, der durch seine Tugenden, Talente und seinen litterarischen Ruhm einen Theil der Achtung, die er genoß, auf sein Vaterland zurückstrahlte, ist nicht allein für seine Familie ein betrübendes Ereigniß, sondern selbst ein Unfall für seine Nation. Das Vaterland verliert bey dem Tode jedes seiner Bürger, der ihm Ehre brachte, etwas von seinem Glanz. Und der Schmerz über einen solchen Verlurst wird um so viel heftiger, wenn Männer zu Grabe sinken, die noch allein von einer ausgezeichneten Geschlechtsfolge übrig waren, glücklichern, hellern Zeiten angehörten, und an untergegangene Herrlichkeit erinnerten. So einen Mann verlor Genf jüngsthin in der Person des Herrn P. H. Mallets. Er, ein Zeitgenosse Rousseaus, Delolmes, Bonnets, von Saussüres, und Herrn Neckers Freund, hatte zu seinem eigens erworbenen Ruhm auch den seines Jahrhunderts geerbt, und stellte uns noch durch sein bloßes Daseyn alles dar, was Genf ehemals war.

*) Aus dem Französischen des H. C. L. Sigmund Sismondi. 8. Genf 1807.

In dem Augenblicke, wo diese Geschlechtsfolge erlischt, liegt es uns ob, alle noch übrigen Erinnerungen an Menschen zu sammeln, die jene verherrlichten. Dies soll ein Ausdruck des dankbaren Andenkens an dieselben seyn; ein Tribut, den wir dem Vaterlande schuldig sind, und eine Lehre fürs künftige Menschenalter.

Aber das immer schwierige Unternehmen wird es noch mehr, wenn von einem Manne die Rede ist, der beynahe alle seine Zeitgenossen überlebte, und der es vorzog, mit Männern über sein Alter verbunden zu seyn. Beynahe alle Freunde seiner Jugend, alle Gefährten seiner Studien und seines Ruhms starben vor ihm. Ueberdas ließ H. Mallet bey seinen Mitbürgern, mehr Trauer über seinen Verlurst als Denkmale Seiner selbst, mehr Verlangen ihn wieder zu haben, als Mittel, sein Bild zu entwerfen, zurück.

Paul Heinrich Mallet war den 20. August 1730. zu Genf geboren; er stammte von einer alten, in unsrer Republik geachteten Familie ab. Sein Vater verließ die Handelschaft, um eine Stelle bey der Direction der Festungswerke von Genf zu bekleiden. Seine Mutter war eine vorzüglich ausgezeichnete Frau, die viele Kenntnisse mit einem sehr richtigen Verstand in sich vereinigte. Durch ihren Unterricht und ihr Beyspiel trug sie vieles zur Bildung des Urtheils und zur Entwickelung des Geschmacks ihres Sohnes bey. Da seine beyden Eltern nur von sehr beschränktem Vermögen waren, und er noch einen Bruder und eine Schwester hatte, so standen bey seiner Erziehung nur diejenigen Hilfsmittel offen, welche die öffentlichen Schulen seines Vaterlandes darboten.

Herr Mallet besuchte also alle Classen des Collegiums zu

Genf in den J. 1737—1746. Neben seinen glücklichen Anlagen hatte er dieser schönen und einfachen Anstalt, die alle Bürger des Vaterlandes bilden sollte — dieser öffentlichen, nationalen Erziehung Alles zu danken, was er in der Folge wurde. In den öffentlichen Schulen nähern sich einander der Reiche und der Arme, der Schwache und der Starke, der langsame und der thätige Kopf; die Stände vermischen sich da, ohne sich aufzulösen; und sie dienen noch besser, die Kunst zu leben, als selbst das Wissenschaftliche zu lehren. Die edle, jugendliche Gesinnung hindert die Kinder, den Platz, den sie im Collegium einnehmen, nach dem Rang ihrer Eltern zu messen. Offenheit, Muth, Gewandtheit, Güte, Fröhlichkeit sind die Eigenschaften, die sie am meisten schätzen; und diese zeichneten Herrn Mallet vor seinen Altersgenossen aus. Belohnung für Fleiß und Geschicklichkeit auszuspenden, überlassen die Schüler dem Lehrer; aber der, den seine Mitschüler lieben und ehren, besitzt beynahe immer Eigenschaften, welche ihm die Zuneigung Aller für sein ganzes Leben hin zu erwerben geschickt sind. Der Bürger eines Freystaats, der sich seinen Zeitgenossen bereits von der Schule her beliebt macht, hat erlernt, was er die übrige Zeit seiner Dauer können soll: Nämlich die unausgesetzte Achtung eines Volks zu verdienen, das ihn jährlich zu beurtheilen Beruf hat.

Indessen muß freylich der öffentliche Schulunterricht mehr für mittelmäßige Köpfe als für ausgezeichnete Geistes-Anlagen berechnet seyn; und diese letztern werden durch die Langsamkeit der erstern aufgehalten, so daß diese allgemeinen Anstalten nicht für sie wären, wenn Wissenschaft die einige Frucht seyn müßte, die sie von ihrer Erziehung zu erndten hätten. So fühlte der junge Mallet, von der Natur mit dem leichtesten

Begreifensvermögen begabt, wie allzu gering die von ihm gefoderte Arbeit, und wie viel zu lange die Zeit sey, die man ihm dabey vergönnte; er fühlte sich müßig unter Vielbeschäftigten, und zog sich selbst den Tadel seiner Lehrer zu, weil er oft Zeit vergeudete, die er bald wieder einzubringen gewiß war. Ungeachtet er aber oft seine Studien den Schulspielen aufopferte, und seine lateinischen Exercitien liegen ließ, um was Angenehmeres zu lesen, so belebte ihn sein Eifer zur emsigsten Arbeit, so bald die Zeit nahete, wo Genfs Jugend der Beurtheilung seiner Väter unterworfen, und die Uebungen der Schüler dem akademischen Senat zur Vergleichung vorgelegt werden mußten; wo die ganze im Tempel versammelte Volksgemeinde diejenigen erfuhr, die ihre Hoffnung werden sollten, und wo sie ihnen durch die Hände des Staatsvorstehers die zuerkannten Belohnungen reichen ließ. Nie endete ein akademisches Jahr, in welchem Mallet nicht einen Preis davon trug.

Und allerdings war der Sieg über seine Nebenbuhler nicht leicht. Mehrere aus ihnen verkündigten große Talente. Im Jahr 1743. gaben sie eine von jenen öffentlichen Proben ihrer Fähigkeit. Der Lehrer der dritten Classe starb, und ehe ihm ein Nachfolger ernennt wurde, vertheilte man seine Schüler nach ihrer Stärke. Sechse davon beförderte man in die zweyte, die übrigen wies man in die vierte Classe zurück; und jene sechs Geschicktesten, unter denen auch Mallet war, drängten sich von da in die ersten Plätze der obern Classe hinauf, in die man sie versetzt hatte. Unter den Gefährten seiner Studien zeichneten sich aus: Die Herren Necker: Derjenige, in welchem ganz Frankreich einst seinen Wohlthäter erhalten sollte; de Ger-

many sein Bruder; de Tournes=Cannac; Bertrand der Urheber des scharfsinnigen Systems über die periodische Erneuerung der festen Länder der Erde; Rilliet=Planta, der sich durch seinen Geist größern Ruhm erworben hätte, als es durch seine Processe und durch seine Unklugheit geschah. Die erstern beyde waren Herr Mallets gewählte Freunde, die es auch für sein ganzes Leben blieben; sie waren es, die frühe seinen Geist erkannten und seinen Ruhm befestigten. Einige gereimte Gedichte, die er noch in den Schulklassen verfertigte, wurden in den Gesellschaften gelesen, und dem Mercure Suisse eingerückt. Dieses erste Gelingen gab dem jungen Dichter Muth; richtiges feines Gehör, Leichtigkeit, Anmuth, große Zartheit und Schärfe der Gedanken zeigten sich als die eigenthümlichen Eigenschaften dieser seiner ersten Versuche, so wie aller seiner spätern Poesien; denn er schrieb in seinem Leben viele Verse, obgleich er hierinn eben nicht sein Verdienst suchte.

Einige seiner ersten Stücke waren Satyren, die ihm von Seite seiner Lehrer und Professoren Vorwürfe zuzogen; sein höchst munterer Geist und sein Talent für Scherz gaben ihm damals etwas zu viel Neigung für Spott. Ein vorzüglicher Kopf kann leicht beym Eintritt in die Welt von seinem Talent zur Satyre hingerissen werden, weil ihn dieser leichte Misbrauch des Witzes frühe über andre erhebt, und er noch nicht einsieht, wie solcher ihn hinwieder oft allzu sehr unter sich selbst erniedrigt. Herr Mallet aber wußte jene Neigung bald wieder zu unterdrücken; seine vollendete Urbanität, ein ausgebreitetes Wohlwollen, und ein liebenswürdiger sanfter Charakter, nicht der Muthwill des Witzes, sollten ihn auszeichnen.

Im Jahr 1746. hatte er sein Collegienstudium vollendet, und betrat nun die Classe der schönen Wissenschaften; sein Professor in diesen letztern war der sehr verdiente Herr Vernet, der bekannte Verfasser des *) Christlichen Unterrichts. Sobald dieser die Fähigkeit seines Schülers kennen lernte, ließ er ihn den Privatlectionen, die er einigen Reichern gab, unentgeldlich beywohnen. In der Philosophie hatte er sonst zu Lehrern die zwey vortrefflichen Männer, Cramer und Calandrini; sein Geschmack entschied sich indessen mehr für die Litteratur als für die eigentlichen Wissenschaften. Kaum hatte er 1750. den Curs der Rechtslehre angefangen, so verließ er die öffentlichen Vorlesungen und übernahm das mühsame Geschäft eines Privatinstruktors. Seine große Liebe zur Unabhängigkeit machte diese Arbeit ihm viel schwerer als manchem Andern. Er unterzog sich indessen für einige Monate einem Versuch darinn bey einem seiner Landsleute; von da erhielt er dann weiter den Ruf in das Haus des Grafen von Calemberg, eines der ersten Adlichen in der Lausitz, um dessen Söhne zu erziehen. Und obgleich sein Aufenthalt dort nicht lange währte, so flößte er dennoch seinen Zöglingen eine so lebhafte Zuneigung für sich ein, daß sie ihn immer mit Anhänglichkeit liebten.

Indessen verschaften ihm die Freunde die er in Dänemark hatte, und die Empfehlungen seines Lehrers, des Professor Vernet, den Lehrstuhl eines Professors der französischen schönen Wissenschaften in Kopenhagen, der zwey Jahre vorher zu Gunsten des H. de la Beaumelle errichtet worden, seit seiner Abreise aber unbesetzt geblieben war. Ihm folgte

*) Erst neulich wieder aufgelegten, und — im französischen Amtsblatte hochgepriesenen. A. d. Ueb.

H. Mallet i. J. 1752. und da eben damals die Vermählung des Königes vorgieng, so eröffnete er seine Laufbahn in Dänemark mit einem an diesen Fürsten gerichteten Epithalamium. Seine Liebenswürdigkeit, die Reitze seines Umgangs und sein aufgeweckter Geist machten ihn bald von allen ausgezeichneten Männern in Kopenhagen gesucht. Er genoß die Gunst des Hofes und der Minister. Das Imponirende seiner Figur und seine edeln Manieren erfüllten selbst die mit Hochachtung für ihn, welche sich sonst ihres Vorranges hätten überheben mögen.

Jene Lehrstelle gab ihm sehr wenige Beschäftigung; nur seltene Dänen wußten französisch genug, um Lektionen über Poesie und Beredsamkeit mit Interesse anzuhören. Der Professor war also oft ohne Schüler; aber er wandte seine Muße aufs vortheilhafteste an; denn während dieser Zeit eröffnete er sich eine neue Laufbahn, und bereitete sich vor, jene Geschichte zu schreiben, die ihm einen großen Namen machen sollte.

Schon mehrmal vor H. Mallet war die Dänische Geschichte bearbeitet worden; immer aber unvollständig und ungenau. Das Beßte darüber war das Werk einiger gelehrten Dänen, und besonders des Staatsraths Carstens, eines Freundes von H. Mallet. Sie hatten seit mehrern Jahren mit ausdauerndem Fleiße Materialien gesammelt, Traditionen und alte Chroniken zusammengelesen, Poesien, Sagen und Erzählungen der Isländer der Vergessenheit entrissen. Auf diese Weise hatten sie einen Schatz von Thatsachen, Angaben und Gelehrsamkeit zusammengehäuft, so daß es jetzt nur darum zu thun war, bessern Gebrauch davon zu machen. Wirklich blieb dieser Schatz sonst ohne Nutzen für die gelehrte Welt,

im Auslande wenigstens. Die Geschichte eines noch wilden Volkes in den Jahrhunderten seiner Finsterniß, wo selbst Griechenland und Rom ohne Interesse für uns sind, schien blos für die Dänen Verdienst zu haben; die Mythologie und die Kriege des Norden erweckten mehr Abscheu als Neugier; die Arbeiten jener Gelehrten nutzten höchstens Leuten von ähnlicher Gelehrsamkeit, und jene allgemeinen, unvollständigen, ungenauen und lückenhaften Geschichtsbeschreibungen wurden von Niemandem gelesen.

Kaum fieng die deutsche Litteratur an, sich in Mallets Jugendjahren zu erheben, und die französische Sprache wurde als die allein gebildete und weit umher verbreitete angesehen; so daß man glaubte, sie würde vollends die allgemeine werden. Bisher hatte man nur Eine französisch geschriebene Geschichte von Dänemark, die von Desroches von Partenay; aber gerade diese war die unvollständigste; und die auf den Ruhm ihres Vaterlands eifersüchtigen Dänen verdroß es, daß ihre Geschichte bloß durch einen so mittelmäßigen Schriftsteller den Ausländern bekannt seyn sollte. Die Talente, die H. Mallet in Dänemark als Professor der schönen Wissenschaften entwickelte — sein anmuthsvoller Ausdruck, seine Darstellungskunst, die man schon aus den reitzenden Erzählungen kannte, womit er seine anziehend naive Conversation würzte — sein Geschmack an den Alterthümern des Landes, in welchem er sich niedergelassen hatte, gaben seinen Freunden ein, ihn zur Beschreibung der Geschichte desselben zu vermögen. Sein erster Gönner und Freund der Staatsminister Graf von Bernstorf, so wie der Groß-Hofmarschall Graf von Moltke, munterten ihn zu dem Unternehmen auf, und

verhießen ihm allen Beystand, der zu einem so großen Werke von der Regierung abhangen könnte.

Unter den Schwierigkeiten, die H. Mallet dabey zu überwinden hatte, war eine der ersten: Die Erlernung aller nordischen Sprachen. Die Dänische, Schwedische und Alt-Isländische waren die wesentlichsten. Freylich sind diese Sprachen mit dem Plattdeutschen, Holländischen und Englischen alle nahe verwandt; und es führt ein genaues Studium des Deutschen auf die Bahn, alle andern zu verstehen. Es verhält sich damit wie in den mittäglichen Ländern, wo das Portugiesische, Spanische, Provencalische, Französische und Italiänische Eine Familie mit dem Lateinischen ausmachen, und das Studium eines dieser Dialecte alle andern erleichtert. H. Mallet studirte also mit Eifer die Teutonischen und Scandinavischen Sprachen; die ursprünglich Sclavonischen hatte er nicht nöthig mit demselben Fleiße sich zu eigen zu machen, und für das Celtische und Isländische war ihm eine oberflächliche Kenntniß hinlänglich, weil er bey den Gelehrten Dänemarks allen Ersatz fand für das, was ihm an eigener Kenntniß darinn abgieng.

Durch dieses Studium der nordischen Sprachen machte sich H. Mallet ganz vertraut mit dem Geiste der nordischen Völker, mit ihrer Mythologie, Poesie, mit ihren Romanen, Sitten und Gebräuchen, und setzte sich also vor so vielen Andern zuerst in den Stand, den reichen, weitschichtigen Plan zu umfassen, den er zu befolgen hatte. Er sah, welch ein Gewicht man der nordischen Geschichte verliehen könnte, und wie in ihr die Quelle unsrer Meinungen, Sitten und Gebräuche

zu suchen sey. Denn in der That sind alle Europäischen Völker aus der Vermischung der ausgearteten Abstämmlinge Roms mit den Kindern Scandinaviens hervorgegangen, deren Geschichte er nun beschreiben sollte. Der Kampf ihrer Empfindungen und Leidenschaften, die Mischung ihrer Ideen und ihr gegenseitiger Einfluß, haben die Sitten der Franzosen, der Engländer, Spanier und Italiener gebildet. Alle diese Völker haben das Erbe des Nords und des Süds in sich vereinigt; aber um herauszubringen, was jedem eigenthümlich wäre, bekam die Kenntniß der nordischen Völker in ihrem ursprünglichen Zustande, die Kenntniß der Sitten und Gesetze, der Religion und Freyheit Scandinaviens das höchste Gewicht nicht allein für die Scandinavier selbst, sondern für alle Europäischen Nationen.

Die Einleitung zur Geschichte Dänemarks war schon in der einem so hohen Zweck würdigen Manier verfaßt. Die Ankunft Odins, des Eroberers und Gesetzgebers vom Norden — die düstre, strenge aber hoch poetische Religion, die er den Völkern seines Scepters gab — der Heldengeist neuer Art, den er seinen Kriegern einhauchte — die ungestümme Leidenschaft, die er ihnen — nicht für Freyheit, noch Macht, noch Reichthum, noch Wollust beyzubringen wußte — nein! sondern für die Gefahren mit welchen man alles erzielt oder beschützt — diese Leidenschaft, mehr für die Mittel als für den Zweck, welche sich auch bey den Tapfern neuerer Zeit wieder findet, und die wir vielleicht von den Scandinaviern her haben — die Freyheit des Norden, die Poesie des Norden, die gewagten Unternehmungen, die Expeditionen zur See, die Eroberungen und Entdeckungen unbekannter Gegenden, alles Thaten

dieser Männer — die Sitten endlich, die sie aller dieser Dinge fähig machten — waren der Inhalt des ersten Theils der Einleitung in die Dänische Geschichte.

Ein andrer nicht weniger wichtige aber minder berühmte Theil dieses Werks, ist die von einem Commentar begleitete Uebersetzung der Gedichte, welche am dienlichsten waren, die Religion und Sitten der septentrionalischen Völker zu schildern. Das berufenste dieser Gedichte ist die Edda, ein Werk Snorre Sturlesons, der im Anfang des XIII. Jahrhunderts oberster Richter von Island war. Dies Poem in Form eines Gesprächs enthält die vollständige Kosmogonie der Scandinavier. Da findet man die Schöpfungs-Geschichte der Welt, die des Geschlechts der Götter und ihrer Eroberungen, so wie die furchtbaren Vorhersagungen des Untergangs der Welt, welche das Religions-System jedes dieser Völker erst vollständig machen. Nahe am ewigen Eise des Pols, und Zeugen der fürchterlichsten Phänomene einer beynahe immer feindseligen Natur; waren sie geneigter, als sonst kein andres Volk, den Glauben an ein Princip des Bösen aufzunehmen, das in immerwährendem Kampfe mit den Göttern, den Beschützern und Freunden der Menschen, stehe. Ihre düstre, melancholische Einbildungskraft ließ sie den endlichen Sieg dieses bösen Princip's und eben den Untergang des Universums vorhersehen, nach welchem am Ende der Zeiten neue Himmel und eine neue Erde folgen sollten.

Die Edda erschien schon früher einmal, im Jahre 1665. zu Kopenhagen, und später wurde sie auch in Schweden gedruckt; aber dies Buch, das den Schlüssel zu der ganzen nordischen Mythologie hergiebt, war vor der Uebersetzung des

H. Mallet sonst dem ganzen übrigen Europa so gut als unbekannt. Von da an hingegen erwachte die allgemeine Neugier, und richtete sich mit mehr Emsigkeit auf dies Studium; die Religion der Scandinavier wurde klärer entwickelt und vorgetragen; die Gelehrten wurden mit ihr bis auf einen gewissen Grad ganz vertraut. Dem H. Mallet also sind selbst die Fortschritte, welche nach ihm gemacht wurden, gutentheils zu verdanken, indem er Interesse über einen bis jetzt so trockenen Gegenstand verbreitete, und den ersten Anstoß zu den Untersuchungen derer gab, die ihm darin nachfolgten.

Seine Einleitung erschien zugleich mit der Edda in einem Quartbande zu Kopenhagen i. J. 1755. Dieses Werk, das die Erwartung derjenigen seiner Freunde und Gönner übertraf, die ihn eingeladen hatten es zu unternehmen, erwarb dem jungen Schriftsteller Ruhm in ganz Europa. Er erhielt den Ruf, den Kronprinzen, der jetzt seit vierzig Jahren als Christian VII. den Königsnamen führt, in der französischen Sprache und den schönen Wissenschaften zu unterrichten. Sodann waren ihm seine Gönner zu einer Reise in Schweden und das mittägliche Norwegen behilflich, die ihm zur Fortsetzung seiner Geschichte erfoderlich schien; er unternahm dieselbe im Junius 1755. Zwanzig Jahre nachher gab H. Mallet die Beschreibung dieser norwegischen Reise als einen Anhang zu seiner Uebersetzung von Coxe's Reisen in die nordischen Reiche heraus. Man bedauert die Kürze dieses Fragments, das kaum 120. gedruckte Seiten füllt; aber es ist das einzige Werk, worinn die Freunde H. Mallets ihn gerade so wieder finden wie sie ihn kannten: Hier nämlich erscheint er nicht so fast als Gelehrter und allgemeiner Kenner der Litteratur,

sondern noch vielmehr als höchst liebenswürdiger Weltmann, der jeder Sache eine lustige Seite abzugewinnen, und allem was er erzählt einen Reitz zu geben weiß; der seine Munterkeit mit Gutmüthigkeit würzt, und sich selbst auch da will vergessen machen, wo er von sich zu reden nicht umhin kann.

Nach seiner Rückkehre nach Kopenhagen nahm nun H. Mallet seine Geschichte Dänemarks wieder vor die Hand, deren Bearbeitung mit mehr als Einer Schwierigkeit verbunden war. Er hatte diese Geschichte auf Verlangen der Regierung zu schreiben; der Gegenstand war ihm also vorgezeichnet, und er mußte eben sowohl den Geschmack des Fürsten, für den er schrieb, als denjenigen des Publikums, das ihn lesen sollte, zu Rath ziehen. Er war genöthigt, sich in Untersuchungen über die ersten Dänischen Könige, ihre Kriege, kurz über Begebenheiten einzulassen, welche nur die Dänische Krone interessiren, in Untersuchungen, deren Trockenheit wir nicht absehn können, und die er wohl würde abgekürzt oder in Anmerkungen verwiesen haben, wenn er seinen Gegenstand ganz frey hätte wählen können.

Die Nothwendigkeit, in der sich die Gelehrten von Beruf so oft befinden, von dem Ertrag ihrer Feder zu leben, ist eins der größten Hindernisse für die Entwickelung ihrer Talente. Auch Herrn Mallet that dies vielen Zwang an, sowohl bey dieser ersten Geschichtsarbeit, als nachher bey denjenigen von Hessen und Braunschweig. Indessen ist die Art des Contrakts, den er mit den Fürsten eingieng, die ihn beauftragten die Geschichte ihrer Vorfahren zu schreiben, für beyde Theile gleich beehrend. H. Mallet unternahm es, der Vergessenheit Namen zu entreissen, die allem Anscheine nach darinn vergraben

geblieben wären, und ihnen Bekanntheit zu geben, nicht etwa durch Schmeicheley oder Lügen, sondern indem er die Kunst des Geschichtschreibers und die Würde seines Styls anwandte, denkwürdige Thaten herauszuheben, Verworrenes aus einander zu setzen, und das in Unordnung liegende lichtvoll einzutheilen. Um der Schmeicheley sogar Gelegenheit und Möglichkeit abzuschneiden, sollte sich H. Mallets Geschichte mit dem siebenzehnten Jahrhundert enden; und wirklich schließt sie sich nach der ersten Ausgabe, in ihrem vierten und letzten Bande mit dem Tode Christian V. i. J. 1699. Erst in der zweyten Ausgabe sah man noch Zusätze bis auf das Jahr 1720. und in der dritten vollends bis auf das Jahr 1775. Diese beziehen sich indessen allein auf eine einzelne Staatsverhandlung, die dazu noch blos summarisch erzählt ist.

Herr Mallet besaß in seinem Geist und Charakter eine dem Geschichtschreiber höchst wesentliche Eigenschaft: Die Scheue nämlich — langweilig zu werden. Er sah es besser sogar als seine Leser ein, was ihnen mißfallen könnte; fühlte, welche Gedehntheiten auszuweichen, welche allzu trockene Details zu beleben, und wie einem ermüdenden Gegenstand das Interesse zu geben wäre, das aus Entwickelung der Charaktere, aus gewählter Umständlichkeit und lebhafter Schilderung manigfaltiger Scenen des menschlichen Lebens entspringt. So rang er zu wiederholten Malen und in mehrern Werken mit den Fehlern seines Gegenstands. Baluz, Muratori, Ducange, die gelehrtesten Männer in der Geschichte, waren auf immer für die historische Kunst verdorben, weil sie die Langweile nicht kannten; nicht fühlten, wie sehr sie peinigt.

Mittlerweile H. Mallet an seiner Geschichte arbeitete,

von der i. J. 1758. ein Quartband in Kopenhagen erschien, schrieb er mehrere Artikel für die Zeitschrift des Kopenhagner-Merkurs, und gab ebendaselbst noch früher (1756.) die Uebersetzung eines Schwedischen Werks: Von der Schwedischen Regierungsform, mit verschiedenen Urkunden, welche die Fundamentalgesetze und das Jus publicum dieses Königreichs enthalten.

Um die nämliche Zeit hatte er das Glück, daß Herr Reverdil von Nyon, sein ehemaliger Studiengefährte, in Kopenhagen anlangte. Ein Mann, den man nicht kennen konnte, ohne ihn lieb zu gewinnen; der sich eben so sehr durch seine edeln Gesinnungen und seinen scharfsinnigen Geist, als durch seinen sanften Charakter und seine urbanen Manieren auszeichnete *). Sie verbanden sich enge, lebten drey Jahre zusammen in demselben Hause und Haushalt, und ihre Freundschaft blieb sich immer gleich.

Aber jetzt fieng die Gesundheit H. Mallets, welche ohnehin nie sehr fest war, an zu wanken. Eine ihm zur Natur gewordene gewisse Unbeständigkeit und Ungeduld machten ihn nach Veränderung seiner Lage begierig. Als Lehrer des jungen Prinzen schreckten ihn Gemüthsverirrungen ab, welche Vorboten der nachherigen gänzlichen Thorheit seines Zöglings waren. Er suchte also um Erlaubniß an, sein Vaterland wieder für ein Jahr besuchen zu dürfen. Sein Freund, H. Reverdil, wurde zu seinem Stellvertreter, und später vollends zu seinem Nachfahrer ernannt, da nämlich H. Mallet bald nachher auf Dänemark völlig Verzicht that, und seine Entsagung einsandte. Es war i. J. 1760., als er, nach einem achtjährigen

Auf-

*) Und alle dies noch heut zu Tage, in hohem Alter thut. A. d. Ueb.

Aufenthalt, Kopenhagen verließ und nach Genf zurückgieng.

Hier wurde er sofort zum Professor der Geschichte auf unsrer Akademie ernannt, und hielt in Folge dessen öffentliche Vorlesungen. Damals schon war er Mitglied der Akademie zu Upsal, und wurde auch in diejenige zu Lyon aufgenommen, und drey Jahre nachher (22. April 1763.) vollends in die Königliche des Inscriptions et Belles-Lettres zu Paris. Sein Namen war besonders im Norden überall berühmt; daher erhielt er in Kurzem die glänzendsten Anerbietungen, um ihn zu vermögen, die Leitung der Erziehung des Großfürsten von Rußland (nachherigen Pauls I.) zu übernehmen. Noch stuhnd er an, ob er den Anlaß, den ihm das Glück darbot, nicht ergreifen sollte, als ein — kalter Morgen ihn auf Ueberlegungen führte, die ihn abschreckten, sich in ein so trauriges Clima am äussersten Europa, wie in ein Exil zu wagen. Nun faßte er ungesäumt den Entschluß, auszuschlagen. Mittlerweile hörte der Sohn des Lord Bute (damahligen ersten Ministers von England), Lord Mount-Stuard, in Genf seine Lectionen an. Bald darauf vermochte Lord Bute H. Mallet, daß er den Jüngling auf einer Reise nach Italien begleitete, so daß er nun auch eine zweyte äusserste Gränze Europa's konnte kennen lernen. Aber auch in so großer Entfernung von Dänemark setzte er sein Forschen für die Dänische Geschichte fort. Die verlorene Folge der Isländischen Bischöfe fand er in Rom auf, und füllte damit die beynahe allein übriggebliebene Lücke der, die Geschichte des Isländischen Freystaats beleuchtenden Denkmäler aus. So unbekannt diese Nation war, so viele Seiten bietet sie dar, unsre Bewunderung auf sich zu

ziehen — als ein Athen des Nordpols, aus welchem alle Dichter, Philosophen, Romanzen- und Geschichtschreiber Scandinaviens hervorgiengen. Nach seiner Rückkehre aus Italien begleitete H. Mallet den Lord Mount-Stuard nach England, und wurde bey dieser Gelegenheit der Königlichen Familie vorgestellt.

Um diese Zeit war die Vermählung einer Prinzessin dieses Hauses, der unglücklichen Mathilde, mit dem jungen Könige von Dänemark schon beschlossen. Mathilde's Mutter, die Prinzessin von Wales, verlangte, daß H. Mallet die künftige Gemahlin seines vormaligen Zöglings sehen möchte. Diese war damals eine junge, sanfte, schüchterne und sehr bescheidene Person; Unschuld und Treuherzigkeit leuchteten aus allen ihren Manieren hervor; so beschrieb sie H. Mallet dem Minister von Bernstorf in einem Partikularbriefe. Man weißt leyder! wie diese guten Vorbedeutungen in Erfüllung gingen; und der Herr von Bernstorf scherzte oft mit H. Mallet über sein Talent, den weiblichen Charakter zu errathen. Indessen war die unglückliche Mathilde wohl ungezweifelt das gewesen, was H. Mallet in ihr gesehen hatte. Aber bey einer Frau erfordert es gar zu seltene Tugend, um ihren Pflichten getreu zu bleiben, wenn sie ihren Mann weder schätzen noch ehren kann.

Die Königin verlangte, H. Mallet zu ihren Correspondenten für die litterarischen Neuigkeiten des festen Landes, und bewilligte ihm eine Pension dafür; überdas wünschte sie, die Geschichte des Hauses Braunschweig von ihm beschrieben zu sehn. Eben so erhielt er, sobald er aus England zurück war, von dem Landgraf von Hessen, einen Ruf nach Cassel, um, wie H. Mallet sich lustig ausdrückte: Zu einer Geschichte

von Hessen — das Maaß zu nehmen. Bey dieser Gelegenheit bereiste er einen guten Theil von Deutschland, und besuchte auch Kopenhagen wieder. Im Jahre 1766. hielt er sich einige Monathe in Cassel auf; darauf gieng er nach Paris, und erwarb sich da die Freundschaft der Männer, welche damals die Ehre der französischen Litteratur waren. Von dieser ausgezeichneten Gesellschaft überlebte ihn beynahe allein H. Suard*), mit welchem er sich sehr enge verband, und dem er bis an sein Ende rührende Beweise seiner Zuneigung gab. Noch bleibt dieser letztre übrig, als ein Denkmal der vormaligen feinern Höflichkeit, des Geistes, Geschmacks und der Grazie einer Welt, die nicht mehr ist.

*) Noch in hohem Alter jetzt Redacteur des Publizisten.

(Die Fortsetzung künftig.)

IV.

Sehnsucht nach Frieden.

(1. Jun. 1807.)

Wann, o Friede!
Wird die müde
  Welt sich deiner freu'n?
Ohne Zittern
Vor Gewittern,
  Die sich stets erneu'n?

Hat des Krieges
Wuth des Sieges
  Denn noch nicht genug?
Und wird immer
Ueber Trümmer
  Geh'n sein Schauerzug?

Rast ein Tieger
Je, wie Krieger
Gegen sein Geschlecht?
Nur die klugen
Menschen suchen
Mit dem Schwert ihr Recht.

Wenn durch's öde
Land nun jede
Menschenstimme schweigt,
Und die bleichen
Blut'gen Leichen
Jetzt die Sonne zeigt —

Ha! dann schallen
Hymnen — wallen,
Gott! zu dir hinan,
Der der Liebe
Sanfte Triebe
Uns in's Herz gethan!

Allerbarmer!
Der mit warmer
Lieb' uns alle lieb'st,
Vatersegen
Jetzt im Regen,
Jetzt im Sturme giebst.

Wirf die Ruthe,
Die vom Blute
Trieft, in ew'ge Glut!
Alles werde
Eins Heerde
Unter deiner Hut!

V.

Ueber

Friedrich den Großen,

dessen Hof, und den Einfluß von beyden auf den Zustand der deutschen Litteratur unter seiner Regierung.

(Fortsetzung. S. Juli 1807. S. 55—74.)

1757. 27. Dez.

Die näheren Nachrichten zeigen, daß der Sieg vom 5. dies der größte und nützlichste ist, den unser Held jemals erfochten hat. Man kann, ohne die Sache zu vergrößern, sagen, daß die Schlacht bey Roßbach, die doch so wichtig und so entscheidend war, nur ein Schatten gegen dieser ist; und gewiß hat niemals ein Sieg einem Heerführer mehr Ehre gemacht, als dieser dem König. Er kam mit einem Theil des Heeres, das kurz vorher die Franzosen geschlagen, und ein Oesterreichisches Corps aus der Lausiz vertrieben hatte, zu eben der Zeit in Schlesien an, als der Prinz von Bevern durch Verrätherey einiger Offiziere sich genöthigt gesehen, nach einer der blutigsten Schlachten, Breßlau zu verlassen, und selbst gefangen

worden. Das kleine Heer des Königs, welches unendliche Mühseligkeiten auf dem Marsch ausgestanden hatte, vereinigte sich mit dem Rest der Beverschen Armee, und wurde nach dieser Vereinigung 36,000 Mann stark. Die unüberwindliche Standhaftigkeit des Königs konnte allein durch das große Exempel diese ermüdete und des Schlagens überdrüssige Armee beym Muth erhalten. In diesen Wintertagen lagerte sich der König wie ein gemeiner Soldat unter freyem Himmel, wärmte sich am Feuer, und machte hernach den herumstehenden Soldaten Platz, sich an demselben Feuer zu wärmen. Er gieng mit den Soldaten wie mit seinesgleichen um, redte mit ihnen von ihren ausgestandenen Ermüdungen und ermunterte sie auf die freundschaftlichste Art, noch einmal den Muth zu zeigen: Dardurch flößte der König seinem ganzen Heer die Entschliessung ein, mit ihrem großen Anführer zu siegen oder zu sterben. Mit diesem Muth rückte die Armee der Oesterreichischen, die wenigstens 80,000 Mann stark war, entgegen; und diese glaubten, nach Aussage ihrer eignen Offizire, diesen kleinen Haufen nun vollends noch aufzureiben, und dann wenigstens den Winter über im ruhigen Besitze von Schlesien zu bleiben. Die Schlacht welche den 5. gegen Mittag angieng war die hartnäckigste, die jemals gewesen. Es erforderte eine unerhörte Standhaftigkeit, den Feind zum Weichen zu bringen; und wenn eine Linie gewichen war, so zog er sich hinter verschanzte Dörfer, die ringsherum mit Kanonen besetzt waren. Diese mußten mit Stürmen erobert werden, und nach diesen Siegen fanden unsere Truppen wieder neue Treffen von den besten Truppen der Feinde hinter den Dörfern; aber nichts hielt ihren Muth und Entschluß zu siegen auf. Kein einziges Bataillon ist dießmal

vom Fechten frey geblieben, und niemalen sollen die Anordnungen des Königs genauer ausgeführt worden seyn. Ein sehr geschickter Offizier schreibt hievon, sie wären über die Weisheit dieser Anordnungen erstaunt, und könnten kaum anders glauben, als daß Gott sie dem König eingegeben hätte. Nachdem die letzten Linien der Feinde geflohen, fieng der König mit lauter Stimme zuerst an zu rufen: Victoria! und das ganze siegende Heer rufte ihm nach. Und als Halte gemacht war, stimmten die Soldaten aus eigenem Triebe das Lied an: Nun danket alle Gott! Der Feind wurde hernach verfolgt, so weit es der Tag zuließ. Auf der Flucht nöthigte man ihn, sich in zwey Theile zu theilen, davon einer gegen Breßlau, der andere gegen Schweidnitz gieng; diesen ließ der König durch den General Ziethen (den beßten General der Armee) mit etlichen Bataillonen und dem größten Theil der Kavallerie verfolgen, und den erstern verfolgte er selbst. Gleich an dem Tage der Schlacht sind 12,000 Gefangene gemacht, und 40 Kanonen erobert worden, für deren jede der König dem Bataillon, das sie genommen, 100 Ducaten auszahlen lassen. Aber die folgenden Tage wurde noch weit mehr gethan. Ziethen begleitete die Flüchtlinge bis auf die Gränzen von Böhmen und Mähren, machte noch 10,000 Gefangene, nahm ihnen noch über 100 Kanonen und 4000 Bagage- und andere Wagen ab. Unsere Husaren sind durch diese Beute reich geworden; man konnte eine mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche für 29 Rthlr. kaufen. Es ist unglaublich zu sagen, was für Beute gemacht worden. Von dem Theil, der sich nach Breßlau gezogen, warfen sich 15,000 Mann in die Stadt; der König schloß sie kurz darauf ein, und zwang sie nach

14 Tagen (ohne daß ihn diese Belagerung mehr als 20 Mann gekostet) sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Auf diese Weise hat die große Schlacht dem König gegen 40,000 Gefangene, und über 200 Kanonen, nebst unbeschreiblicher Bagage und andrer Beute gebracht. Er selbst aber hat von seiner Armee nicht 2000 Mann an Todten gehabt. So unglaublich dieses scheint, so gewiß ist es. Der König hat eine Liste der gefangenen Offiziere verfertigen lassen, die gedruckt ist: Nämlich derer, die vom Tage der Schlacht bis zum 13. eingebracht worden, deren Anzahl sich auf 307 belauft. In Breßlau aber hat er noch 400 nebst 14 Generalen bekommen. Mithin kann von dieser großen Armee, die der unsrigen schon Hohn gesprochen, wenig mehr übrig seyn; da nach der mässigsten Berechnung ihr Verlurst an Todten, Gefangenen und Verlaufenen, sich nahe an 60,000 Mann belauft. Dieses war aber (ohne ein kleines Corps von 12 — 15,000 Mann das der König vorher nach Böhmen getrieben) die ganze österreichische Macht, die nunmehr sich auf eine sehr kleine Armee von etwa 30,000 Mann belauft. Nunmehr ist ganz Schlesien wieder von Feinden befreyt, ausser den beyden Städten Liegnitz und Schweidnitz. In der erstern, die aber nicht haltbar ist, liegen ein Paar tausend Mann mit dem schweren Geschütze, mit welchem sie, wie man sagt, Glogau beschiessen wollen. Dieses muß in wenig Tagen in unsern Händen seyn. Schweidnitz, worin 6000 Mann liegen sollen, wird den Winter über bloquirt werden, und sich unfehlbar auch ergeben müßen. Nunmehr zieht der König seine Truppen in Schlesien alle nach dem Gebürge zu, um für den Winter einen Cordon zu bilden. Da auf diese Weise die ganze österreichische Kriegsmacht so weit

zu grundegerichtet ist, so hoffen wir, daß der Frieden vor dem Sommer könnte zu Stande kommen. Die Franzosen laufen Gefahr, eben so große Niederlagen diesen Winter zu erleiden. Der Prinz von Braunschweig, ein Bruder der Königin, der die vereinigte Armee jetzt anführt, hat jene schon ganz aus dem Lauenburgischen über die Alle fortgetrieben; und ich schliesse aus einem Brief, den mir der Graf von Borke aus Magdeburg geschrieben hat, daß ein Corps unserer Truppen von dort aus durch das Halberstädtische und Braunschweigische einen unerwarteten Marsch thut, um sie von einer andern Seite anzufallen. In diesem Fall scheint ihr Untergang beynahe unvermeidlich zu seyn.

Von den Schweden wissen wir zur Zeit noch nichts, als daß sie sich ängstlich nach ihrem Land zurückgezogen haben. Da der König in derselben Gegend eine Macht hat, die der schwedischen auch bloß an Zahl doppelt überlegen ist, so scheint es mir ein Geheimniß zu seyn, daß so wenig von den dortigen Verrichtungen, denen wir so nahe sind, gehört wird; es steckt ohnfehlbar etwas Wichtiges dahinter, das wir vielleicht bald erfahren werden. Doch ich bin satt, Zeitungen, selbst von gewonnenen Schlachten zu hören. Nur noch eine gegen die Franzosen — dann Friede.

Es wird aus Zürich geschrieben, daß man sich dort über den Sieg von Roßbach ausserordentlich gefreut habe. Schreiben Sie mir, was Sie hievon wissen; denn durch solche Nachrichten kann ich meinem Prinzen die Cour machen, und zugleich meine Landsleute in guten Ruf bringen. *)

*) Wie hoch — aber bisweilen auf welchen Flügeln — der Enthusiasmus in der protestantischen Schweiz für Fried-

1758. 28. Jan.

Ich habe gehofft, Ihre Glückwünschungen über die großen Siege des Königs zu bekommen, und einige meiner Freunde freuten sich schon darauf, Ihre Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke zu lesen *). Wir haben indessen schon erfahren, daß man in Zürch die Thaten Friederichs mit frolockender Freude aufgenommen habe. Auch ich habe ein Werk der deutschen Beredsamkeit begonnen, und eine beynahe förmliche Lobrede auf den König verfertigt, welche hier mit so großem Beyfall aufgenommen worden, daß ich, wenn ich auch nicht gewollt hätte, sie dem Druck hätte übergeben müßen. Ich werde Ihnen, sobald es angeht, eine Anzahl Abdrücke davon schicken.

Wenn es Gottscheden gelungen ist, Friederich zu überreden, daß er ein Beförderer des deutschen Geschmackes sey, so hat es mir noch weniger Mühe gekostet, den ältesten Bruder des Königs zu überzeugen, daß der Mensch ein Schöps ist.

Es sind hier verschiedene Gedichte auf die Siege des Königs an den Tag gekommen. Die besten sind nur Proben angehender Dichter, die aber viel Gutes enthalten. Ich werde Ihnen einige schicken. Ramler hält sich ganz unthätig. **)

---

derich den Großen sich damals geschwungen, könnten, neben Anderm, gerade in denselben Tagen handschriftlich cursirende Strophen, vermeintlich zu seiner Ehre, und zur Erniedrigung seiner Feinde beweisen, die sich mit den rührenden Zeilen endigten:

Mach Ihn zum Kopf, und Sie zum Schwanz.
Dies wünscht von Herzen —
Caspar Manz.

*) Auch von diesen — freylich ganz andern als die gleich vorhin erwähnten — sollen nächstens einige Beyspiele folgen.

**) Durch welche Lieder sich der Unsterbliche bald hernach an diesem übereilten Vorwurf gerächet habe, wissen wir.

Nun lassen Sie uns über den glücklichen Anfang der neuen Kriegsverrichtungen gegen die Franzosen uns freuen. Ich beziehe mich, einiger besondern Umstände wegen, auf meinen Brief an Künzli *), den er Ihnen ohne Zweifel zuschicken wird. Es ist zum Erstaunen, wie diese hochmüthige Nation jetzt erniedriget wird. Und nun hat es das Ansehen, daß die gute Sache

*) In diesem Briefe liest man, neben Anderm: „In Breßlau lasse sich der König sehr selten sehen, und arbeite mit unermüdetem Fleiß in seinem Cabinet. Man schmeichle sich, daß die Aussöhnung mit Sachsen nicht mehr ferne sey. Die Schweden haben sich auf die Insel Rügen gerettet, wo man ihnen nicht leicht könne beykommen; übrigens sey ihr ganzes dortiges Land in preußischen Händen. Hingegen haben die Russen das ganze Königreich Preussen in Besitz genommen; man vermuthe aber nicht, daß sie sich weiter wagen werden; also glaube man nicht, daß dieses in die allgemeinen Angelegenheiten einen großen Einfluß haben könne. Die Franzosen machen ihnen keine Sorge mehr, weil der Prinz Ferdinand mit der handverschen Armee ihnen gewachsen sey. Sie haben zwar einen neuen sehr empfindlichen Einfall in das Halberstädtische gethan, und Halberstadt sehr mitgenommen; dieses aber werde ihnen für das Zukünftige nicht mehr gelingen. Sie hoffen, daß der künftige Feldzug die Feinde auf das äusserste bringen werde. Der Wienerische Hof sey schwerlich im Stande, eine hinlängliche Armee zu seiner Vertheidigung zu stellen, weil dessen große Macht durch den letzten Sieg in Schlesien so sehr heruntergekommen ist. Sulzers Lobrede auf den König, welche er den 24. Jenner auf dem Gymnasio gehalten, habe so großen Beyfall gefunden, daß er sie auf vielfältiges Verlangen drucken lasse; er wolle uns sie sobald möglich zuschicken. Der Prinz von Preussen sey in Berlin, bey dem er sehr wohl gelitten." — „Sagen Sie die Nachrichten nicht alle zu Gad, damit sich die Töchtern der Unbeschnittenen nicht freuen u. s. w."

„Ich wünschte, daß Jemand ein Gespräch machte zwischen Herrn Prof. Gotscheden und seiner Gotschedin, nach dem derselbe vom König die Verse empfangen. Der Mann ist gewiß so närrisch gewesen für Freude, das er wie ein Königsfelder „König" *) wird geschwatzt haben."

*) Zu Königsfelden bey Bruck im Aargau befindet sich bekanntlich ein Irrenhaus.

vollkommen siegen wird. Auf der Seite von Schlesien sind alle Vermuthungen, daß es gut gehen werde; aber wir wissen noch nicht, wie bald die Russen versuchen werden, nach Pommern einzudringen. Indessen bin ich deßhalb ganz ohne Sorgen; sie werden gewiß auch an die Reihe kommen; und alsdann wird verhoffentlich der Friede nicht weit entfernt seyn. Und dieser wird uns hier ein ganz neues Leben geben.

Es ist unglaublich, wie wenig Gutes von unsern Dichtern auf die Siege ihres Königs ist geschrieben worden. Gleim hat einige artige Lieder, aber von der leichten Art gemacht, die ich Ihnen durch die Meßgelegenheit schicke. *)

Breymann in Brandenburg ist wirklich der beßte unter denen, die sich bey dieser Gelegenheit bekannt gemacht haben; und ich möchte ihn doch nicht mit Naumann in Eine Classe setzen. Gleim hat sich vorgenommen, die Geschichte dieses Kriegs zu schreiben.

Ich weiß noch nicht, ob 250 Exemplar von meinen Reden, welche hier nicht verkauft worden, an H. Orell werden geschickt werden oder nicht. Weil ich keinen Verleger dazu gefunden, der sie auf Schreibpapier und etwas ordentlich gedruckt hätte, so habe ich die Kosten dazu gegeben, und möchte nun gerne auch die ganze Auflage, welche, ausser denen die ich verschenkt habe, nur von 500 ist, verkaufen. Ich habe den Rest nach Leipzig geschickt. Wenn H. Reich sie dort nicht absetzt, so wird er sie sogleich an H. Orell schicken, mit dem ich hernach schon übereinkommen werde. Sollte aber dieser Rest verkauft werden, so

*) Wir hoffen doch nicht, daß hier noch von den Liedern des Preußischen Grenadiers die Rede sey?

wird H. Reich ein Exemplar mit der Post an H. Orell schicken. Sie ist in Regenspurg nachgedruckt worden.

Ich hoffe, daß Sie mir Ihre Trauerspiele nicht vorenthalten; wenn sie noch nicht gedruckt worden, so möchte ich gerne eine Abschrift davon haben. Vom Cores *) erwarte ich etwas Vollkommenes; die Wahl des Helden gefällt mir sehr. Ich weiß aber nicht, ob der Prinz von Preussen so viel Achtung für die deutsche Poesie hat, ein episches Gedicht darin zu lesen. Indessen muß man es versuchen. Meine Rede hat ihm gefallen, und er hat mich versichert, daß er darin die deutsche Sprache über seine Erwartung gut gefunden habe. Mit dem Gebrauch der französischen Sprache hat sich auch eine französische Art zu denken eingeschlichen.

Ich halte, das was Sie mir von Ihrem Philokles **) schreiben, für die allerhöchste Lobrede, die man auf den König machen könnte. Es scheint kaum möglich, daß man in einem Land, wo die allerübertriebenste Freyheit herrscht, so denken könne.

Meine Arbeit an dem Wörterbuch geht langsam fort, doch rückt sie immer etwas. Der Krieg hat mich auf eine unglaubliche Weise zerstreut. Es sieht in meinem Kopfe so verworren aus, wie in diesem Brief. Ich kann nichts mit einiger Ordnung denken, oder mit einiger Geduld arbeiten, als an Dinge, welche sich auf die allgemeinen Begebenheiten beziehen. Seit einem ganzen Jahr bin ich nicht einen Tag (es sey denn daß ich krank gewesen) beständig bey Hause gewesen; die öffentlichen Spaziergänge, und die Gesellschaften darin vom Krieg

---

*) (?) **) Der Appenzeller, Dr. Zellweger, in Trogen.

gesprochen wird, sind meine meiste Beschäftigung; also sehne ich mich, auch dieser besondern Ursache halber, nach dem Frieden, wie ein Reisender, nach langer Beschwerlichkeit, sich nach seinem Vaterlande sehnet. Ihre und H. Künzli's Briefe muß ich in den Gesellschaften meinen Freunden allemal lesen, so weit sie von der Begebenheit der Zeit handeln. Jedes Wort wird erwogen. Man ist ungemein mit den Gesinnungen zufrieden, die man darin findet.

VI.

Natur und Wahrheit.

Wie lächelt der Himmel so heiter!
  Wie fließt das Bächlein so klar!
Wie mahlt sich im Thaue der Kräuter
  Die Sonne so wunderbar!
Der Mutter Natur geweihte Quelle
Durchstrahlt der Wahrheit ewige Helle!

Wie mächtig, wie leuchtend verkündet
  Des Sturms Posaune der Welt:
Ein Wesen, das Niemand ergründet,
  Regiere vom Sternenzelt.
Natur! Du bist des Ewigen Tempel!
Dein Stempel ist der Wahrheit Stempel!

Wie herrlich enthüllet der Morgen
Der Keime schwellende Pracht!
Wie weichen dem Abend die Sorgen!
Wie leuchtet so sanft die Nacht!
Vereint hat euch, o Natur und Wahrheit,
Der Weltengeist in ewiger Klarheit.

VII.

Einfältiges Bedenken eines Appenzeller-Schulmeisters, über die Frage: Ruhet die Erde, oder ist sie in Bewegung?

Veranlaßt durch die Gedanken eines Schweizers über die gleiche Frage, im Märzhefte der Isis.

(Fortsetzung. S. May 1807. S. 369—86.)

Ich soll jezt versprochener Maaßen meine, im May-Hefte angefangene Widerlegung Ihrer Einwürfe gegen die Umdrehung der Erde mit einigen Bemerkungen über die von Ihnen beygebrachten Beyspiele und deren Erklärung schliessen. Dabey werde ich eben so kurz seyn können, als müßen: Das erste, weil der, S. 385. von mir angeführte Erfahrungsgrund von einem so unbestreitbar mächtigen Gewicht ist; das andere, weil ich besorge, die resp. Leser dieser Zeitschrift möchten an dem etwas obsoleten Gegenstand unseres Federstreites um so weniger Interesse nehmen, da der interessanten Novitäten heutigs Tags gar kein Ende mehr wird. Zudem ist uns noch gerade der Sinn für das wahrhaft Wichtige und Wissenswürdige, für das Eine was Noth ist, so eingeprägt worden, daß

in dem Gebiete der Gelehrsamkeit eine ganz andere Taxation Statt findet, als chevor. Auf der erhabenen Stufe der Cultur nämlich, auf welcher unser Geschlecht gegenwärtig steht, da wir gleichsam dem Donnerer den Blitz entwunden, und, in unserer Hand ihn nach Gefallen schwingend, uns als wahre Erdengötter legitimirt haben, müßen wir billig alles auf diese göttliche Kunst zurückführen. Sie giebt uns den einzig richtigen Maaßstab der Schätzung der Wissenschaften an. Es würde sonach selbst die Mathematik (die Wissenschaft des Gewissen) mit Recht in den Winkel gestellt werden, wenn sie ihre Vortrefflichkeit nicht durch Bedienung der Artillerie erprobte. Das englische Parlament wäre jetzt nicht mehr so närrisch, 10,000 Pfund Sterling für eine Uhr zu zahlen, da ein solcher Preis allein der Erfindung des beßten Branders zukommt. Wer möchte ferner noch die kostbare Zeit mit Lesen der Werke des redseligen römischen Consuls verschwenden, wenn sich nicht nach seinem „quousque tandem abutere Catilina" gelegenheitlich ein Manifest zuschneiden liesse? Und verdient nicht der Dichter den Hungertod, der in diesem heroischen Zeitalter etwas anders singt, als — arma *virumque!* O heiliger Bertholdus! Welch ein Licht hast du nicht selbst deinen Brüdern angezündet! Denn wer ist noch der Kapuziner, der einen Augenblick mehr ansteht, ob die Erscheinung eines Kometen mit einem etliche Millionen Meilen langen Feuerschwanze, oder die Abreise der kaiserlich-französischen Garden mit Extrapost zu einer partie de plaisir nach Finkenstein, ein kräftigerer Fingerzeig Gottes sey, daß die griechischen Christen in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren, oder — sich wenigstens nach Hause streichen sollen?

Ich lenke ein. Vor allen Dingen muß ich Sie wieder auf den Satz zurückführen und aufmerksam machen: Die Erdkugel schwebt frey und ohn' einige Unterstützung im Weltraum. Sie sind, wie ich S. 377. bemerkte, schlechterdings genöthigt, dieß zuzugeben; es soll aber, wenn sich Ihre Einbildungskraft dagegen sträubt, Ihnen nicht benommen seyn, zu fragen: Wodurch es denn möglich werde, daß eine Masse von so ungeheurem Gewicht frey im Raume stehen könne?

Antwort:

Weil diese ungeheure Masse im Himmelsraume gar kein Gewicht hat.

Bereiten Sie, oder mancher andere Leser, mir immerhin in Gedanken schon ein Stübchen beym Herrn Bedlam-Inspektor, wie einst Hogarth dem Längensucher Whiston: Es ist doch so, weil es so ist. Denn: Die Erde ist eine Kugel, und alle Theile derselben streben unaufhörlich nach dem Mittelpunkt. Das geben Sie selbst zu. So wenig aber (wie man durch eine ganz leichte Rechnung findet) die höchsten Gebirge bey der Kugelgestalt unsers Balles in die geringste Betrachtung kommen (S. 377.), eben so wenig kann es auch begreiflicher Weise das verschiedene Gewicht der verschiedenen Theile oder Körper. Ob auf der einen Seite ein Aetna oder Koto-pari steht; und auf der andern ein Wasserbehälter von gleichem Flächeninhalt, wie der Fuß jener, oder ein Dutzend Strohhütten auf einer Ebene, oder selbst ein völlig leerer Schlund befindlich ist, so tief als jene hoch sind: Das muß bey einem Diameter von 1720 geographischen Meilen eben so gleich seyn, als ob an einem Globus von 2 Schuh Durchmesser ein Sandkorn klebt, und die-

sem gegenüber ein Thautropfen hängt, oder eine Vertiefung von 1/10 Linie ist. Niemand wird in Ernst behaupten wollen, daß der Globus dadurch auf der einen Seite schwerer werde, als auf der andern? Nun: Wenn die Theile einer Kugel von allen Seiten derselben her mit gleicher Schwere nach dem Mittelpunkte drücken, so wird eo ipso die Schwere der sämmtlichen Theile gegen einander, mithin die Schwere des aus den einzelnen Theilen bestehenden Ganzen aufgehoben; folglich hat die Erde im Weltraum durchaus keine Schwere oder kein Gewicht *). — Wenn Sie in diesem Verstande den Himmelskörpern die Schwere absprächen (S. 172.), so liesse ich mir das gar gerne gefallen; und alsdann hätte ich die gegründetste Hoffnung, Sie noch gänzlich zum kopernikanischen System zu bekehren.

Es bedurfte also weiter Nichts, als des zwar sehr einfachen, aber eben um so erhabnern und erstaunenswürdigern Mittels, nämlich: Eine Kraft in die Erde zu legen, oder von aussen auf sie wirken zu lassen, wodurch alle und jede Theile derselben nach ihrem Mittelpunkt gezogen oder getrieben werden — um einen so enormen Klumpen frey und ununterstützt schwebend zu erhalten. Was aber der Schöpfer an Einem thun konnte, und thut, das konnte er doch wohl auch an Hunderten, an Millionen

---

*) Man kann sich die Sache auch folgendermaaßen vorstellen: Wenn man einen Globus in der Hand hielte, und alle Halbmesser, die man in Gedanken darin ziehen kann, fiengen an, jeder z. B. mit einer Kraft von 5. Pf. (also alle mit gleicher Kraft) nach dem Mittelpunkt zu drücken, so würde offenbar in demselben Augenblick nicht nur aller Druck gegen die Hand aufhören, sondern überhaupt alle Schwere des Globus; und er müßte, so lange er keinen Stoß von aussen erhielte, durchaus unbeweglich in Einem Punkte schweben bleiben.

thun? Nur dieselbe Kraft den strahlenden Zeugen seiner Herrlichkeit über uns mitgetheilt: Und sie können Sphären seyn, die die unsrige an Masse und Gewicht zu tausend Malen übertreffen, ohne im Raum des Himmelsgewölbes auch nur die Schwere einer Wasserblase zu haben. — O! mein unbekannter Freund (gestatten Sie mir hier diese unwillkührliche Ergießung), welch eine Bibel ist das Buch der Natur, das seit Jahrtausenden offen vor Aller Augen aufgeschlagen liegt, und dessen sich nie abstumpfende Typen allen Völkern verständlich, und jeder Zunge lesbar sind! Wer in dieser Bibel keinen Gott findet, wie mag der einen aus der gedrukten herausstudiren? Und mit allem Respekt von letzterer gesprochen: Jene Offenbarung in Flammenzügen, womit sich der Allmächtige durch wogende Meere, thürmende Gebirge und rollende Sonnen ohne Zahl in die Herzen derer schrieb, die ihn suchen — sollte sie weniger zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit hinreissen, als die, von Menschen, in noch so vielen menschlichen Sprachen geschriebene? — — Daß ein Lalande sich einen Atheisten rühmt, gehört, leider! unter die seltsamen Verirrungen des menschlichen Verstandes, die der Menschenfreund im Stillen beklagt; wovor der Rechtgläubige, die Augen verdrehend, sich kreuzigt; die der Zelot zur Ehre Gottes polternd verflucht, und der Politiker lächelnd ignorirt, bis ihn die Klerisey nöthigt, davon Notiz zu nehmen; jedoch dann einzig aus dem Grunde: ne quid detrimenti respublica capiat. Ich aber frage die Rechtgläubigen: Was dünket euch, werdet ihr nach euerm Glauben, oder nach euern Werken gerichtet werden? Und die Zeloten: Wer von euch mag den ersten Stein auf den theoretischen Atheist werfen, während ihr so tolerant gegen den

unvergleichbar schlimmern praktischen Atheismus aller Stände, den geistlichen selbst nicht ausgenommen, seyd? Und die Kleriker: Wie möget ihr euern Bruder verdammen, da durch euch und euere General-Feldmarschälle, die Statthalter Christi, der Welt oft genug das empörendste Schauspiel der viehischsten Wollüste und der verruchtesten Unthaten aller Art gegeben worden ist? Und die Politiker: — Nein, diese frage ich nicht, da in jedem wohlpolizirten Staate mir durch eine —

Censurlücke

würde geantwortet werden.

So eben sehe ich meinen kleinen Buben die verkehrte Welt zerschneiden. Fiat! Ich wehre es ihm nicht. Möge es eine günstige Vorbedeutung seyn, daß er das Schwert der Zerstörung dereinst gegen seine eigene Verkehrtheiten, wodurch die leidige, von den Neologen vergeblich geläugnete Erbsünde sich bey allen Sterblichen äussert, mit eben so gutem Erfolge richte, wie gegen diesen Nürnberger-Holzschnitt. Aber, lieber Junge, die Verkehrtheiten anderer wollest du fein in Ruhe lassen! Diese angreifen, ist ärger, dann in ein Wespennest stechen. Nicht mit im Opfertanz um die Göttinn springen, der Erasmus ein Enkomium geschrieben, ist dummer als gegen den Strom schwimmen; und dem Zeitgeist widerstreben — das ist die wahre Sünde wider den Heil. Geist. Ward auch je ein Irrlehrer dadurch zum Glauben gebracht, daß man ihn in effigie verbrannte, und mit seinen operibus das Feuer dazu anmachte? Oder die verkehrte Welt aufrecht erhalten, wenn man ihr in Kupfer und in Holz, auf Leinwand oder Papier ein Schandspiegelchen vorhielt, worin sie ihre pudenda sah? Wo Alles auf dem Kopfe steht, da ist der der größte Narr, der sich noch

auf den Beinen halten will; und wo jeder Recensent die Sündenregister der, zum literärischen Gassenlaufen prädestinirten Autoren à la hebraïque durblättert, da mag ich nicht der erste seyn, der nach der Väter Weise ein Buch von vornen nach hinten liest.

Lassen Sie mich also der beliebten Ordnung des Tages folgen, und beym Ende anfangen, nämlich mit Berichtigung Ihrer Gedanken von der Trägheit.

In dem Ausdrucke: Trägheits-Kraft, liegt allerdings ein Widerspruch; und diese Benennung sollte wirklich in der Naturwissenschaft, in so fern sie von der Materie handelt, gar nicht ferner geduldet werden. Denn Trägheit bedeutet nicht ein positives Bestreben der Materie, ihren Zustand zu erhalten, sondern ein Unvermögen derselben, ihren Zustand von selbst zu verlassen. Sie ist demnach etwas Negatives; und folglich haben Sie ganz Recht, es zu tadeln, daß man da von einer Kraft redet, wo keine vorhanden ist (was übrigens die Physiker schon längst zugestanden haben). Allein, mein werthester Herr Selbstdenker, wie kommen Sie, der keine Trägheits-Kraft zugeben will, dazu, von einer Ruhe-Kraft zu sprechen, und damit sich eines ähnlichen Widerspruches schuldig zu machen? So lehrte freylich auch Descartes: Was ruhe, habe eine Kraft zu ruhen; wodurch offenbar wiederum behauptet wird, daß da eine Kraft sey, wo gar keine ist. Denn Ruhe ist die beharrliche Gegenwart eines Körpers an demselben Orte; zur Bewegung desselben ist eine Kraft vonnöthen, in Ruhe kommt er ja von selbst, wenn diese Kraft zu wirken aufhört, ohne daß er eine anzuwenden brauchte.

Eben so gewiß ist auch der Irrthum auf Ihrer Seite, wenn

Sie, wie schon früher von einigen Physikern geschehen, Schwere und Trägheit für einerley nehmen (S. 173.). Denn wenn auch die Schwere aufgehoben würde, so würde doch ein Körper, als leblose Materie, seinen Zustand nicht selbst verändern können, und mithin dennoch träge seyn. Oder nicht?

Sie stoßen sich aber vornehmlich an das Newtonische Gesetz der Trägheit, welches also lautet: Ein Körper beharret in seinem Zustande der Ruhe oder Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit (uniformiter in directum), wenn er nicht durch eine äussere Ursache genöthigt wird, diesen Zustand zu verlassen. — Nachdem ich im vorigen gezeigt, daß die Schwere unsers Erdballs aufgehoben sey, dadurch, daß seine Theile von allen Seiten mit gleicher Schwere oder Kraft nach seinem Mittelpunkte drücken, oder streben, oder gezogen, oder getrieben werden (die „oder" thun hier zur Hauptsache Nichts), so werden Sie nun das, von Ihnen S. 177. 178. angeführte Beyspiel gegen mich erwarten wollen. „Wie sollte", hör' ich Sie sagen, „ein Körper dem Stoß in's Unendliche weichen, da er ohne Schwere der Bewegung nicht widerstehen kann, und ein Körper ohne Widerstand auch gar keine Wurfsempfänglichkeit hat." Dieß ist mit Ihren eignen Worten die Summe der Einwürfe, die Sie auf den drey letzten Blättern Ihrer Abhandlung gegen das Newtonische Gesetz der Trägheit vorbringen. Lassen Sie nun sehen, welche Bewandtniß es mit jenem Ihrem Beyspiele eigentlich habe.

Sie nehmen Ihrer Billardkugel absolute alle Schwere; ich hingegen nehme sie meinem Globus oder unserer Erdkugel bloß relative, d. i. Sie wollen die Schwere vernichtet, ich will sie bloß aufgehoben wissen; und damit komme ich

doch aber eben so weit, wie Sie; d. h. mein Globus bleibt eben so unbeweglich im Raume schweben, wenn keine äussere Kraft ihn in Bewegnng setzt, als Ihre Billardkugel. Erlauben Sie mir jetzt aber, diese zu brauchen, Ihr Beyspiel auf meine Art zu erklären; folgen Sie dieser Erklärung mit unbefangenem Blick, und hernach will ich getrost erwarten, was Sie dazu sagen.

Meine dritte Figur S. 374. sey also Ihre Billardkugel. Von den Punkten A, B, D, E aus, denken Sie sich gerade Linien nach dem Centro, so haben Sie die 4. Halbmesser AC, BC, DC, EC. Jeder dieser 4. Halbmesser (die hier natürlich nicht als geometrische, sondern als massive Linien von Gewicht zu betrachten sind) drücke nach dem Mittelpunkt der Kugel mit einer Kraft von 5. Loth; so wird durch diesen allenthalben gleichen Druck nach dem Mittelpunkte die Schwere der Kugel aufgehoben seyn. Und wo kein Uebergewicht, sondern Gleichgewicht ist, da ist Ruhe; mithin wird die Kugel unbeweglich in dem Raume schweben, worin sie sich einmal befindet. Nun führen sie mit Ihrer Hand von unten auf, in der Richtung EA, einen Stoß gegen dieselbe, mit einer beliebigen Kraft, die wir hier = eE setzen wollen. Zu dieser Kraft kommt indessen noch EC hinzu, d. i. die 5. Loth, womit dieser Halbmesser gegen den ihm entgegenstehenden AC drücket; und Ihr Stoß gegen die Kugel ist demnach = eE + EC. Können Sie aber glauben, daß jetzt AC ganz müßig bleiben werde? Wird dieser Halbmesser nicht, wie vorhin, mit seiner ganzen Kraft = AC, d. i. mit einem Gewicht von 5. Loth widerstehen? Durch Ihren Stoß ist AC so wenig als vor demselben vernichtet; denn ohne den Widerstand von AC hätte

die Kugel nothwendig schon vor dem Stoße sich in der Richtung CA zu bewegen anfangen, d. h. von selbst steigen, und so lange steigen müßen, als keine andere Kraft sie daran gestört, oder ihre Richtung verändert hätte.

Ich muß mich daher gegen alle Folgerungen, die Sie von diesem Beyspiel nach Ihrer Erklärung herleiten möchten, so wie gegen alle Anwendung davon auf die Erde, auf unser Weltsystem, und die übrigen Himmelskörper, feyerlich verwahren; zugleich aber auch noch hinzufügen, daß — ohne hier unnöthiger Weise in die Subtilitäten der atomistischen und dynamischen Lehre einzugehen — der Weltraum, ausser unserer Atmosphäre, für die Erdkugel eben das ist, was ein sogenannter luftleerer für Ihre Billardkugel.

Gestehen will ich, daß es nicht leicht sey, dergleichen Dinge für Jedermann deutlich und anschaulich genug zu machen (besonders wenn man nur einzelne Sätze aushebt, und nicht das Ganze im Zusammenhange vortragen kann); indem auf der einen Seite die Einbildungskraft, auf der andern der Verstand, gleich stark in Anspruch genommen werden müßen, wie ein Zweygespann das seinen Wagen selten gleichförmig zieht. Dennoch bin ich nicht ganz ohne Hoffnung, daß Sie mich begreifen werden, wofern ich mich selbst anders begriffen habe, was bey manchen der neuesten Philosophen der Fall nicht seyn soll, und wovon einige die Ursache darin zu finden glauben, daß diese Herren ihre philosophischen Studien nicht auf jene Erkenntniß gründen, welche in den Augen der Griechen eine Wissenschaft (μαθησις) κατ᾽ εξοχην war; sondern sich gleich mit poetischer Wuth in die Tiefen der Methaphysik stürzen; ein Salto mortale, wobey der Hirnbrey wie Buttermilch durcheinander geschüttelt wird.

Das sey Ihnen übrigens bloß im strengsten Vertrauen gesagt. Den Männern, die im Meßkatalog, und dadurch beym Publikum einen Namen haben, so etwas nachreden, heißt von dem „ehrenden" Publikum selbst respektwidrig sprechen, indem man ihm gesunde Augen abspricht; und Sie wissen, das wird einem gelegenheitlich nicht minder tüchtig eingetränkt, wie das Verbrechen politischer Heterodoxie von ephemeren Machthabern, deren Majestät sich bekanntlich um so leichter beleidigt fühlt, je liliputmässiger und precärer sie ist. Exempla sunt in promtu, sed — odiosa.

(Der Schluß künftig.)

VIII.

Der Brand zu Ancona 1794 *).

Lord Nelvil hatte seine Abreise von Ancona nach Rom auf den folgenden Tag festgesetzt, als in der Nacht durch die Stadt ein schreckliches Geschrey erscholl. Er eilte aus dem Gasthofe um die Ursache zu vernehmen, und sah sogleich einen Brand, der von dem Seehaven her sich bereits von Haus zu Haus gegen die obere Stadt zog. Der Flamme Wiederschein verbreitete sich weit ins Meer hinaus, und der Wind, der ihre Heftigkeit noch vermehrte, bewegte gleich stürmisch auch ihr Abbild auf den Wellen, die auf tausend Weisen die Blutzüge eines dunkeln Feuers 1.) zurückstrahlten.

Da die Feuerspritzen zu Ancona sich in keinem guten Stand befinden 2.), so beeilten sich die Einwohner, so gut sie's ohne solche Werkzeuge vermochten, einige Hülfe zu leisten; und mitten unter dem allgemeinen Geschrey hörte man das Geklirre von den Ketten der Galeerensklaven, welche jetzt eine Stadt

*) Aus dem neuen Roman der Frau von Stael-Holstein: Corinna oder Italien. Thl. I. S. 30. u. f.
1) Feu sombre. Das Gegenbild von Miltons „sichtbarer Dunkelheit".
2) In 1805. noch eben so.

retten sollten, die ihnen zum Gefängnisse diente. Die mancherley Nationen der Levante, die der Handel nach Ancona zieht, drückten ihren Schrecken durch stiere Blicke aus. Die Kaufleute, vor ihren brennenden Magazinen, verloren vollends alle Gegenwart des Geistes. Durch die Angst seine Glücksgüter zu verlieren, wird der gemeine Mensch eben so sehr ausser Fassung gebracht, als durch die Furcht vor dem Tode; nur daß jene nicht zu der Seelenhöhe und dem Enthusiasm' begeistert, der noch Hülfsmittel finden kann.

Das Matrosengeschrey hat immer etwas Traurigschleppendes, das der Schrecken noch finsterer macht. Das Seevolk an den adriatischen Küsten ist gewöhnlich in braunrothe seltsame Capoten gekleidet, aus deren Mitte das lebhafte Italienergesicht hervorguckt, das die Furcht unter tausend Formen ausdrückt. Die Stadteinwohner lagen meist auf die Gasse hingeworfen, und den Kopf in ihren Mänteln versteckt, als ob für sie nichts mehr zu thun sey, als nur ihr Unglück nicht anzuschau'n; andre warfen sich vollends, hoffnungslos den Flammen zu entrinnen, mitten in dieselben 3.) — Kurz, man sah wechselsweis eine Wuth und ein blindes Ergeben; aber dafür nirgends das kalte Blut, das die Kräfte und die Hülfsmittel verdoppelt.

Oswald 4) wußte, daß zwey englische Schiffe im Hafen lägen, welche in der Regel gut unterhaltene Feuerspritzen an Bord haben. Eilends begab er sich zu dem Schiffskapitän, und mit demselben nach dem Hafen, um diese Spritzen zu holen. Als das Volk sie in die Chaloupen steigen sah, rief es ihnen zu: „Ihr andern Fremde thut wohl daran, unsre arme Stadt zu verlassen". „Wir kommen gleich wieder", erwiederte Os-

3) ? 4) Taufname des Lords.

wald. Niemand glaubte ihm, als er schon zurückkam, eine seiner Spritzen für's erste Haus stellte, das am Hafen brannte, und die zweyte einem andern gegen über das in Mitte der Straße in Flammen stand. Auch der Graf d'Erfeuil 5) setzte sich freudig, muthig und unbesorgt allen Gefahren bloß. Die englischen Matrosen und des Lords Bediente halfen ihm treulich; denn — die Einwohner von Ancona blieben unbeweglich, begriffen kaum was diese Fremden denn eigentlich wollten, und glaubten noch minder, daß ihnen etwas gelingen würde.

Mittlerweile läutete man ringsum mit allen Glocken; die Priester hielten Prozession; die Weiber heulten, und warfen sich vor etlichen Heiligenbildern an den Straßenecken zu Boden; aber Niemand dachte an die natürlichen Hülfskräfte, welche Gott dem Menschen zu seinem Schutz ertheilt hat. Als aber jetzt dieß Volk denn doch die glückliche Wirkung von Oswalds Thätigkeit wahrnahm — sah', daß die Flammen wirklich erlischten, und ihre Häuser gerettet wurden, gieng ihr Erstaunen in Enthusiasm' über; man drängte sich um den Lord her, und küßte seine Hände so eifrig, daß er sich genöthigt sah', zum Böstthun seine Zuflucht zu nehmen, um alles zu entfernen, was die nöthige Schnelligkeit seiner Befehle und Anordnungen verzögern konnte. Endlich reihete sich Alles unter sein Commando. Denn, in den kleinsten wie in den größten Dingen — wo Gefahr vorhanden ist, nimmt der Muth den Vorsitz ein; sobald der Mensch sich fürchtet, hört er auf, eifersüchtig zu seyn.

Mitten unter dem allgemeinen Lärm, unterschied Oswald denn noch ein schrecklicheres Geschrey als alles andre, und das von dem andern Ende der Stadt herkam; und hieß es auf Befragen:

---

*) Sein französischer Reisegefährte.

Aus dem Judenquartier. Da nämlich der Polizeybeamte gewohnt war, alle Abend dies Quartier schließen zu lassen, und der Brand gerade von dieser Seite her um sich griff, konnten die Hebräer nicht entrinnen. Oswalden schauert' es bey der Vorstellung ihres Schicksals; er verlangt, daß man das Quartier auf der Stelle öffne; einige Weiber aus dem Haufen aber, die dies hörten, warfen sich ihm zu Füßen, und beschwuren ihn, das nicht zu thun. „Ach! unser Schutzengel, sehen Sie doch, daß es gewiß eben die hiesigen Juden sind, um deren willen wir diese Feuersnoth leiden müssen; sie bringen uns alles Unglück; und wenn Sie dieselben in Freyheit setzen, reicht wahrlich alles Wasser im Meer nicht hin, die Flamme zu löschen"! Kurz, sie flehten Oswald mit eben so beredter und einschmeichelnder Zunge an, die Juden brennen zu lassen, als ob sie sich eine Gnad' und Güte von ihm erbitten wollten. Und doch war an diesen Weibern, ausser ihrer abergläubischen, von einem großen Unglück lebhaft gerührten Einbildung nicht das mindeste Arge. Kaum konnte indessen Oswald seine Entrüstung zurückhalten, als er das befremdende Bitten anhören mußte.

Auf der Stelle schickt' er vier englische Matrosen mit Beilen, den Schlagbaum zu öffnen, der diese Unglücklichen zurückhielt, die sich nun augenblicklich durch die ganze Stadt verbreiteten, und nach ihren Waarenlagern, mitten durch alles Feuer, mit einer Glücksgier rannten, welche eine sehr traurige Farbe trägt, wenn sie sogar dem Tod trotzen macht. Bald möchte man sagen: Daß der Mensch, bey dem jetzigen Zustand der Gesellschaft, mit dem bloßen Geschenk seines Lebens fast nichts anzufangen weiß.

Noch stand im obern Theil der Stadt ein einziges Haus,

das aber die Flammen so umringten, daß seine Rettung unmöglich war, und es noch unmöglicher schien, in dasselbe hineinzukommen. Da die Einwohner so wenig Antheil daran nahmen, hielten die englischen Matrosen solches für unbewohnt, und hatten ihre Spritzen wieder nach dem Hafen geführt. Oswald selbst, von dem Lerm der um Hülfe Rufenden um ihn her ganz betäubt, hatte darauf so viel weniger Acht geschlagen, da der Brand von dieser Seite her sich späther ausgebreitet, und dann schnelle Fortschritte gemacht hatte. Als er aber jetzt sich lebhaft erkundigte, was denn das für ein Haus wäre, erhielt er endlich zum Bescheid: Es sey das Narren-Hospital. Bey diesem Wort gerieth sein Gemüth fast in Zerrüttung, als er zumal sich umwandte — keinen fremden Matrosen mehr erblickte — auch den Graf d'Erfeuil nicht — und er sich vergebens an die Einwohner von Ancona wandte, die fast samt und sonders damit beschäftigt waren, ihr Kaufmannsgut zu retten, oder retten zu lassen, und es ungereimt fanden, für Menschen sich in Gefahr zu setzen, von denen alle, ohne Ausnahme, unheilbare Thoren wären: „Ist es ja", sagten sie, „noch eine göttliche Wohlthat für sie und die ihrigen, wenn sie so umkommen, ohne daß ein Mensch daran Schuld trägt."

Dieweil man noch dergleichen Reden führte, begab sich Oswald eilenden Schrittes nach dem Hospital hin, und die Menge, welche ihn tadelte, folgte ihm nichts desto minder mit dem Gefühl eines verworrenen unwillkührlichen Enthusiasm', von dem sich keiner Rechnung geben konnte. Als er dort angelangt, erblickte er an dem einzigen Fenster, das noch nicht von den Flammen ergriffen war, Wahnsinnige, die den Fort-

schritten des Brands zusahen, und dabey mit jenem Herz zerschneidenden Lachen lächelten, welches entweder Unwissenheit aller Uebel des Lebens, oder dann einen solchen Schmerz in den Tiefen der Seele voraussetzt, welche keine Gestalt des Todes weiter erschrecken kann. Bey diesem Schauspiel bemächtigte sich des Lords ein unbeschreiblicher Schauer; ein schrecklicher Augenblick war's, wo seine eigne Vernunft im Begriff stand, in gänzliche Verwirrung zu gerathen; und von dieser Zeit an geschah's, daß der Anblick solcher Unglücklichen ihm stets das schmerzlichste Gefühl erweckte. Jetzt ergriff er eine im Revier stehende Leiter, stellt sie an die Mauer, steigt mitten durch die Flammen hinauf, und durch das genannte Fenster in die Kammer, wo die armen Tröpfe allein bey einander vereint waren. Ihr Wahnsinn befand sich von einer so gutmüthigen Art, daß man sie im Innern des Hauses alle frey lassen konnte, einen einzigen ausgenommen, der in der gleichen Kammer angefesselt lag, wo die Flamme schon durch die Thüre flackerte, doch das Getäfel noch nicht ergriffen hatte. Oswald, welcher jetzt plötzlich mitten unter diesen bedauerlichen durch Krankheit und Leiden entstellten Creaturen erschien, machte auf sie einen solchen Eindruck von bezauberndem Erstaunen, daß sie ihm sogleich ohne Widerstand Folge leisteten, als er ihnen jetzt einem nach dem andern befahl, gleich vor seinen Augen die Leiter hinunter zu steigen, welche das Feuer alle Augenblicke zu zerstören drohte. Der erste von ihnen gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen; Lord Nelvil's Ton und Blick hatten ihn völlig bezwungen. Eben so den zweyten. Ein dritter wollte sich sträuben, ohne an die Gefahr zu denken, welche jeder Augenblick von Verzögerung ihn aussetzte, und eben so wenig an diejenige,

der er Oswald ausstellte, wenn er ihn länger aufhielt. Das Volk dann, das alles Schreckliche einer solchen Lage fühlte, schrie dem Lord zu, seinen Rückweg zu nehmen, und diese Tollen sich selbst zu überlassen. Aber ihr Befreyer hörte nichts, bis er sein großherziges Werk vollendet hatte.

Von sechsen, die sich in der Kammer befanden, waren fünfe nun gerettet. Der Gefesselte blieb noch allein übrig. Oswald nimmt ihm die Fesseln ab, und will ihm den nämlichen Rettungsweg, wie den übrigen, zeigen. Dieß war aber ein armer, seiner Vernunft völlig beraubter junger Mensch, der nun zwey Jahre in Fesseln lag, und jetzt, da er sich in Freyheit sah, mit regelloser Freude im Zimmer herumsprang. Allein diese Freude verwandelt sich in Wuth, als Oswald ihm den Weg durch's Fenster weisen will. Jetzt, da der Lord sieht, daß die Flamme alle Augenblicke weiter um sich greift, und es unmöglich ist, den wahnsinnigen Menschen zu bereden, sich selbst zu retten, faßt er ihn, des heftigsten Widerstrebens gegen seinen Wohlthäter ungeachtet, in seine Arme, bringt ihn durch's Fenster, ohne, mitten in dem ihn umhüllenden Rauch zu wissen, wo er seinen Fuß absetzt — thut dann von den letzten Sprossen noch auf's Gerathewohl einen Sprung, und übergiebt den Unglücklichen, der ihn dafür mit Schimpfworten überhäuft, einigen Leuten, unter dem Versprechen, daß sie Sorg' zu ihm tragen wollen.

In diesen Augenblicken rührte der durch die eben gelaufene Gefahr wie noch höher belebte Lord, in seinen zerstreuten Haaren, mit seinem stolzen und doch sanften Blick die ihn anstaunende Menge bis zu fast schwärmerischer Bewunderung; die Weibspersonen zumal drückten sich hierüber mit jener Einbil-

bungskraft aus, welche in Welschland eine fast allgemeine Naturgabe ist, und der gemeinen Volkssprache nicht selten wirklichen Adel verliehet. Sie werfen sich vor ihm auf die Kniee, und rufen: „Gewiß sind Sie St. Michel, unser Stadtpatron! Spreiten Sie Ihre Flügel aus, aber verlassen Sie uns darum nicht. Oder steigen Sie auf den Münsterthurm, damit die ganze Stadt Sie sehe, und anflehe"! — „Ich habe ein krankes Kinde, schrie die eine, heilen Sie's doch"! — Eine andre: „Sagen Sie mir, wo jetzt mein seit zwey Jahren abwesender Mann sich aufhält"? Oswald suchte mit guter Manier loszukommen, als eben der Graf d'Erfeuil wieder kam, ihm die Hand drückte, und zu ihm sagte: „Lieber! man sollte so was doch mit seinen Freunden theilen; wohl war's nicht gethan, alle Gefahr allein zu übernehmen." — „Bringen Sie mich hier weg", versetzte ihm Oswald leise. Ein Augenblick, wo sich kein Licht in der Nähe befand, begünstigte ihre Flucht. Sie begaben sich eilends nach der Post, und reisten ab *).

---

*) Die Tendenz dieser lesenswerthen Episode liegt wohl offen am Tag. Eines indessen dürften wir der berühmten Verfasserin bemerken: Daß in Italien, (wo bald alle Wohnungen in den Städten nicht bloß von aussen aufgemauert, sondern auch das Eingeweide, Decken, Fußboden, Stiegen u. s. f. von Stein sind, und selten mehr als Ein Haus — man möchte sagen, eher auszuglühen, als von der Flamme verzehrt zu werden pflegt), ein Brand weit minder Schrecken, und somit bey dem freylich ohnehin trägen Volke auch weit minderes Aufsehen, als diesseits der Berge zu erwecken geeignet ist.

IX.

Ueber das Programm einer Preisaufgabe zum Entwurf eines christcatholischen Katechismus für das Bisthum Konstanz.

In Folge des letzthin erschienenen Programms der Preisaufgabe zum Entwurf eines christkatholischen Katechismus für das Bisthum Konstanz — davon das katholische Aargau einen kleinen Theil ausmacht — leben in dem Freund ächter, auf Menschenwohl gegründeter, Aufklärung die schönsten Hoffnungen auf.

Die Quelle des von Tag zu Tag mehr einreissenden Sittenverderbnisses ist leicht aufzufinden; sie wälzt sich, diese moralische Krankheit, gleichsam mit contagiöser Ansteckung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die zerstörende Kraft dieser Krankheit zu hemmen, die jeden Keim des Guten verzehrt, und zum unglücklichsten Geschöpfe den Menschen macht, der getäuscht von den Leidenschaften, mit fehlgeschlagenen Hoffnungen oft in das Grab wandert, ist eine geläuterte, nicht allein auf Uebung des Verstandes, sondern auch auf Veredlung des Herzens gerichtete Bildung der Jugend das unerläßliche Erforderniß.

Auf diese ruhmvolle Bahn hin führt das erwähnte Programm der Preisaufgabe.

An die Stelle der so vervielfältigten, öfters undeutlichen, für das Kind meistens unfaßlichen Unterrichtsmethode, (wobey, wenn das Gedächtniß lange genug gemartert, und das Kind die Formeln herzusagen mechanisch gewohnt ist, es meistens sein Bewenden — besonders bey der gemeinen Volksklasse die auch dazu oft nicht Zeit findet — hat, ohne dabey auf den Zweck alles Unterrichts, die helle, überzeugende Erkenntniß des Guten, und die Anwendung desselben auf das praktische Leben bedacht zu seyn), soll nun, wie es in dem Programm heißt, eine auf den Geist der Urkunden des Christenthums gegründete, in den Dogmen und Sittenlehren zwar unveränderliche, in ihrer Mittheilung aber dem Zeitbedürfnisse angemeßnere, Herz und Geist belebende Katechetik folgen.

Die wohlthätigen Folgen derselben verkennt gewiß kein Redlichdenkender, und harret mit Begierde diesem in allen Theilen des Bisthums Konstanz Segen verbreitenden Werke entgegen.

Der würdige Herr Generalvikar, Freyherr von Wessenberg, verdient wegen diesem ruhmvollen Beginnen Hochachtung und Verehrung. Möge Er auf dieser betretenen Bahne gerade einhergehen, und in seinem großen Entschlusse, Menschenglück auf dem Wege reinen Christenthums und ungeheuchelter Tugend zu befördern, wenn schon von Menschen getadelt, die nichts Besseres zu thun wissen, oder die im Verläumden ihren Vortheil finden, muthvoll ausharren!

Aus dem Aargau, 16. Juny 1807.

X.

Schwermuth.

Schwere Wolken hangen,
Wo die Vöglein sangen,
Hell die Sonne stuhnd.
Alles blickt so traurig;
Ach! wie tönt's mir schaurig
In des Herzens Grund!

Stille schleicht im Kleide
Düstern Grams; von Freude
Nirgend eine Spur!
Ringsum starrt's verblichen!
Ist dein Geist entwichen
Himmlisch schöne Flur?

Kalte Schrecken wehen;
Schauerlich erstehen
Die mein Herz geliebt.
Bist Natur verwildert?
Nicht ein Thränchen mildert,
Was mich so betrübt!

Doch, ein Engel winket!
Träum' ich? Nein! mir sinket
Freund an Freundes Brust!
Ha! Wo Wolken hingen,
Hör ich Vöglein singen,
Strahl't die Sonne Lust.

XI.

Fragen, die Erziehung betreffend.

Fortsetzung. S. Juny 1807. S. 75—77.

Drey und fünfzigste Frage.

Abhänglichkeit und Nothwendigkeit.

Ich besitze an einem klaren Bach zwölf Morgen baubaren Landes; Holz und Feld. Ich habe alle Nothwendigkeiten, die metallenen ausgenommen, d. i. Waffen und Werkzeuge. Ein Nachbar ist nöthig, der mir dieselben schaffet. Wir vertauschen den Ueberschuß unserer Nothwendigkeiten, und machen zusammen ein selbsständiges Gesammtgeschöpf aus. — Sta, Gesetzgeber! Wesentliche Frage! Soll der Metallbauer nichts von Landbau, und der Landbauer nichts von Metallbau verstehen; oder darf, soll der Metallbauer auch etwas Land haben, und der Landbauer etwas Geschicklichkeit in Metallarbeiten? Das ist: Wollen wir Beyder Abhänglichkeit in Nothwendigkeiten von einander aufs Höchste treiben, oder aufs Geringste reduciren? Beyde bekommen nun jeder einen Nachbar; des Meinigen Land tauge mehr zu Wiesen, das meinige mehr zu Acker; des Metallarbeiters Nachbar sey geschickter zu Werkzeugen, er selbst zu Metallgewinnung.

Wollen wir Viere auf gleiche Weise unsere Abhänglichkeit aufs Aeusserste treiben, oder sie nach Möglichkeit vermindern? Wir, aus Vieren bestehendes selbsständiges Gesammtgeschöpf, wir können uns vervielfältigen; auf eine ähnliche Weise, und aus gleichen Gründen aus vier acht, aus acht sechszehn machen u. s. f. Dieses begründet zwey höchstwichtige Fragen:

In wie viele und welche Spezies wollen wir die Gewinnungen der Nothwendigkeit söndern?

In welche Abhänglichkeit von einander wollen wir sie versetzen?

Bedenke dich wohl, Gesetzgeber! Die Fragen haben einen breiten Fuß.

Diese mehr und mindere Abhänglichkeit hat einen sehr grossen Einfluß auf die Erziehung. Bey einem Zustand, in welchem dieselbe aufs geringste gebracht wäre, ist sie leicht. Ich frage also:

Wie ist diese Anhänglichkeit in Bezug auf die Erziehung zu bestimmen?

Wie ist die Erziehung nach derselben einzurichten?

Vier und fünfzigste Frage.

Luxus.

Ein Staat hat auf seinem Staatsgrund an Erzeugnissen entweder seinen Bedarf; oder weniger, oder mehr. Unter Bedarf verstehe ich nicht eben alle Gegenstände jeder Art, sondern überall so viel als nöthig ist, um etwa Fehlendes gegen Ueberfluß austauschen zu können.

Hat ein Staat weniger, so muß Industrie das Fehlende ersetzen.

Hat er mehr, so ist dieses natürlicher Luxus.

Ist das Mehr eine Folge der Industrie, so ist es künstlicher Luxus.

Es giebt aber einen Luxus in der Anwendung, und dieser ist niemals natürlich. Dieser zeiget sich in einem zweckwidrigen Gebrauch des Ueberflusses, welcher zu vollkommener und schnellerer Ausbildung verwendet werden sollte. Natürlicher Luxus wird also nur durch eine zweckwidrige Verwendung verwerflich.

Versetze sich jemand in Gedanken in einen Staat, dessen Staatsgrund natürlichen Luxus, und zwar ohne die Nothwendigkeit einer Austauschung besitzet; in einen Staat von einer Million Seelen etwa, oder auch von einer Größe, welche er am bequemsten findet. Er setze diesen Staat in das vortheilhafteste Klima, gebe dem Staatsgrund die vortheilhafteste Gestalt, Oberfläche und Nachbarschaft — und nun frage ich:

Welches sind in dieser vortheilhaftesten Lage die sichersten und schnellesten Mittel, die Million Seelen durch Erziehung zu entwickeln?

Welche Haupterfordernisse muß der Staat haben, wenn die Entwicklung möglich, ja aufs Nachdrücklichste befördert werden soll?

Fünf und fünfzigste Frage.

Weichheit.

Sterne mit seinen empfindsamen Reisen sah den Grund zu Menschenformen geleget, welche sich, weil seine Schrift in die mehresten europäischen Sprachen übersetzt worden, in dem weiten Kreise der lesenden Welt sehr vervielfältigt haben. Das Charakteristische dieser Formen ist eine Zartheit, eine Empfänglichkeit kleiner Eindrücke, eine Weichheit, welche in die Klasse der sittlichen Empfindungen gehöret, und doch — es ist

Erfahrung — mit einer großen, unsittlichen Härte bestehen kann. Die Empfindung ist das, was der Empfindsame suchet; Elende und Unglückliche sind die Gegenstände, welche sie erregen; ausser diesem sind ihm aber diese Gegenstände nichts. Contraste verstärken. Mitten unter Hungerndern essen, erhöhet das Vergnügen; der Empfindsame würde unglücklich seyn unter Glücklichen. Ein Guckloch in die Hölle ist ein wesentliches Stück des Himmels der Empfindsamen, damit ihre Empfindsamkeit Nahrung bekomme. — Kehrt die Medaille um. — Hätte wohl Guido seinen herrlichen Christuskopf darstellen können, ohne diese Zärtlichkeit sittlicher Empfindung? Innigkeit, Zärtlichkeit, Völle sich hingebender Menschenliebe, die er in diesem Meisterstück der Kunst ausgedrückt hat, muß ein Urbild in seiner Seele gehabt haben; sonst müßte ihm die Wahrheit fehlen.

Die Erziehung macht hart, macht weich. Ein zärtlich erzogenes Pferd, welches beynahe Menschenverstand zeigt, wird unter der Hand eines brutalen Kutschers dumm. Der rohe Mensch ist hart; der sich selbst überlassene wird es. Die Vorbereitung zur Bildung bestehet in Erweichung — soll ich sagen Ausglühung — dieses spröden Metalls, damit es sich formen lasse. Nicht überflüssig sind also die Fragen:

Worin bestehet die einem zu bildenden Menschen unentbehrliche Weichheit, um gebildet zu werden?

Worin bestehet die Härte, welche die gegebene Form erhaltet? — Denn was wäre eine Form, welche keinen oder wenig Bestand hat?

Wie ist dem Menschen in der Jugend die nöthige Weichheit und Härte zu geben?

(Die Fortsetzung künftig.)

XII.

Der Ruhm.

Jüngling! dem das Auge lodert,
Hohen Schwung die Seele fodert,
Wenn des Ruhms Posaun' erklingt,
Allen guten Menschen theuer!
Heilig, göttlich ist das Feuer,
Das dein edles Herz durchdringt!

O bewahr' es! — Keines Nebels
Buntes Spiel, kein Wahn des Pöbels
Trübe je sein reines Licht!
Selbstsucht dürf' es nie entweyhen!
Seelenloser Schmeicheleyen
Kalter Hauch verweh' es nicht!

Mögen dich der Welt Syrenen
Locken mit den weichsten Tönen,
Ungerührt ziehst du vorbey!
Pflückst auch nicht die schönste Blume
Flücht'ger Lust am Weg zum Ruhme,
Horchst nur seiner Melodey!

Gottes treu'ster Seraph leite
Deinen Heldengang, und breite
Seinen Fittig über dich!
Denn dir lauert manches wilde
Ungethüm — Ach! mit dem Bilde
Hohen Ruhmes schmückt es sich!

Genieen, zu ganzer Welten
Glück berufen, hat nicht selten
Solche Truggestalt bethört,
Und sie wurden — Teufel! Ganze
Welten stürzten vor dem Glanze
Ihres Ruhms — betrübt — zerstört.

Erst an jenem letzten Abend,
Wo der Tugend Engel labend
Ihren Freunden Kühlung weht,
Sanken schnell die Zauberbinden;
Mit Entsetzen sah'n die Blinden
Jetzt den Irthum — ach! zu spät.

Millionen, bleich und hager,
Schwebten gräßlich um ihr Lager,
Riefen Höll' in ihre Brust;
Rache grinsten nun, in wilder
Schaar, gerühmter Thaten Bilder,
Eh'mals ihrer Seele Lust . . .

Jüngling hohen Sinnes! — Schimmert
Dir ein Ruhm, der sich nicht kümmert
Um der Unschuld stilles Glück,
Und um Wahrheit — diese wendet
Sich errötend — unverblendet,
Edler! bebe du zurück.

Nur die Tugend prägt den Stempel
Aechten Ruhms; sein heitrer Tempel
Ist der Göttin Heiligthum.
Sey ihr Held! Mit ew'ger Schöne
Freund! verklärt sie ihrer Söhne
Reinen, göttergleichen Ruhm.

In dem Kampfgewühl des Lebens
Nagt an ihrem Kranz vergebens
Noch mit stumpfem Zahn der Neid.
Doch am Weltgerichte schweigen
Niedre Tadler; beßrer Zeugen
Jubel ruft: Unsterblichkeit!

I.

Ueber

P. H. Mallets Leben und Schriften.

(Fortsetzung. S. August 1807. S. 98—115.)

Zu Genf arbeitete H. Mallet wieder an den drey Geschichten, die er zu gleicher Zeit unter der Hand hatte. Die Dänische war noch nicht vollendet; denn der vierte und letzte Band der Ausgabe in Quart erschien erst 1777, indessen der erste Band der Geschichte Hessens schon 1766. und der erste von der Geschichte Braunschweigs 1767. ans Licht trat. Der vierte Band der einen wie der andern wurden erst 1785. gedruckt.

Die beyden Fürsten, die H. Mallet aufgetragen hatten, die Geschichte ihrer souverainen Häuser zu beschreiben, wußten, wie es ihm bey seinem ersten Werke gelungen war, Interesse über einen stets für trocken und ermüdend angesehenen Gegenstand auszubreiten, und schmeichelten sich, dieselbe Kunst würde sich auf die Geschichte ihrer Vorfahren anwenden lassen. Die beyden Häuser, Hessen und Braunschweig, waren immer in die wichtigsten Revolutionen des deutschen Reichs verwickelt ge-

wesen, und schienen wechselsweise in der allgemeinen Geschichte Deutschlands eine der ersten Rollen zu spielen, also für die Leser anziehend zu seyn. In den Jahrhunderten, da Deutschland kaum noch aus der Barbarey herauszutreten schien, bezeichnen uns die ersten Strahlen der Geschichte die Ahnen des Hauses Braunschweig, die Guelfen von Altorf, als das eine der zwey berühmtesten Häuser des deutschen Reichs und der Welt. Mitten im XII. Jahrhundert schildert Otto von Freisingen, obgleich selbst ein Sprößling aus dem nebenbuhlenden Hause von Waiblingen oder Hohenstauffen die Guelfen als einen Stamm, aus welchem seit mehrern Jahrhunderten die mächtigsten Herzoge Deutschlands hervorgingen; Männer, die ihre hohe Stellung immer noch herrschsüchtiger und ruhmdurstiger machte, und die durch ihren Ehrgeiz und ihre Zwiste seit langem den größten Einfluß auf das Schicksal ihres Vaterlands hatten. Die Herzoge Guelfen von Baiern und Sachsen, das Haus von Este in Italien und die Herzoge von Braunschweig, alle aus Einem Stamm entsprossen, erschütterten Deutschland und Italien die folgenden Jahrhunderte hindurch. Als Häupter der Guelfischen Parthey, die von ihnen den Namen erhielt, hatten sie an allen wichtigen Ereignissen Theil, beynahe bis auf die Zeiten wo die Religionszwistigkeiten der europäischen Politik eine andre Richtung gaben, und die Bündnisse und Interessen der deutschen Fürsten modelten.

Bey dieser zweyten Epoche erschienen dann die Landgrafen von Hessen auf dem Schauplatz, und zwar nicht weniger glänzend, als Beschützer der Reformation und Vertheidiger der germanischen Freyheit. Philipp I. zubenamt der Großmüthige,

nahe an sechszig Jahre lang an der Regierung, kämpfte ruhmvoll gegen die ganze Macht und Politik Carls V. und gerieth dann durch Treulosigkeit in Gefangenschaft (1547.) aus der er endlich 1552. wieder befreyt wurde. Noch gelang es ihm, fünfzehn Jahre hindurch das Unglück eines langen Krieges vergessen zu machen. Im dreyssigjährigen Kriege sodann, der zur Vertheidigung derselben bürgerlichen und religiosen Freyheiten geführt wurde, war der Landgraf Wilhelm, ein würdiger Erbe des heroischen Muths und der Tugenden seiner Väter, der erste Fürst Deutschlands, der sich aufmachte dasselbe zu schützen; der erste, der dem Schwedischen Held, Gustav Adolf, tapfere Soldaten zuführte, die für die Freyheit und Religion ihrer Väter zu den Waffen griffen.

Die Geschichte der beyden Häuser Braunschweig und Hessen schien also mit den für Deutschland, ja für das ganze Menschengeschlecht merkwürdigsten Begebenheiten verknüpft zu seyn. Dennoch war H. Mallet mit diesen beyden Werken nie zufrieden; er schien zu fürchten, man möchte sich bloß an diese halten, und ihn also nur nach Büchern beurtheilen, die er ohne besondre Lust geschrieben hatte. Die beyden Fürsten, welche die undankbare Arbeit von ihm verlangt hatten, belohnten ihn mit Pensionen dafür, und man schien zu fühlen, daß bey denselben weniger auf das Publikum als auf jene Bedacht genommen sey; daher beyde wenige Leser fanden. Wirklich sah sich H. Mallet durch die vorgeschriebenen Schranken unangenehm beengt. Die Nationalgeschichtschreiber kleiner Völker können an den Leidenschaften, Eifersuchten, sogar an den Vorurtheilen derselben Theil nehmen; sie können uns rühren, bloß weil sie selbst gerührt sind; allein für einen fremden Schriftsteller und so auch

für einen solchen Leser sind Hessen und Braunschweig doch nur Provinzen von Deutschland, und ihre Einwohner keine Nationen. H. Mallet hatte daher auch nicht die Freyheit, sich zu den über Hessens Sphäre selbst erhabenen Gegenständen zu erheben, welche seine beyden Helden in Bewegung setzten. Ihre Entwürfe und Anstrengungen, ihr Eifer und ihre Aufopferungen gehörten zu einer Reihe von Dingen, die ausser dem Kreise seiner Geschichte lagen, und waren für ihn also gewissermaaßen episodisch. Da hingegen Robertson, der in seinem Carl V. denselben Philip aufführte, und Schiller, der in seinem dreyssigjährigen Krieg mit demselben Wilhelm zu thun hatte, diesen Helden eine Größe nach dem Maaße des Schauplatzes gaben, auf welchem sie dieselben auftreten liessen. Beyde wußten in dem großen Ganzen die Einheit aufzufinden, die in den besondern Theilen desselben sich nicht finden kann.

Im Jahr 1764. wurde H. Mallet zum Mitgliede des Raths der Zweyhundert in unserm Freystaat ernannt. Dieser war damals, wie in dem ganzen vorigen Jahrhundert, durch die Zwiste der aristokratischen und demokratischen Partheyen beunruhigt. H. Mallet, der bey seiner Rückkehr in's Vaterland mit H. Procureur-General Tronchin, dem ausgezeichnetesten unsrer Staatsmänner, in die engste Verbindung getreten war, hielt sich mit großer Wärme zu der aristokratischen Parthey, deren Grundsätze und Interessen er in mehrern Flugschriften vertheidigte. Ueber alle diese Gelegenheitsschriften aber erhob er sich in einem kleinen Werke, betitelt: Die Angelegenheiten und Pflichten eines Republikaners, von einem Bürger von Ragusa. Hier beobachtete er eben so viele Mässigung, als er dabey Stärke und Tiefe der Gedan-

ken äusserte. Er untersuchte, was für eine Regierungsform einer kleinen, Handelschaft treibenden Republick zukomme; zeigte, daß Erbaristokratie die Sitten, den Patriotismus, den Erwerbsfleiß, die Existenz eines solchen Volkes zerstören müßte; daß hinwieder absolute Demokratie eben so nothwendig der Gerechtigkeit, dem Frieden, der Freyheit selbst, mithin dem ganzen Staat den Untergang brächte. Er bewies endlich, daß ein Volk, wie das unsre, allein bey einer Regierungsform, die beyde Principien gegen einander in Wirksamkeit setzt, glücklich seyn könne.

Dieses kleine Werk, mit so vieler Weisheit mitten in den Unruhen und in der Gährung der heftigsten Factionen verfaßt, zeigt, mit welcher Standhaftigkeit H. Mallet seinen Grundsätzen getreu blieb. Er hatte sie in seinem ersten Werke am dänischen Hofe im Jahr 1755. gelehrt, und eben so von neuem im Jahr 1805. in seiner Geschichte des hanseatischen Bundes. Wenn er sich in andern Pamphlets über unsere Zwiste zu den Verfechtern des aristokratischen Ansehens stellte, und die Vorrechte der Regierung verfocht, so that er es, weil sie wesentlich zur Aufrechthaltung einer freyen, gemischten Verfassung gehören, und in Uebereinstimmung mit den liberalen Grundsätzen, nach welchen er, bey Ermanglung einer schützenden Gewalt, weder Ordnung noch Gleichgewicht zwischen den einander entgegengesetzten Interessen, mit Einem Worte, keine wahre Freyheit möglich sah. Diejenigen, welche die in einer Verfassung ausbedungenen Rechte gegen das Volk vertheidigen, sind eben sowohl Verfechter der Freyheit, als diejenigen, welche den Mißbrauch dieser Rechte bekämpfen.

Im J. 1785. hatte H. Mallet seine beyden Werke über

Hessen und Braunschweig vollendet. Im Jahr darauf gab er die Uebersetzung von Coxe's Reisen in Polen, Rußland, Schweden und Dänemark, in deren viertem Bande er, wie wir bereits bemerkt haben, eine Erzählung seiner eigenen Reise in Norwegen einrückte. Im J. 1787. bedachte ihn der Herzog von Meklenburg-Schwerin mit einer Pension, damit er — eine Geschichte Meklenburgs unternehmen möchte. Er vollendete sie aber nicht *). Um die gleiche Zeit besorgte er die dritte Ausgabe seiner Geschichte von Dänemark, die im J. 1788. in 9. Duodezbänden erschien. Plötzlich aber wurde sein Arbeitseifer durch die französische Revolution und ihre Einflüsse auf Genf gelähmt. Das war eine Zeit, in der es schwer hielt, sich von seinem Jahrhundert zu lösen, um im Andenken an die verflossenen zu leben, oder von künftigen Zeitaltern Vergeltung zu hoffen. Im J. 1792. verließ er Genf, um Ruhe und Sicherheit zu Rolle in der Waat zu finden. Nachdem er ein Augenzeuge unsers Ungemachs gewesen, so mußte er auch in dem Lande, wo er nun wohnte, eine Revolution und einen Krieg mitansehen, von dem nichts anders als die Zerstörung des helvetischen Bundes zu erwarten stand. Zu einer Erkenntlichkeit für den Schutz, den er in der Schweiz gefunden hatte, wollte er der wohlthätigen Regierung seine Verehrung bezeugen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch die höchste Freyheit mit der vollkommensten Ordnung verband, die man je gegeneinander im Gleichwichte stehen sah; jene Regierung, die

*) J. J. 1796. erschienen zu Schwerin die beyden ersten Theile dieser Geschichte des Hauses und der Staaten von Meklenburg in einem Quartbande von 300. Seiten. Derselbe reicht bis auf das J. 1503. Wird aber wohl ausser Meklenburg nicht gelesen.

das Glück und den Ruhm der Schweizer ausgemacht hatte, und durch die Tugenden derselben unterstützt wurde *). Er schrieb die Geschichte der Schweizer.

Diese hatte zwar schon früher ein Mann unternommen, den Deutschland in den ersten Rang seiner Schriftsteller setzt. Johann von Müller vereinigte eine alle Vorstellung übersteigende historische Gelehrsamkeit, mit einer Kraft und Erhabenheit der Gedanken, mit einem Nachdrucke, einer Bestimmtheit und Harmonie des Styls, daß man ihn mit Tacitus verglich. H. Mallet, eben sowohl aus Bescheidenheit, als wegen der Freundschaft, die ihn mit Müller verbunden hatte, dachte nicht daran, mit ihm ringen zu wollen, als dieser letztere, nach der Erscheinung seines dritten Buches, im May 1788. von Mainz nach Wien berufen wurde. In Deutschland herrscht allgemein die Meinung, das Haus Oesterreich nehme ausgezeichnete Geschichtschreiber nur deßwegen in seine Bestallung, um sie am Schreiben zu behindern; und so glaubte man, Müller würde seine Geschichte ruhen lassen. Herr Mallet verschaffte sich daher dessen Einwilligung, und versuchte dann erst eine Fortsetzung, hernach auch eine solche eigene Bearbeitung dieser Geschichte, die sich mehr dem Geschmacke der Nation nähern sollte, in deren Sprache er schrieb. Wirklich konnte Müllers Geschichte in Frankreich nicht den glänzenden Beyfall finden, wie in Deutschland. Die ungeduldigen französischen Leser erschracken über die darin ausgebreitete Gelehrsamkeit; sie liessen sich von der unsäglichen Arbeit des Verfassers zurückschrecken, und schon die volumineuse Größe der franzö-

*) Bern.

sischen Uebersetzung war ihnen furchtbar; denn die drey Bände von Müller, in welchen die Geschichte der Schweiz bis auf 1443. fortgeführt ist, waren unter den Händen des Uebersetzers zu neun großen Octavbänden angeschwollen. Wenige Franzosen hatten daher den Muth, sich an eine so lange Lektur zu wagen, um doch bloß bis an die Mitte des XV. Seculums zu gelangen. H. Mallet richtete sich also in seiner neuen Schweizergeschichte nach dem französischen Geschmacke; benutzte Müllers Arbeit, brachte seine drey Bücher in Eines, ließ was ihm weniger interessant schien weg, vermied Ermüdung für den Leser und sich selbst, und gab so in vier Bänden eine Geschichte der Schweiz, die bis auf unsre neuesten Zeiten herabreicht, und dabey doch für ein so schwerlich zum Standhalten gebrachtes Publikum noch umständlich genug seyn dürfte.

Nach der Einleitung in die Geschichte Dänemarks, ist diese Geschichte der Schweiz, Mallet's bestes Werk, und das allgemein beliebteste. Er schrieb es aber auch mit der meisten Wärme; denn es war das erste, dessen Gegenstand er ganz frey wählte. Da fühlte und sprach er als Schweizer, als alter Republikaner, als Mensch, dessen Seele über den Quälereyen, die das gemeine Vaterland zu ertragen hatte, schauerte. Vielleicht indessen hätte sich H. Mallet, der sonst Ansprache machen konnte für alle Zeiten zu schreiben und von allen Geschlechtsfolgen gelesen zu werden, allzu öftern Anspielungen auf Begebenheiten, deren Zeuge er war, enthalten sollen; Begebenheiten, die nach einem Jahrhundert um so viel sicherer vergessen seyn werden, da man sie schon jetzt grossentheils vergißt. Was man aber in Rücksicht auf historische Kunst daran tadeln mag, muß man hingegen als treffliches Be-

ginnen loben. Es war ein muthvolles Unternehmen, das einen mehr als siebenzig jährigen Greisen hoch ehrte, der so öffentlich sein Urtheil über die Handlungen der Erdebezwinger aussprechen durfte.

Diese Geschichte wurde erst nach H. Mallets Rückkunst nach Genf vollendet, wo sie im J. 1803. im Druck erschien. Bey seiner Rückkehr ins Vaterland im Sommer 1801. fand er einige der Männer nicht mehr, mit denen er in zärtlicher Freundschaft gestanden; sie waren, beynahe alle älter als er, vor ihm gestorben. Auch seine eignen Altersgenossen hatten sich gemindert; doch trug eine Freundin, mit der er durch die Bande der Hochachtung, der Freundschaft und Dankbarkeit verbunden war, schon seit Jahren bey, sein Daseyn glücklich zu machen. Eben so unterhielt H. Mallet diese Verbindung auch mit seinen andern noch übrigen Freunden mit großer Sorgfalt, und versäumte selbst nicht, neue Freundschaften zu stiften; seine Liebenswürdigkeit, die sich mit dem Alter nicht nur nicht vermindert sondern durch seine Sanftheit und sein zuvorkommendes Wesen eher noch vermehrt hatte, gewann ihm Herzen zu einer Zeit des Lebens, wo andre Menschen nur noch von früher erworbenen Schätzen solcher Art zehren. Die Verbindungen, welche er früher mit den angesehensten Männern Europas geknüpft hatte, gaben seinem Umgang einen ganz besondern Reitz; denn sein Gedächtniß reichte ihm einen unerschöpflichen Reichthum feiner Bemerkungen und gewürzter Erzählungen dar. Hätte er sich in dieß kleinliche Gebiet herablassen wollen, so würde wohl niemand geschickter gewesen seyn, eine Sammlung von Anekdoten, merkwürdigen Zügen oder Schilderungen von Personen aus dem letzten Jahrhundert zu liefern. Die Menge

von Erinnerungen, verbunden mit großer Anmuth der Rede und einer sehr anzüglichen Erzählungskunst, gaben schon seiner Unterhaltung eine große Mannigfaltigkeit. Wenige Menschen wußten in ihrem Umgange so sehr Grazie, Geschmack, Feinheit und Natürlichkeit zu vereinigen. Wenige besaßen so viele Bescheidenheit bey so viel anerkanntem Verdienste. Er liebte die Gesellschaft der Frauen, und, je nach Maaßgabe ihres Geistes oder ihrer Bildung, hatte er die Kunst, immer sie zu interessiren und ihnen zu gefallen. „Er besaß", wie eine berühmte Frau sich ausdrückt, „um mit ihnen umzugehen, den galanten „Ton, welcher sich aus der zarten Empfänglichkeit eines durch „reine Sitten frisch erhaltenen Herzens, aus dem zärtlichen „Andenken edler Männer an ihre Mütter, und aus der Ach„tung gegen das andre Geschlecht überhaupt zusammensetzt *).

Die Arbeit war Herrn Mallet zum Bedürfnisse geworden; auch da er gegen das Ende seines Lebens die Anstrengung des Geistes zur Composition, mehr nicht als täglich zwey Stunden vertragen konnte, war es ihm nicht möglich, diese Uebung zu missen. Nachdem er seine Schweizer-Geschichte vollendet hatte, nahm er noch die des Hanseatischen Bundes vor die Hand, welche ihm wohl noch mehr Arbeit gemacht haben würde. In der Folge aber gab er den Gedanken auf, eine umständliche Geschichte dieser mächtigen Conföderation zu liefern, die einen so großen Einfluß auf die Civilisation des Norden gehabt, die Freyheit auf eine so ruhmvolle Weise aufrecht erhalten, und den Handelsverkehr auf einen so hohen Grad glücklichen Erfolgs gebracht hatte. Allein er ließ sich durch die

---

*) Friederike Brun: Episoden aus Reisen u. s. f. Zürich 1806. S. 212.

Schwierigkeit, seinem Plan Einheit zu geben, abschrecken, da es die Geschichte so vieler und so verschiedenartiger Staaten betraf, die bloß durch Meer und Flüsse schwach mit einander verbunden, hingegen durch so große Strecken des festen Landes und so mächtige Staaten von einander getrennt waren; und er beschränkte sich also darauf, anstatt einer Geschichte nur eine Abhandlung über den Hanseatischen Bund zu schreiben. Dieß Geschäft erleichterten ihm seine früheren Arbeiten über Dänemark, und die gelehrte, ausführliche Geschichte dieses Bundes, welche Sartorius in 1802. ans Licht gestellt hatte.

Nach diesem neuen Plane konnte die Arbeit des H. Mallet nicht auf das Interesse einer eigentlichen Geschichtserzählung Anspruch machen; an dessen Statt aber war sie für den Philosophen und Publicisten voll schöner und großer historischer Resultate. Sie zeigt uns die gränzenlose Macht, zu der ein Volk ohne Feldbau und Ländereyen sich erheben kann, wenn es, was noch mehr werth ist, als die Gaben der Natur — Patriotismus bey Freyheit besitzt. Indessen bereute es H. Mallet, nicht mehrere Personen auf den Schauplatz geführt zu haben; er nannte daher sein Buch von der Hanse eine anonymische Geschichte, und sagte: Die vornehmste Person, oder der Held in derselben, sey — die Stadt Lübeck.

Auf Begehren des Herzogs von Braunschweig unternahm H. Mallet hierauf eine zweyte stark vermehrte Ausgabe der Geschichte dieses Hauses; aber die Leiden Deutschlands brachen eben ein, benahmen ihm allen Muth, und machten ihn ganz niedergeschlagen. Der Krieg brachte ihn nun beynahe vollends um alle seine Einkünfte. Seine

schon durch die französische Revolution erlittenen Einbüssungen hatten ihn genöthigt, seinen Landsitz zu verkaufen, und seine ganzen Ersparnisse aufzuzehren; doch blieben ihm noch die Früchte seiner litterarischen Arbeiten, die Jahrgehalte von Hessen, Braunschweig, Meklenburg, Dänemark und England; die drey erstern giengen jetzt mit dem Falle der Häuser, woher sie flossen, zu Ende; die vierte stockte für eine Weile, und die Ausbezahlung der fünften wurde durch das Blockirungs = Dekret unmöglich. Zu diesem Mißgeschick, in welches plötzlich ein Mann gerieth, der lange Zeit Wohlstand genossen und viele Bedürfnisse hatte, gesellte sich noch der tiefe Gram über das Unglück der Fürsten, welche er persönlich liebte, und die ihm so viele Proben ihrer Güte gegeben hatten. Er litt auch für ganz Deutschland; seine historischen Werke hatten ihn gewisser Maaßen mit der germanischen Nation verbrüdert. Seit seinem Eintritt in die litterarische Laufbahn hatte er Deutschlands Völker studiert, und schon bey ihrer Wiege in Scandinavien angefangen. Er hatte die Interessen ihrer Fürsten in der Geschichte, in drey ihrer vornehmsten Häuser geschildert; sodann die Sitten und Tugenden der Völker in der Geschichte der Schweizer und der großen Hanse — also der Freystaaten im Gebirge und am Meere Deutschlands entwickelt; sein Herz war dergestalt mit vollem Rechte deutsch; die gegenwärtige Noth und die Furcht für die Zukunft erfüllten ihn mit Schauer. Diese härmende Unruhe untergrub vollends seine Gesundheit, die schon seit langem wankte, und war wahrscheinlich Ursache an der Beschleunigung seines Todes.

Dennoch hatte der Verlurst seiner Einkünfte nicht unmittelbaren Mangel für ihn zur Folge. Der Herr Graf von Bern=

storf, seines alten Beschützers Neffe, hatte für ihn eine Ausnahme an den Ersparungs-Maaßregeln erzielt, die man in Dänemark sonst auf alle Pensionirten anwandte; und er benachrichtigte H. Mallet davon in einem sehr liebevollen Schreiben. Den Tag nach dem Blokirungs-Dekrete, das ihn seiner stärksten Pension beraubte, erhielt er von der Tochter seines ehemaligen würdigen Freundes einen Wechsel, der diesen Verlurst ersetzte. Diese Dame, die mit einer Engelsgüte alle Schätze und Schimmer des Geistes verbindet, deren Beredsamkeit und Philosophie unserm Jahrhundert zur Ehre gereichen, wachte mit kindlicher Sorgfalt über den Greis, der einst so genau mit ihrem Vater verbunden war. Obschon über hundert Stunden von ihm entfernt, sah sie zum voraus, in welcher Noth er sich befinden könnte, und reichte ihm ihre Hilfe in dem Augenblick, wo jene ihn zu treffen drohte *). Endlich ließ ihm der Minister des Innern, auf Fürbitte H. Suards, und ohne daß H. Mallet es verlangt hatte, einen einstweiligen Vorschuß zufließen.

Schwer genug war dieß Schicksal für die Stufe des Alters, die H. Mallet erreicht hatte. Sein hoher Sinn würde von gänzlicher Abhängigkeit zu sehr gelitten haben, und die Vorsehung hatte ihn zu einer solchen Prüfung nicht aufgespart. Den 26. Jänner 1807. traf ihn der Schlag. Diese Todesart konnte er lange zum voraus vermuthen. Er war sehr dick geworden, ohne die edle Haltung seiner Gestalt zu verlieren, die nach dem Zeitpunkte ihrer reizenden Jugendschönheit in dem höhern Alter ausserordentlich würdig geworden war. Schon früher hatte er

*) Die nämliche Zartheit, welche den Verfasser hindert, den edeln Namen zu nennen, verbietet es auch dem Uebersetzer.

mehrere leichte Rührungen des Schlags erfahren; dieser aber war so stark und allgemein, daß sie sich als die letzte ankündigte. Nur noch für eine oder zwey Stunden des Tags kam ihm der mühsame Gebrauch seiner gefesselten Zunge wieder, und sein Geist erwachte noch einige Mâle in aller seiner Grazie; öfters aber blieb ihm nichts vom Leben übrig als das Leiden, und seine Denkkraft schien alsdann völlig zu schlummern. So oft er indessen sprechen konnte, so schenkte er allen denen die ihn umgaben, und unermüdet pflegten, Merkmale seiner Liebe und Dankbarkeit. Zu der gleichen Zeit, da er mit Heiterkeit seinen Tod heranrücken sah, nahm er noch den lebhaftesten Antheil an dem Zustande Europa's, und erwartete die Zeitungen mit nicht weniger Ungeduld, als wenn er noch die bevorstehenden Ereignisse zu erleben gehabt hätte.

Bis auf seinen letzten Tag blieb er mitten unter den Leiden und Beängstigungen einer tödtlichen Krankheit dem Bilde ähnlich, das einer seiner Freunde von dem Greisen der Natur entwarf, der durch ein weises und mäßiges Leben den Ueberraschungen der Altersschwäche zu entgehen wußte:

„Der große Unterschied zwischen dem frühzeitigen und dem „natürlichen Alter besteht darin, daß jenes stets das Ge„fühl seines Drucks mit sich führt, welches durch den Contrast „seiner Erinnerungen und aller seiner Maximen noch vermehrt „wird; da hingegen das natürliche Alter immerwährend die „Harmonie seiner Ideen mit dem Gefühle beybehält. Dieß „Alter fühlt keine Nachreue, weil, so wie sich die Neigungen „ändern, auch neue Genüsse sich öffnen, welche an die Stelle „der verflossenen Zeit tretten. Die Uebereinstimmung der Ideen „mit den Gefühlen, der Einklang der Neigung mit den Grund-

„sätzen, der Genüsse mit den Begierden — diese kann immer „fortdauern. Das Alter des Tugendhaften ist der Dämmerung „in den Nordländern ähnlich, wo die unmerkliche Abnahme des „Tageslichts mit einer Farbenharmonie des Himmels zusam„menfließt, die bis auf den Augenblick fortdauert, wo der neue „Tag, nahe dabey, am Horizont schon wieder anzubrechen be„ginnt. Der frühzeitige Greis findet in seiner Erinnerung nur „Qual; der Greis der Natur vergnügt sich durch Hoffnung; „der eine beklagt, der andre harrt; der erstere lebt allein „in seinen Leiden, der andre für eine hellere Zukunft; der eine „ist eine Fackel — die statt zu leuchten, raucht; der andre eine „Sonne — die nur denen untergeht, welche sie hinter sich läßt" *).

In dieser sanften Verzichtleistung auf die Gegenwart, verbunden mit der Hoffnung auf die Zukunft, starb H. Mallet zu Genf am 8. Februar 1807.

*) Von Bonstetten's Untersuchungen über die Einbildungskraft. Thl. I. S. 96. Eine Schrift, die gerade zur Zeit von H. Mallets Tod erschien.

II.

Die Feldmaus an der Schlinge *).

Welches Fatum,
Armes Mäuschen!
Hieng dich zwischen
    Erd und Himmel auf —
Theilt' im Kauen
Und Verdauen
Doch so schuldlos
    Sich dein Lebenslauf!

Daurst mich herzlich,
Armes Mäuschen!
Kannst nicht kauen,
    Und verdaust nicht mehr.
War denn Kauen
Und Verdauen
Dein Verbrechen?
    Daurst mich, Mäuschen, sehr!

*) Auf einem Spaziergang traf der Dichter dieser Leichenrede auf eine Maus an einer Schlinge hängend. Kurz zuvor hatte ihm der Plagegeist eines Müssiggängers eine kostbare Stunde geraubt.

Ach! so mancher
Müssiggänger
Kaut und dauet
Ein Jahrhundert fort;
Doch den Kreislauf
Seines Kauens
Und Verdauens
Hemmt kein schlauer Mord!

Fluch dem Unhold,
Der so fühllos
Dir die Seele,
Gutes Mänschen, stahl!
Deine Leiche
Scharr' ich unter
Jenes Prassers
Goldnes Ehrenmahl!

III.

Ueber Friedrich den Großen, dessen Hof, und den Einfluß von beyden auf den Zustand der deutschen Litteratur unter seiner Regierung.

(Fortsetzung. S. Aug. 1807. S. 119—128.)

1758. 20. May.

— — Ich komme nun zur Sache, und mache billig den Anfang von den großen Angelegenheiten. Der Feldzug soll sich diesmal in Mähren eröfnen. Der Eingang in diese Provinz ist von Schlesien aus voller Schwierigkeiten, und würde unmöglich gewesen seyn, wenn die Feinde da gewesen wären, um diese Eingänge zu besetzen. Unser große Feldherr aber hat den Daun, wie einen Schüler in der Kriegskunst, betrogen, und ist ohne Widerstand vor Ollmüz gerückt. Ein Theil der Armee belagert diesen Ort seit etwelchen Tagen, und der König ist mit der Hauptarmee etwas weiters in das Land hereingerückt, um

den Daun abzuhalten, die Belagerung zu stöhren. Es wird also in Kurzem Verschiedenes vorfallen, das sehr wichtig seyn dürfte. Der Prinz Heinrich ist mit etwa 30,000 Mann aus Sachsen aufgebrochen, um, wie es heißt, nach dem Reich zu gehen, und in Sachsen hat er einige tausend Mann gelassen. Die Schweden werden noch immer bloquirt gehalten, so weit es zu Land angeht, sie einzuschliessen. Die Russen werden bloß beobachtet, und halten sich noch zur Zeit stille. Der Prinz Ferdinand ist auch noch nicht aufgebrochen. Also stehen die großen Begebenheiten noch an dem Rand ihres Werden. Es läßt sich aber zum Voraus vermuthen, daß die Feinde überall dürften den Kürzeren ziehen; denn sie sind allenthalben in Verfassungen, welche sehr weit unter der unsrigen sind, und wir haben Anführer, welche den ihrigen ebenfalls weit überlegen sind. Berlin wimmelt von gefangenen Offiziers, und es ist eine neue Art des Triumphs, den unsere würdige Königin hat, so viel fremde Nationen an Kleidung, Sprachen und Sitten verschieden, an ihrem Hofe zu sehen. Ein großer und rührender Anblick! Unter diesen Fremden spielen die Franzosen die schlechteste Rolle. Sie sind an Ansehen, Sitten und guten Manieren durchgehends weit unter den andern. Die Schweizer, welche wir hier haben, behalten ihren Nationalcharakter; sie halten unter sich nur Bekanntschaft, und erheben sich nicht bis an den Hof; dafür aber sind sie von dem Spott und der Verachtung, in welche die meisten Franzosen kommen, frey. Diese machen eine unglaublich schlechte Art Menschen aus. Sie sind unerhört unwissend und dazu noch so verblendet als unwissend, und bringen ihre ganze Nation um das Ansehen, in welchem sie sonst hier gestanden hat.

Die Auszüge aus Philokle's *) Briefen haben mich und meine Freunde ausnehmend ergetzt. Ich habe einiges dem Prinzen von Preussen vorgelesen, dem es nicht weniger gefallen; aber der Einfall von der Landammansstelle hat ihn weniger gerührt, weil ich, nach vielen Worten, ihm erst konnte begreiflich machen, was für ein Volk das ist, dessen Haupt der Landammann genannt wird. Der Baron Pöllniz, der zugegen war, und der nicht der beßte Patriot ist, suchte die Sache zu verkleinern. Es giebt überhaupt noch Leute, welchen der hohe Ruhm des Monarchen scheint zuwider zu seyn, und es scheint, als wenn die Deutschen auch darin ihren schlechten Geschmack zeigten.

Die vorige Woche war Gleim hier, der uns tausend Anekdoten zur Verachtung der Franzosen erzählt hatte. Er hält es jetzo für die größte Beschimpfung, welche man einem machen könnte, wenn man ihn einen französischen Marquis nennte. Er hat sehr viel von ihnen ausgestanden. Ich vernehme aus Leipzig, daß ein Packet von Exemplarien meiner Rede, welche ich dorthin geschickt hatte, um auf der Messe abgesetzt zu werden, zusammt denen, die ich für die Schweiz bestimmt hatte, nach Zürich geschickt worden sind. Die Buchführer sind gewohnt, alles anzuwenden, um ein Werk zu unterdrücken, das nicht ihnen zu Gefallen gedruckt worden. Ich habe die Umkosten des Drucks nicht völlig wieder bekommen **).

Noch habe ich den Tod Abels nicht gelesen. Man hat hier Verschiedenes gegen die Schreibart darin ausgesetzt, welche man nicht für ungezwungen genug hält. Aber die Materie hat den völligen Beyfall derer, die ich gesprochen habe.

---

*) Zellweger in Trogen. **) Wie man sich doch verblenden kann!

Ich arbeite meist täglich an meinem Wörterbuch, ohne weiter zu kommen, weil sich die Arbeit unter der Hand gar zu sehr vermehrt. Ich habe mich genöthigt gesehen, Hülfe anzunehmen; doch entwerfe ich alle Artikel selbst, nnd werde auch die fremden wieder überarbeiten.

In einigen Tagen reise ich nach Oranienburg, um dem Prinz von Preussen daselbst aufzuwarten, dessen Gesundheit noch nicht gänzlich wiederhergestellt ist.

1758. 2. Sept.

Ich stehe aus meinem Bette auf, in welchem mich ein kleines Brustfieber sint ein Paar Tagen gehalten hat, weil ich diesen Posttag nicht kann vorbey gehen lassen, ohne Ihnen von dem herrlichen Siege Nachricht zu geben, den Gott unserm Friederich über die Russen verliehen hat. Dieser Feind war mit seiner ganzen Macht bis vor Cüstrin, 10 Meilen von Breßlau gerückt, und hatte zum Zeichen, was er zu thun Willens war, diese Stadt in weniger als 24 Stunden zu einem Stein- und Aschenhaufen gemacht. Dieses geschah den 15. dieses. Unser Trost war, daß der König im Anmarsch war, den Grafen von Dohna, der diesseits der Oder stand, mit 16,000 Mann zu verstärken. Er langte den 20. in Frankfurt an; den 23. gieng er mit der Armee ein Paar Meilen unterhalb Cüstrin über die Oder; den 24. hielt er Rasttag; und den 25. rückte er mit einer Armee von nahe 40,000 Mann gegen den Feind, der etwa 80,000 stark war, an. Die Maneuvre des Königs war so, daß er sich mit seiner Armee demselben halb in der Flanke und halb im Rücken befand. Die ungewöhnliche, und (wie sich unsere von der Schlacht kommende Soldaten ausdrücken) mehr als viehische Standhaftigkeit des

Feindes machte, daß das Treffen von 9. Uhr des Morgens, bis zur angehenden Nacht dauerte. Viele Regimenter vom Feinde sind gänzlich niedergehauen, ohne einen Schritt zurückgewichen zu haben. Die meiste feindliche Ammunition, ein großer Theil ihres Geschützes und ihre ganze Kriegskasse wurde erobert. Die Nacht machte dem Metzeln ein Ende; der Feind wich nicht weit vom Wahlplatz gegen Cüstrin zu. Den andern Tag wurde er aufs Neue angegriffen, aber meistentheils nur von Ferne mit dem schweren Geschütz, weil es an Ammunition für das Musketenfeuer fehlte. Der Feind wich diesen Tag etwas weiter, als den vorigen. Den dritten Tag defilirte selbiger längs der Warta. Jetzo hat er sich zwischen Cüstrin und Landsberg verschanzet; ist aber so eingeschlossen, daß er keine Zufuhr haben kann. In wenig Tagen muß er sich entschliessen, durchzubrechen. Die Anstalten sind aber so gemacht, daß er alsdann allem Vermuthen nach, theils aufgerieben, theils zerstreut werden muß. Alle vom Schlachtfeld hieher Gekommenen versichern, daß sie eine solche Niederlage noch nicht gesehen. Die, welche am mäßigsten urtheilen, behaupten, daß über 25,000 Feinde auf dem Wahlplatze liegen; die meisten aber schätzen diese Zahl über 30,000. Ich habe verschiedene Augenzeugen gesprochen, welche aussagen, daß auf mehr als anderthalbe Meilen die Todten haufenweise über einander liegen, und daß man allemal 30 — 40 Russen gegen 1 Preussen liegen sehe. Unser Verlurst ist unglaublich gering in Ansehung des feindlichen, da, so weit die Listen der Regimenter weisen, noch nicht 1000 Todte und nicht 2000 Verwundete sind. Die Ursache davon ist, weil die Kavallerie das meiste dabey gethan hatte.

Man weiß noch nicht, wie die feindlichen Generale heissen, welche geblieben sind; aber 6 derselben sind gefangen, nebst ungefehr 100 Offiziers von allerley Rang. Gott sey gedankt, der uns auf eine so herrliche Weise von einem so grausamen und in der That sehr fürchterlichen Feind gerettet hat. Das Treffen hat etliche Stunden gedauert, ehe sich der Sieg entschieden hat, den wir nächst Gott dem König allein zu danken haben. Denn da einige Truppen über die unerhörte Standhaftigkeit des Feindes zu stutzen anfiengen, und nicht weiter vorwärts wollten, nahm der große Heerführer eine Fahne in die Hand, stellte sich vor die Truppen, und rief ihnen zu: „Kinder! Wer „seinen König und sein Vaterland retten will, der folge mir „nach"! Worauf alles gleich willig war. Denn man muß gestehen, daß auch der gemeinste Soldat auf eine ausnehmende Art für den Heerführer eingenommen ist.

Nun hat also dieses barbarische Volk alle die Schandthaten, welche es, so lange es die Oberhand gehabt, ausgeübt, mit dem Blute so vieler Tausenden bezahlt.

Die Oesterreicher haben sich mittlerweile durch die Lausiz unsern Gränzen auch wieder genähert, und unsre Schlesische Armee geht ihr immer zur Seite. Es ist daher zu vermuthen, daß es nächstens noch zu einem Treffen kommen könnte; insonderheit wenn der König in Kurzem mit den übrigen Russen sollte fertig werden.

1758. 26. Sept.

Von meinen Briefen muß einer, der meistens von dem Lobe des Prinzen handelt, mit welchem meine beßte Hoffnung zugleich begraben worden, verunglückt worden seyn. Es ist unerhört, mit welcher barbarischen Unverschämtheit die Russen ihre bey

Zorndorf erlitttene Niederlage nicht bloß läugnen, sondern sich einen vollkommenen Sieg zuschreiben. Es ist nichts gewisser, als daß sie an Todten und Verwundeten, ohne die Gefangenen, über 30,000 Mann verloren haben, da unser ganze Verlust wenig über 2000 Mann ist. Indessen ist der Sieg freilich nicht weit verfolgt worden, weil der König mit einem beträchtlichen Theil des siegenden Heeres, nach der Schlacht wieder nach Sachsen zurückgegangen, und nur eine kleine Macht unter dem General Dohna, die Russen zu beobachten, zurückgelassen hat. Aus dieser Ursache ist auch der geschlagenen Armee möglich gewesen, sich wieder bey Landsberg, fünf Meilen von Cüstrin, zu setzen. Gestern hatten wir das Vergnügen, 1200 Russische Gefangene hier durchführen zu sehen. Es ist mir nicht möglich, Ihnen einen hinlänglichen Begriff von dem barbarischen Wesen zu geben, welches man in so vielerley häßlichen Gestalten, auf den Gesichtern und im Betragen dieser Leute gesehen. Ein Callot hätte seine halbe Lebenszeit zubringen können, diese seltsamsten Figuren zu zeichnen; und ich hätte einen Finger ab der Hand darum gegeben, daß Sie diesen Auftritt gesehen hätten. Ueberhaupt fallen jetzo hier Scenen vor, die einem Dichter hundert neue und sehr nachdrückliche Bilder geben könnten. Die Eindrücke dieser Scenen aber bemächtigen sich dergestalt meiner Seele, daß kein andrer Gedanken davor auffkommen kann. Es ist an keine ordentliche Arbeit — an kein zusammenhängendes Denken — an keine Unternehmung zu denken. Ich weiß so wenig was sint Einem Jahr ausser dem Krieg vorgegangen ist, als wenn ich in Indien wäre. Bald hat man Sorge vor einem anrückenden Feinde, bald Freude über seine Niederlage; dann ist man in ungewissen Erwartungen künftiger

naher Scenen; dann wird man von vielen durcheinander laufenden Gerüchten betäubt. Kurz, man lebt in einem beständigen Taumel, den das Geräusche der Waffen verursacht.

Noch ganz kürzlich haben sich die Schweden bis auf 4 Meilen von Berlin gewagt; vor einigen Tagen aber ist ein Corps unsrer Truppen, welche der König aus Sachsen geschickt hat, hier durch auf sie aumarschiert, und nun bringt man uns täglich gefangene Schweden hier ein. Unsere Strassen und Spaziergänge wimmeln von wandelnden Tropheen; bald haben wir von allen Nationen Gefangene hier. Wie oft denk' ich in diesem Tumult an Ihre stille Wohnung; wie oft wünschte ich bey Ihnen zu seyn, und dem Krieg einmal ganz von Weitem zuzusehen, oder ihn auf eine Zeit gar zu vergessen.

Von neuen Kriegsgeschichten kann ich Ihnen nichts berichten. Der König steht in Sachsen gegen Daun und sucht ihn zum Treffen zu nöthigen; aber dieser steht vortheilhaft und wird nichts wagen wollen. Die Russen machen verschiedene Bewegungen gegen Pommern. Man glaubt, daß es einen Rückmarsch nach Preussen anzeige.

1758. 31. Oct.

Unser H. Künzli wird Ihnen ohne Zweifel meinen letzten Brief an ihn zugeschickt haben. Darin berichte ich die wahre Beschaffenheit der am 14. dieß vorgefallenen Aktion in Sachsen, wovon die Feinde ein so großes Geschrey machen, und die sie als eine Niederlage des Königs angeben. Hier lege ich noch dieses Blättchen bey, um Ihnen noch einmal zu sagen, daß bemeldte Aktion in dem Zustand der Sachen gar nichts geändert habe.

Die Feinde überfielen bey Nacht unsern rechten Flügel und

kamen in das Lager, wo die wenigsten Soldaten angekleidet waren. Der Angriff geschah mit 67 Grenadierkompagnien ihrer auserlesensten Truppen. Sie nahmen unsern Leuten die Gewehre, so wie sie vor den Zelten zusammengestanden, weg, verbrannten die Zelten und einen Theil der Bagage, und brachten diesen rechten Flügel in Unordnung. Wenige Kavallerie-Regimenter und Bataillone, welche Zeit gehabt, sich fertig zu machen, fielen aber mit solcher Wuth auf die Feinde, daß von den 67 Compagnien wenig gesund oder lebendig davon gekommen. Der König zog seine ganze Armee etwa eine halbe Meile zurück, um sie in Ordnung zu stellen; darauf zogen auch die Feinde mit ihrer Beute sich wieder in ihr Lager. Unser Verlurst an Menschen ist nicht groß.

Der König suchte hernach sie anzugreifen; weil ihnen aber gar nicht beyzukommen war, so that er einen starken Marsch zur Seite, und setzte sich zu Görliz, um die Feinde von Schlesien abzuschneiden und in eine andere Stellung zu locken. Es ist nun zu erwarten, ob sie da können angegriffen werden. Eines oder das andere muß nächstens geschehen.

1759. 3. Febr.

Sie urtheilen ohne Zweifel, daß ich dießmal ein langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, und ich fühle auch selbst, daß ich diesen Winter über in einer zu großen Zerstreuung lebe, welche theils von nothwendiger Arbeit, theils von so vielen Verwicklungen mit der gemeinen Welt herkömmt. Ich will mich einmal von diesen beyden Beschwerlichkeiten erholen, mich von der Zerstreuung sammeln, und mit meinem werthesten Freund diesen Tag zubringen, den ich gänzlich diesem Brief wiedmen will, damit ich einmal das Versäumte nachholen könne.

Vor allen Dingen will ich Ihnen von dem Zustand der grossen Angelegenheiten Deutschlands einige Nachrichten geben. Sie sehen aus den öffentlichen Nachrichten, daß die Krieger diesen Winter durch sich wirklich ausruhen, und daß ein Feind dem andern die Ruhe gönnt. Nur auf unsrer Seite war es nöthig, daß die Schweden, welche den Winter gerne an unsern Gränzen zugebracht hätten, so weit als möglich zurückgetrieben würden; dieses ist dann so geschehen, daß sie in Stralsund eingeschlossen sind, nachdem sie in verschiedenen Plätzen ungefähr 3000 Mann zurückgelassen, welche in unsre Gefangenschaft gerathen sind. Nunmehr steht eine kleine Preussische Macht von ungefähr 12,000 Mann in Schwedisch-Pommern in den Winterquartieren; die ganze Schwedische Macht liegt in Stralsund, und erstreckt sich ungefähr auf 7000 Mann.

Die Russen stehen in unserm und dem Polnischen Preussen, und suchen noch immer die Stadt Danzig zu bekommen. Ihre Macht ist so sehr geschwächt, daß von der Armee, welche vor zwey Jahren über 100,000 Mann ausgezogen, nun nicht mehr 30,000 übrig sind. Diesen fehlt es noch dazu an Kriegsgeräthschaft und Vorrath. Wir können uns kaum vorstellen, daß der Hof Geld genug hat, diese Armee wieder auf einen gründlichen Fuß zu setzen, und hoffen also, daß sie im kommenden Sommer nicht sehr fürchterlich seyn werden. Der König fängt mitten im Kriege an, den von den Russen verheerten Ländern wieder aufzuhelfen. Er hat nicht nur beyden Provinzen, in denen viele Distrikte verschont geblieben, alle Auflagen erlassen, sondern noch große Summen zu der ersten Wiederherstellung der Sachen aus seinem Schatz auszahlen las-

sen; dieses verdient um so viel mehr angemerkt zu werden, da es neu und ungewöhnlich ist, daß in einem so großen Krieg, nicht nur keine neue Auflage gemacht, sondern die gewöhnliche zum Theil aufgehoben, ja gar dem Landmann aus dem Schatz geholfen wird. Kommt dieser rechtschaffene Regent gut aus dem Kriege weg, so wird er, allen Königen zum Beyspiel, seinen Unterthanen den durch den Krieg erlittenen Schaden ersetzen, wozu schon an einigen Orten (noch ausser Pommern und der Neumark) der Anfang gemacht worden.

Unsere Hauptfeinde, die Oesterreicher, halten sich sehr stille. Man sagt uns, daß es mit Ergänzung und Versorgung ihrer Armee langsam und schwer hergehe. Unsre Armee wird mit Ende dieses Monats wieder im völligen Stande seyn, wie sie vor zwey Jahren gewesen, und über 200,000 Mann stark, auch mit Allem hinlänglich versehen. Mithin hoffen wir, daß wir für dieses Jahr wenig zu fürchten haben. Die an dem Rand der Entwicklung schwebenden Veränderungen, sowohl unter den kriegenden Mächten, als in andern Reichen, insonderheit in Italien, lassen uns hoffen, daß die Sachen bald dahin kommen werden, daß unsre Feinde den Frieden suchen müßen. Alsdann erwarten wir goldene Zeiten.

Der König reizt die Ehrbegierde seiner Generale auf eine neue Art, da er befohlen, daß dem Feldmarschall Schwerin und dem General Winterfeld auf öffentlichen Plätzen in Berlin Statüen sollen gesetzt werden. Der älteste Sohn des verstorbenen Prinzen von Preussen ist nunmehr zum wirklichen Thronfolger erklärt. Er bildet sich von Tag zu Tage, und ist in einer Schule *), die kaum unter der Aufsicht des So-

*) Unter Beguelin.

krates beßer würde gewesen seyn. Wenn er noch ein Jahr so zunimmt, wie das verwichene Jahr geschehen ist, so werden wir der Nachfolge halber ruhig seyn, und ich werde für meine Person Hoffnung haben, an ihm wieder zu finden, was ich an seinem Vater zum Theil gehabt, zum Theil erwartet habe.

Ihr Päckgen von der Michaelis-Messe hab' ich erst nach dem neuen Jahr erhalten. Ich danke ergebenst für die Iselischen Schriften. Er ist ein rechtschaffener Mann, von dem viel Gutes zu erwarten. Das Projekt zu einem eydgenössischen Gymnasium habe ich nicht gesehen; der Gedanke aber hat mich gerührt, und scheint aller Aufmerksamkeit werth zu seyn. Ich wollte gleich Iselin und Zimmermann aus Brugg dabey wünschen. Die Johanna Gray *) habe ich zwar mit Vergnügen gelesen, aber etwas mehr Handlung und Verschiedenheit der Charaktere darin gewünscht. In die Vorstellung muß nothwendig bisweilen etwas Mattes kommen. Nun verlangt mich um so viel mehr nach Ihrer Arbeit hierüber. H. Wieland hat hier einen heftigen Gegner. Es kommen wöchentliche Briefe über die neueste Litteratur heraus, welche vermuthlich die Gesellschaft der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu Verfassern haben. In den zwey letzten sind seine Prosaischen Schriften durchgegangen, wobey er sehr hart mitgenommen worden. Man rückt ihm mancherley, sogar bis auf seine moralischen und religiosen Grundsätze vor, sieht aber sehr wohl, daß seine Zuschrift **) an H. Sack diese Galle erregt hat, und vielleicht der heimliche Zorn über seine Dunciade; denn die Herren

*) Von Wieland.

**) Der Empfindungen eines Christen.

wissen recht gut, daß Er der Verfasser derselben ist. Sie scheinen ihm dem Tod geschworen zu haben.

Gleim ist sehr empfindlich, daß seine Fabeln nicht mehr gerühmt werden; man bringt diesen Poeten in großen Zorn, wenn man nicht alle seine Sachen mit etwas Verschwendung lobt. Er steht mit einem der Verfasser der erwähnten Briefe (denn ich halte Lessing für den Verfasser einiger) in sehr genauer Verbindung. Ich fürchte, daß ein neuer Streit unter den witzigen Köpfen entstehe, der bis zur Unanständigkeit gehen wird. Rathen Sie H. Wieland *) die Heftigkeit seiner hiesigen Gegner mit etwas kaltsinniger Gründlichkeit zu widerlegen. Ramler hat endlich auch wieder eine Ode zu Stande gebracht, die ich hier beylege. Sie wäre Horazens würdig **).

Ihr wiederholtes Erinnern über das Schicksal der Hexameter, welche Sie mir auf Ostern geschickt haben, macht mich bestürzt. Aber wenn Sie wüßten, in was für Zerstreuung und Verwirrung ich das vorige Jahr zugebracht habe, so würden Sie sich nicht wundern, daß ich etwas verlegt, oder vielleicht ohne Empfindung gelesen habe. Der Tod des Prinzen, von allen Seiten Feinde die mit Feuer und Flammen auf uns anrückten, die nahe bey uns, und nach täglichen Gerüchten schon oft vor den Thoren waren, dabey doppelte Amtsgeschäfte (wegen Krankheit dreyer Kollegen) — ist dieses nicht hinlänglich, mich, der von jeher eines ruhigen Lebens gewohnt gewesen, zu zerstreuen und dumm zu machen? Ich besinne mich, oder es scheint daß ich mich besinne, daß ich, den Tag da ich aus Ora-

*) Damals noch in Zürich.

**) Man vergleiche dieses gegründete Lob mit dem frühern ungegründeten Tadel!

nienburg zurückgekommen bin, wo ich den Prinzen fast sterbend verlassen habe, zu Ende des Mays ein Packet von Ihnen bekommen habe. Ich erinnere mich dieses so, wie ich mich der Sachen erinnere die ich vor dreyssig Jahren gesehen habe. Meine Seele ist sehr weniger Vorstellungen auf Einmal fähig, und ich habe aus dem ganzen vorigen Jahre keine klare Begriffe in dieses Jahr hinübergebracht, als die, welche mir Sorge und Verwirrung gemacht haben. Haben Sie also die Freundschaft für mich, und zeigen mir nur an, was Sie damals an mich geschickt haben, so kann ich vielleicht nachholen was ich versäumt habe. Ueberhaupt aber muß ich Ihnen einmal für allemal sagen: Daß Sie sich von mir keinen andern Begriff mehr machen müßen, als den von einem Menschen, der seine Einbildungskraft und das Gedächtniß fast ganz verloren hat, und der nach und nach, ohne selbst recht zu wissen wie es gekommen, in ein sehr sinnliches Leben verwickelt worden, welches er gerne mit Ruhe vertauschen wollte, weil es seine Gemüthskräfte schwächt. Ich bin hier in der Bekanntschaft zu vieler Menschen von den Höchsten bis zu Meinesgleichen gekommen, welches mich in die Nothwendigkeit vieler Zerstreuungen setzet, aus denen ich mich nicht loswickeln kann. Für einen stärkern Kopf, wie der meinige ist, wäre dieses eben nicht niederschlagend; aber mich macht die Zerstreuung, zum Nachdenken auch in den wenigen Stunden ungeschickt, welche ich für mich haben kann. Urtheilen Sie hieraus, ob es Ihnen mit Recht empfindlich seyn kann, wenn ich etwas gegen Sie versäume *)?

*) Diese, obschon ganz individuelle, und zu unserm eigentlichen Gegenstand nicht gehörige Stelle, ist übrigens zu merkwürdig, und schildert die wahren Klippen, an wel-

In dem vorigen Jahre habe ich etliche Pindarische Oden in einer prosaischen Uebersetzung von einem jungen Steinbrüchel bekommen, welche ich an Leßing gegeben habe. Dieser wird sie einer Sammlung anderer Uebersetzungen aus den Alten einverleiben, welche nächstens hier herauskommen wird *). Leßing reist diese Woche nach Zwickau, um den H. von Kleist zu besuchen. Dieser hat unlängst ein kleines erzählendes Gedicht herausgegeben, welches wie ein Entwurf einer Epopöe anzusehen ist; ohne Zweifel schickt er es Ihnen selbst. Nach langem Verweilen habe ich endlich H. Geßner das Portrait des sel. Hagedorns bekommen; es ist ziemlich gut **).

Empfehlen Sie mich dem rechtschaffenen Philokles. Ich hoffe, daß er auch dieß Jahr wird Gelegenheit haben, den großen Friederich zu bewundern, der jetzt im stillen Ernst Entwürfe macht, seinen Feinden den Frieden aufzuzwingen. Erzählen Sie ihm auch Folgendes von diesem Helden. Als er unlängst aus Dresden über Cotbus nach Breslau gereist, ließ er den Bürgermeister von Cotbus zu sich kommen und fragte ihn, wie groß der Schaden sey, den die Feinde dieser

---

chen Denker und Gelehrte scheitern, (sobald sie sich einmal in den Wirbel der sogenannten großen Welt etwas tiefer verwickeln lassen, als es zu der — freylich auch von dieser Seite höchstnöthigen — Kultur ihres Geistes erforderlich ist) zu natürlich, um ihr hier nicht einen Platz zu vergönnen.

*) Dieß geschah nicht. Dagegen erschienen diese wahren Meisterstücke nachwerts, theils in den Litteratur-Briefen theils als Anhänge zu den anfangs einzeln abgedruckten Uebersetzungen aus den Griechischen Tragikern, von eben diesem Verfasser.

**) Nach demselben ist dasjenige an der Spitze des Taschenbuchs der Iris 1806. gestochen.

Stadt zugefügt? Die Antwort war: Etliche 20,000 Thlr. Der König versetzte: „Ich bin schuldig, es Euch wieder zu geben; Ihr habt meinetwegen den Schaden gehabt. Aber, wenn ich es Euch jetzo gäbe, so könnten die Feinde es wieder holen. Also vergnüget Euch mit meinem Versprechen, und empfängt bis zur Erstattung die Interessen dafür". Diese sind auch wirklich angewiesen und werden bezahlt.

Ich habe dem Graveur Mörikofer in Bern ein sehr ähnliches Portrait des Königs zur Verfertigung einer Medaille geschickt. Wenn Ihnen ein dem Bild würdiger Revers einfällt, so lassen Sie es an ihn gelangen; ich bin jetzo zu stumpf, solche Sachen auszudenken.

1759. 27. März.

Jetzt ist Friederich beschäftigt, seine Heere wieder ins Feld zu führen. Er selbst hat sich bey Ronsdorf, zwischen Liegnitz, Schweidnitz und Landshut niedergelassen, und einen Theil seines Heers um sich versammelt. Allen Nachrichten zufolge ist dieses Heer jetzo zu schnellen Zügen mehr als jemals geschickt und in allen Bewegungen unvergleichlich geübt, so daß wir große Hoffnung haben, dieses Jahr unsere Feinde nahe an den Frieden zu bringen.

Vor einiger Zeit hat ein kleines Corps einen Zug nach Polen gethan, um die Russischen Magazine längs der Warta zu verderben, welches auch wirklich geschehen ist. Einige leichte Reuter streiften damals bis nach Crakau, und fiengen dort einen aus Wien nach Petersburg gehenden Curier auf, dessen Papiere dem König unendlich wichtig gewesen. Er hat der Feinde wichtigste Geheimnisse erfahren, und sich ausnehmend vergnügt darüber gezeigt.

Die Russen werden sich dieß Jahr nicht so fürchterlich machen, als das vorige. Ihr Heer gleicht einem ehedem großen und prächtigen Pallast, den ein gewaltiges Erdbeben in den untersten Fundamenten erschüttert und halb umgestürzt hat; es sind Ruinen eines Heeres. Die Schweden aber gleichen den Ruinen eines kleinen Bürgerhauses *).

Es wird gesagt, daß unter den entdeckten Geheimnissen der Feinde auch dieses gewesen, daß Mecklenburg sollte 8000 Mann zu den Schweden stossen lassen; aber dieses zernichten wir jetzo dadurch, daß wir aus diesem Land die zum Krieg sich schickende Mannschaft wegnehmen, und uns dienen lassen. Man hat seit langem angemerkt, daß Mecklenburg uns die beßten Soldaten liefert.

Nachdem der Prinz Heinrich geholfen hat, Hessen von den Reichstruppen zu reinigen, ist er wieder nach Dresden zurückgekehrt, so daß gegenwärtig noch alles stille ist. Sobald der Feldzug wirklich angegangen seyn wird, werde ich Ihnen öftere Nachrichten geben.

Wie sind Sie so frühe zu Gleims Lied gekommen, da es erst seit acht Tagen in Hier abgedruckt worden? Wenn Sie es etwa durch H. von Kleist erhalten haben, so ist das Ihrige von dem Gedruckten etwas verschieden; denn es haben mehrere harte Ausdrücke müßen geändert werden. Freylich muß Ihnen Ramlers Ode gegen dieses Stück pedantisch scheinen; und ich halte doch diese Ode beynahe für des Verfassers non plus ultra. Es ist schon lange her, daß ich alles dessen ungeachtet, was hier und da von diesem Dichter gerühmt worden, ihn für kein Genie einer merklichen Größe gehalten habe **).

*) ! **) Welcher unaufhörliche Widerspruch! S. oben S. 190.

Wir haben hier ein kleines Trauerspiel: Philotas von Einem Aufzug, das Vos sehr sauber mit lateinischen Lettern abgedruckt hat. Es ist von Leßing. Ehe ich dieses wußte, hielt ich es für eine Arbeit, wozu Gleim und Kleist jeder das Seinige beygetragen. Es sind Funken eines großen Geistes darin, der aber auch wieder sehr hinabsinkt und in dem Tragischen beynahe possirlich wird.

Sie haben sehr wohl gethan, Wielanden zu einem kaltsinnigen Empfang seiner Gegner zu stählen. Ich wünsche zwar, daß er einmal für allemal antworten, und einen der streitigen Punkten in ein völliges Licht setzte; aber daß es mit kaltem Blute geschehe. Der vernünftigere Theil hält es insgemein mit dem, der sich am Gelassensten zeigt *). Freylich haben die Berliner einen starken Anhang. Aber deßwegen darf man sich vor ihnen nicht fürchten, wo man Recht hat. Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie Jünglinge gezogen, die auch nach Ihnen das Recht der Vernunft und des Geschmacks werden behaupten können. Wenn die hiesige Schule sollte die Oberhand bekommen, so würde der große Geschmack unfehlbar darunter sehr leiden.

Könnten Sie nicht einem von diesen jungen Leuten auftragen, die Historie der deutschen Poesie von den letzten 40 Jahren her zu schreiben **)? Nach einem Plan, den ich mir vorstelle, würde dieses Werk eine große Entscheidung verschiedener strei-

*) Ja wohl! Auch hat sich Vater Wieland — als Jüngling, Mann und Greis, gegen diese güldene Regel niemals verschuldet.

**) Ist kein Geschäft für junge Leute. Unter so Vielen hat es neuerlich ein Mann in den Nachträgen — eben zu Sulzers Theorie (B. VIII. St. I.) mit einer Unbefangenheit gethan, die bisher nicht ihres gleichen hatte.

tiger Punkten, und die beste Abfertigung der meisten Gegner seyn.

Mein Wörterbuch nimmt von Tag zu Tag zu, ohne seinem Ende näher zu kommen. Mit der Arbeit häufet sich die Menge der Materien. Ich habe mit einem Polypus zu thun, wo jedes Glied wieder zu einem ganzen Thier wird, das wieder neue sich vermehrende Glieder hat. Aber ich verliere deswegen den Muth nicht; ich will mich herausschwingen, so groß auch die Arbeit seyn mag. Jetzo bin ich seit ziemlicher Zeit an der Mahlerey; dabey erinnere ich mich, daß ehedem ein Mitglied Ihrer dortigen Physikalischen Gesellschaft eine kleine Historie der Glasmahlerey der Versammlung vorgelesen. (Er hieß Muralt *), wenn ich mich nicht irre). Könnte ich nicht durch Ihre Hülfe diese Schrift oder einen Auszug davon bekommen? Ferner, könnte nicht dieser oder ein anderer Liebhaber in Zürich mir einige Nachrichten geben, wie alt ungefähr die ältesten Gemählde auf Glas sind, die man in den alten Kirchen antrifft? was für ein Geschmack der Zeichnung darin herrscht? Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir einen Mann anzeigen könnten, dem ich hierüber schreiben könnte. Ich habe schon so viel gesehen, daß im IX. und X. Jahrhundert diese Künste besser gewesen, als in dem XIII. und XIV. in welche alle Geschichtschreiber, die Erneuerung der zeichnenden Künste setzen. Sollten nicht noch gemahlte Fenster aus dem X. XI. oder XII. Jahrhundert vorhanden seyn **)?

An dem Poetischen Theil meines Werks habe ich am wenig-

*) ?

**) Aus dem XII. Jahrhundert z. B. diejenigen in der Abtey St. Jean de Renneville bey Evreux in der Normandie. Das Hauptwerk zu Beantwortung dieser Fragen ist bisher Vieil.

sten gearbeitet. Ich behalte mir dieses zum Letzten pour la bonne bouche vor; aber von Ihren jüngern Freunden würden mir Beyträge sehr angenehm seyn.

H. Künzli schreibt mir, daß Wieland Zürich bald verlassen werde, ohne zu sagen, wohin seine Gedanken gerichtet sind. Ich dächte doch, daß er hieher kommen sollte. Wenigstens sind hier mehr Gelegenheiten unterzukommen, als an andern Orten, da er hier ohnedem Freunde hat, die sich seiner eifrig annehmen würden. Seine hiesigen Gegner sind nicht im Stande ihm zu schaden; denn in der bürgerlichen Gesellschaft sind sie nichts.

Noch habe ich nicht erfahren, ob wir hier zu Land das Korn für die Magazine in Oefen trocknen, glaube auch nicht daß es geschiehet. Dieses können Sie als eine vorläufige Antwort der Physikalischen Gesellschaft berichten. Sobald ich etwas Näheres erfahre, werde ich Nachricht davon geben. *)

Ihre neue Hexameter auf Fermor **) und Gleim sind ganz nach meinem Sinn. Wenn nicht die Nicolaische Schule die hiesige Zeitungen in ihrer Gewalt hätte, so hätte ich den prallenden Fermor in den Zeitungen aufgeführt; aber ich möchte ihnen deswegen keine gute Worte geben, und habe mich begnügt, sie meinen Freunden mitzutheilen. Sie werden durch

*) Solches geschah wirklich nicht. Vielmehr wissen wir von ziemlich zuverlässiger Hand, daß damals in den Preussischen Landen die Früchte, für die Armeen zumal, in Mähl magazinirt wurden. Warum aber das Fruchtdörren überhaupt, womit man in der zweyten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, besonders in Frankreich und der Schweiz so viel Staat trieb, mit Eins sich wieder verloren hatte, gehört zu den — tausend Problemen, die Keiner zu lösen weiß.

**) Dem Russischen General.

Ihr Lob Gleim wieder ganz gewinnen; aber doch nur so lange bis Sie wieder etwas an ihm tadeln; denn dieses kann er durchaus nicht leiden. Er will schlechterdings immer schärfer sehen als andere.

Bald möchte ich auch so gebieterisch seyn, Ihnen zu sagen: Sie müßen mir schlechterdings Ihre Johanna Gray und Ihren Bürgermeister Stüßi *) schicken. Wenn ich sie erhalte, wie wird meine Frau mich deßhalb loben! Denn ihr eigenthümlicher Dichter ist Bodmer.

*) Ein ungedrucktes, wirklich treffliches politisches Pamphlet oder — sogenanntes politisches Trauerspiel des sel. Bodmers.

IV.

Die schönste Feyer.

Wenn die bange
Schaam die Wange
Ueberzieht,
Und, im schönen
Thau der Thränen,
Reue glüht;

Durch der Himmel
Glanzgewimmel
Zittert dann
Höchster Wonne
Psalm zur Sonne:
Gott hinan.

So beseelen
Philomelen
Hayn und Flur;
Bäum und Halmen
Werden Psalmen
Der Natur —

Wenn der frühen
Sonne Glühen
Berge kränzt,
Und im Thaue
Gottes Aue
Schöner glänzt.

V.

Rückblick auf die Geschichte der Schweizerischen Eydsgenossenschaft, am Ende des ersten halben Jahrtausends ihrer Existenz. Von H. Fäsi von Zürich, Pfarrherrn zu Affholtern am Albis.

Mit dem gegenwärtigen Jahr endet sich das erste halbe Jahrtausend der Existenz der Schweizerischen Eydsgenossenschaft. Welcher patriotisch gesinnte Schweizer wird bey diesem Gedanke unempfindlich bleiben können? Welcher denkende Mensch findet nicht Stoff zu mannigfaltigen Betrachtungen, wenn sich seinem Geiste irgend etwas von solch ehrwürdigem Alter darstellt? Wie vieles läßt sich bey solcher Gelegenheit für den Politiker, Philosoph, Geschichtsforscher u. s. f. sagen? Allein, so sehr sich die Gedanken drängen, so ist es doch theils unerlaubt, theils unnöthig Alles zu sagen, was hierüber mit strengster Wahrheit gesagt werden könnte. Mein Vorsatz ist daher nur, in historischem Sinn einen Rückblick auf die politische Geschichte der Schweizerischen Eydsgenossenschaft zu werfen, und in gedrängter Kürze zu erzählen, was sich da vornehmlich erblicken läßt. Ein Mehreres würde der Raum dieser Blätter nicht gestatten.

Darum ist auch diese Darstellung nur für denjenigen ganz verständlich, der bereits mehr und minder Kenner unserer vaterländischen Geschichte ist.

Mein Rückblick heftet sich nun demnach zuerst auf jenen Zeitpunkt, wo unsre Väter, durch Verbindung einiger kleinen Völkerschaften, den Anfang der Verbindung des ganzen heutigen Helvetiens machten.

Wir sehen i. J. 1307. aus den drey Ländern Uri, Schweiz und Unterwalden drey Männer sich mit einander verbinden, um ihr Vaterland vor dem Erfolg der gewaltigen Maaßregeln zu sichern, welche die Beamteten des Herzogen Albrechts von Oesterreich, unter dem Namen kaiserlicher Reichsvögte, in der Absicht genommen hatten, diese Ländchen zur Einwilligung zu zwingen, Herzoglich-Oesterreichische Schutzgenossen zu werden, und nicht mehr kaiserliche Reichsländer zu seyn. Diese drey Männer bringen es dahin, daß sie mit Hülfe ihrer Verbündeten am Neujahrstag 1308. die Burgen ihrer Tyrannen einnehmen, und diese selbst in ihre Gewalt bekommen und aus dem Lande führen konnten. Großmüthig fodern sie keine andere Art von Entschädigung, als den Schwur, nie wieder in diese Lande zurückzukehren; denn sie waren nicht darüber eifersüchtig, daß bisher diese, und nicht sie, die oberste Gewalt im Lande besessen hatten. Ihre Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe leitete sie, daß sie Jeden, sey es Albrecht, oder wer es sonst je seyn mochte, der in ihrem Land ein bisher für rechtmäßig anerkanntes Gut oder Recht besessen hatte, ungestört bey dem fernern Genuß desselben bleiben ließen. Nun errichteten diese Länder mit einander eine Eydgenossenschaft auf zehn Jahre, schlugen es aber aus, sich auch mit den Mördern ihres Feindes

Albrecht, oder denen zu verbinden, die der Theilnahme an dieser Unthat beschuldigt waren. Des Reichs treue Angehörige wollten sie ferner bleiben, und Reichsvögte annehmen, wie bisher. Unter einander verbanden sie sich etwelcher Maaßen zu einem Staate, in dem sie verabredeten, die äussern Landesangelegenheiten nur gemeinschaftlich zu behandeln. Das Haus Habsburg, welches diese Widersetzlichkeit gegen seine Plane, in Helvetien eine Oesterreichische Provinz zu errichten, mit Waffengewalt bestrafen wollte, wurde von diesen Helden zweymal geschlagen an Einem Tag, und gezwungen, für geraume Zeit von ähnlichen Versuchen abzustehen. Gegen andere kleine Länder hingegen und einzelne Städte in hiesigen Gegenden wagte dieses an Eroberungen nimmersatte Haus immer noch solche Eroberungsversuche; freylich mehr durch seine Vasallen und Untervasallen, als durch unmittelbare Macht. Zürich und Luzern waren vorzüglich solchen Angriffen ausgesetzt. Bern hatte ebenfalls mit einem Theil seines benachbarten Adels einen blutigen Kampf auf Tod und Leben zu bestehen, und bestand ihn siegreich bey Laupen. Jetzt verbanden sich auch diese angefochtenen Orte mit jenen tapfern Alpensöhnen gegen den gemeinschaftlichen Feind, machten es demselben unmöglich, sie von noch zwey andern benachbarten Ländern aus zu befehden, und nahmen diese (Glarus und Zug) zu Miteydsgenossen an, unterwarfen sich aber solche nicht zu Unterthanen, sondern gaben ihnen gleiche Rechte, wie sie selbst unter einander besaßen. Selbst ihrem Feinde gestatteten sie, in diesen Ländern noch weiter zu genießen, was sie als rechtmäßig von ihm erworbenes Gut ansahen, wenn es auch noch so drückend war. Aber weil sie dachten, die gesunde Vernunft (andre

Politik kannten sie noch nicht) erfordere es, denjenigen Theil ihrer Eydsgenossenschaft, der wegen seiner abgesonderten Lage und vieler andern Verhältnisse mancherley Gefahren ausgesetzt war, und dem man nicht immer leicht hätte Hülfe verschaffen mögen, nicht ganz unbedingte Freyheit zu gestatten, in solchen Dingen nach Willkühr zu handeln, die einer ganzen Eydsgenossenschaft Gefahr bringen konnten, so erkannten sie: Daß das von ihnen fast ganz abgesönderte Glarus sich in solchen Fällen dem Rath und dem Willen der Andern unterwerfen müsse. Zwar hatte diese Verbindung der Eydsgenossen, wie gesagt, damals noch keinen andern Plan, als sich gemeinschaftlich gegen einen jeden zu vertheidigen, der ihren Freyheiten, als unmittelbaren Reichsgliedern, zu nahe treten, und es noch einmal beginnen wollte, sie zu Oesterreichschen Unterthanen zu machen. An eine gemeinschaftliche bestimmte Bundesverfassung dachten sie anfänglich gar nicht. Erst da sie einige Male ihre vereinigten Kräfte glücklich versucht, und mächtige Angriffe gegen ihre Eydsgenossenschaft siegreich vernichtet hatten, fiengen sie an, das Fundament zu einem gemeinschaftlichen Staatsgebäude zu legen. So kamen sie z. B. (Bern und Glarus ausgenommen) mit einander überein: Daß jeder Einwohner ihrer Länder, ohne Rücksicht seines Standes, oder anderer Verbindungen, dem gemeinen Wesen Treue und Gehorsam schwören — daß man keinen, der einen ihrer Mitbürger, Ehesachen (als an geistliches Gericht gehörig) ausgenommen, für ein fremdes Gericht ziehen würde, husen ald hoven, und ihm weder Speise noch Trank geben soll — daß keiner seine Rechtsstreitigkeit einem andern übergeben dürfe — daß sie gemeinschaftlich von der

stäubenden Brücke *) (Teufels-Brücke an der St. Gotthards-Straße) bis auf Zürich für die öffentliche Sicherheit der Straßen sorgen wollen. Dieses geschah im Jahr 1370. Diese Verkommnuß nannten sie deswegen den Pfaffenbrief, weil die Anmaaßungen der Geistlichen, den Layen auch in weltlichen Dingen für ausländische Gerichte zu ziehen, die Veranlaßung dazu gegeben hatten.

Nicht wenig gab diese engere Verbindung zu Einem Zwecke dem jungen Staate Kraft. Dieß fühlten auch wohl diejenigen, deren Planen es zuwider war. Sie fiengen deswegen an, durch neue Zölle zu Rotenburg, und durch feindselige Angriffe gegen Bern und Solothurn, die nur noch mittelbarer Weise mit allen Eydsgenossen in Verbindung standen, sie zu schädigen. Als aber der Zweck dadurch nicht erreicht werden mochte, so fiel Leopold von Oesterreich mit großer Macht des Deutschen und Helvetischen Adels über sie her. Allein unsere Väter waren alle Eines Sinnes, er sey der Feind Aller. Sie erschlugen ihn mit einem großen Theil seines Heeres bey Sempach; und drey Jahre hernach thaten die Glarner einem andern Oesterreichischen Heer dasselbe bey Näfels. Oesterreich mußte auf sieben und hernach auf fünfzig Jahre einen Waffenstillstand eingehen, und ihnen das eroberte Land überlassen, das nun nicht mehr zum Bundsgenoß aufgenommen wurde.

Jetzt trugen die Eydsgenossen wieder einen Stein zu einem gemeinsamen Staatsgebäude zusammen. Sie hatten neuerdings wahrgenommen, daß zu glücklicher Behandlung allgemeiner An-

*) Kühne Metapher, für den stäubenden Reussfall unter derselben.

gelegenheiten eine Uebereinstimmung Aller zu Einem Zweck unumgänglich nothwendig sey, und also Angelegenheiten, die dem ganzen Bunde Gefahr oder Noth bringen konnten, auch gemeinschaftlich müssen behandelt werden. Deswegen verpflichteten sie sich durch den sogenannten Sempacher-Brief zu einer allgemein verbindlichen Kriegsordnung, die neben anderm den merkwürdigen Artikel enthält: Daß keine Stadt oder Ort der Eydsgenossenschaft soll Krieg anfangen, es sey dann zuvor nach geschwornen Eyden, nach laut der Bundesbriefe darum erkennt. Dieses hatte nicht nur den Sinn, daß kein Krieg einseitig solle angefangen, sondern daß auch keine Verbindung sollte gemacht werden, die den übrigen unangenehm seyn möchte. Daher beklagten sich die Eydsgenossen über die von Schwytz, als diese i. J. 1403. die Appenzeller, ohne der übrigen Willen, zu Bundsgenossen aufgenommen: Wovon (heißt es) viel Kummer entstanden und viel Arbeit sich erheben mag; daher die Eydsgenossen einhellig zu Rath worden, Schwytz hierin weder zu rathen noch zu helfen, ausser was die Bünde weisen: Daß das jeder halte bey Leib und Gut.

Gleich mit Anfange des XV. Jahrhunderts sehen wir in einem andern Theile Helveticns ein kleines Volk sich seine Unabhängigkeit erfechten, und dieselbe behaupten, Aber wir bemerken dabey nicht mehr den hochherzigen und uneigennützigen Freyheitssinn der Männer von Uri, Schwytz und Unterwalden. Die Appenzeller machten sich mit angestrengter Kraft von dem Joche des Abts von St. Gallen ledig, und erhoben sich in gerechter Empörung gegen das (noch dazu mit

unmenschlicher Strenge eingezogene) Strafgeld für das Sterben, Todtenfall genannt, und die, wo möglich, noch schändlichere Gefangenschaft, in der man sie halten wollte, als ihnen verboten ward, nach Gutbefinden ausser Landes zu gehn. Aber sie begnügten sich nicht, die Freyheit in ihrem Lande wieder herzustellen; sondern zogen mit Feuer und Schwerdt weit über die Grenzen desselben hinaus, und richteten schreckliche Verwüstungen an, bis ihre Wuth durch eine unglückliche Niederlage vor Bregenz auf einmal niedergeworfen war. Dennoch behielten sie beträchtliche Eroberungen von Länderbezirken, die sie aber nicht zu Bundsgenossen annahmen. Einen Theil derselben (die Obere March) schenkten sie ihren Gehülfen bey diesem Feldzuge, den freyen Männern von Schwytz, das sie zu Unterthanen machte. Das Rheinthal behielten sie unter ihrer Herrschaft, bis es ihnen späterhin ungroßmüthig genug wieder abgenommen wurde.

Bisher hatten die Eydsgenossen ihr Schwerdt nur gezückt, um ihren Bund und ihre Freyheit gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Aber nun schlugen sie damit auch auf den, so zu sagen, Wehrlosen los, mit dem sie drey Jahre früher einen Waffenstillstand auf 50. Jahre geschlossen hatten, und erfochten sich großes Lob; aber auch Unterthanen, die hernach Anlaß wurden, daß die Bundesbrüder das Mordgewehr gegen sich selbst zückten. Doch — man muß gerecht seyn! Diesen Krieg gegen den Herzog Friedrich von Oesterreich führten sie nicht freywillig, sondern erst nach langem und starkem Widerspruch, von Kaiser und Conzilium mit leiblichen und geistlichen Strafen bedrohet, wenn sie nicht gehorchen wollten. Zwey Cantone weigerten sich indessen immer noch, bis der eine (Bern) sah, daß in die-

sem Krieg — große Beute zu machen sey; jetzt eilte er, das Versäumte nachzuholen, kam den übrigen noch zuvor, und errang das Bedeutendste für sich. Ein anderer (Uri) ließ endlich, aus Treue an den Mit-Eydgenossen, seine Völker zu den übrigen stoßen, war aber erst 30. Jahre nachher, bey ganz veränderten Umständen, zu bewegen, an den Früchten des gebrochenen Waffenstillstandes Theil zu nehmen. Auch Zürich wollte die schönen Oesterreichischen Länder, welche ihm von dem Kaiser verpfändet worden, nicht für sich allein behalten, sondern theilte die Grafschaft Baden und die Freyen-Aemter redlich mit seinen Bundsgenossen.

Aber wahrlich diese, auf solche Weise gemachte Erweiterung der Eydsgenossenschaft war nicht von großem Segen begleitet; denn nun bemächtigte sich der Geist der unrepublikanischen Herrschsucht aller Cantone ohne Ausnahme, erweckte Zweytracht und tödtlichen Haß, und entflammte endlich eine offene Fehde, welche sieben Jahre lang mit Verwüstung, Plündern, Morden, Treulosigkeit — kurz, mit der ganzen Abscheulichkeit eines bürgerlichen Kriegs geführt ward. Als nämlich der mächtige Graf Friederich von Toggenburg ohne Leibeserben gestorben war, so gedachten Zürich und Schwytz ihre Herrschaft durch die gleichen Theile seiner hinterlassenen Länder zu vermehren; und der mächtigste Canton in der Schweiz wollte nicht, daß der nächste nach ihm eben so mächtig werden sollte, als er es selbst war. Freylich ließ er demselben durch einen eigenen Gesandten Hoffnung machen, sich mit ihm gegen seinen Widersächer zu vereinigen, und dadurch auch die Uebrigen, welche unschlüssig waren, ob sie das schon umgürtete Schwerdt für Zürich oder Schwytz ziehen wollten, für das erstere zu stimmen.

Allein, während sein Gesandter sich hierüber mit dem Rath zu Zürich unterredte, kam die Nachricht, daß sich seine Truppen bereits mit den Truppen der Gegenparthey vereinigt hätten; späterhin soll er gar einigen Kantonen Geld zum Kriege vorgestreckt, und sich dafür ihre Länder haben verpfänden lassen. Der Gesandte von Erlach selbst fand dieses so treulos, daß er während des ganzen Kriegs nie mehr die Rathstube seiner Vaterstadt betreten wollte. Jetzt brach die Fehde in volle Flamme aus; und erst, nachdem die meisten Urheber derselben von ihr verzehrt waren, wurde der Friede wieder hergestellt; aber, leider! auch der Grundsatz angenommen und in Ausübung gebracht: Daß ein Kanton der ewigen Eydsgenossenschaft über den andern Eroberungen machen dürfe. Hätte die Geschichte uns nicht aufbehalten, daß der starke und tapfere Arm von 1600 Eydsgenossen von 40,000 Franzosen, die sich ebenfalls in diesen Hausstreit mischen wollten, den fünften Theil erschlagen, von ihnen selbst aber (bey St. Jakob an der Birs) bis an 16 Mann, alle übrigen todt oder verwundet auf dem Kampfplatz geblieben wären — so würde sie nur wenig rühmliche Thaten von diesem sogeheissenen alten Zürich-Krieg hinterlassen haben. Was etwan noch dahin gehört, waren Handlungen von Privatpersonen beyder Partheyen, die keinem Kenner der vaterländischen Geschichte unbekannt sind.

Ehe von dieser Zeit an noch nicht vierzig Jahre verflossen, sehen wir dann die Eydsgenossenschaft sich zu einer weitläufigen Verbindung ausdehnen. Allein, da sie mehr Wirkung des augenblicklichen Bedürfnisses, als Folge eines absichtlichen Entwurfes war, so löste sie sich auch wieder allmählig auf, so wie ihre Ursache aufhörte. Nur diejenigen dieser Länder blieben im Bünd-

nisse, und traten, eines nach dem andern, mit den VIII. alten Orten in ein eben so enge geknüpftes, als diese seit hundert Jahren unter sich gehabt hatten, welche durch ihre natürliche Lage und gemeinschaftliches Interesse mit ihnen verbunden seyn mußten. Sonst hatten sich noch, ausser den Grenzen des jetzigen Helvetiens, der Bischof von Straßburg mit seiner Stadt, die Städte Schlettstadt, Colmar und der Herzog von Lothringen mit ihnen verbunden; selbst die Herzoge von Oesterreich waren mit ihnen in eine Ewige Erbvereinigung getreten.

Ihre wiederhergestellte innere Eintracht hatte ihnen Stärke gegeben, und die abgelegten Proben ihrer Tapferkeit die Achtung großer Mächte erworben. Einige von diesen fanden sie stark genug, um sie zu Werkzeugen ihrer Absichten zu gebrauchen, und trugen ihnen ein großes Wagestück auf, welches jene zwar selbst schon mehrmals vergebens, und mit Gefahr ihres Untergangs auszuführen versucht hatten. Dieß war der Krieg mit Karl dem Kühnen, Herzoge von Burgund:

Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.

Zu demselben wurden sie, als Reichsglieder, von dem Kaiser aufgefodert, von dem König in Frankreich, der sie vor St. Jakob als Feldherr kennen und achten gelernt hatte, aufgestiftet, und von Bern gegen ihren Willen hingerissen. Jedermann kennt den für die Eidsgenossen rühmlichen Ausgang der Schlachten bey Ericurt, Granson, Murten, Nanci, oder mag ihn bey Schilling und seinen Nachfolgern lesen; aber auch mit Wehmuth: Wie von dieser Zeit an die alte Einfalt, Redlichkeit, gegenseitige treue Anhänglichkeit, Vergnügsamkeit, kunstlose Politik und einheimische Ruhe von Tag zu Tag immer mehr verschwand, bis die Eydgenossenschaft, von

dem Glanz ihrer siegreichen Waffen umstrahlt und geblendet, an den Rand eines Abgrundes hineilte, der sie ganz zu verschlingen drohte, den nur Wenige zum Voraus wahrnahmen, und den Uebrigen nur mit eigener großer Gefahr und wenigem Nutzen zeigen durften.

Vor diesem Kriege waren die Eydsgenossen so arm, daß sie Karln sagen konnten: Er fände bey ihnen nicht so viel Reichthum als die Sporren seiner Ritter werth wären; oder daß sie bey Granson die silbernen Schilde an den Zelten des feindlichen Adels für Zinn hielten. Aber ihre unermeßliche Beute machte sie in Kurzem mit Gold und Silber so bekannt, daß sie jetzt dafür, je dem Freygebigsten, Leib und Leben verkauften.

Zügellosigkeit der jungen Mannschaft war die nächste Folge dieses Kriegs. Dieselbe rotteten sich vorzüglich in den demokratischen Kantonen, in großen Schaaren zusammen; ihren Zusammenkünften gaben sie hin und wieder den Namen von Landsgemeinden. Unter dem Vorwand, ausstehende Brandschatzungen einzutreiben, und mit dem sich selbst beygelegten Namen der thorechten Gesellschaft, zogen sie gegen die Waadt, und erregten den eydsgenössischen Städten, deren aristokratische Verfassungen sie bedrohet hatten, nicht geringen Kummer. Denn damals schon bemerkten die demokratischen Kantone an diesen, nie ohne neidischen Unwillen, derselben größere und wirksamere Thätigkeit, ihr glücklicheres Streben nach Vergrößerung und Macht, den mehrern Reichthum ihres öffentlichen Guts; so wie hinwieder diese an jenen den Mangel an so manchen nothwendigen Anstalten, die Unbeständigkeit ihrer Gesetze, und die stürmischen Beschlüsse ihrer Landsgemeinden mit nicht minderm Widerwillen betrachteten.

Gegen die erwähnte Gefahr nun suchten sich die Städte durch Errichtung einer Eydsgenossenschaft in der Eydsgenossenschaft zu sichern, und verbanden sich jetzt unter einander ausdrücklich zur Aufrechthaltung ihrer bestehenden Verfassungen; und mit ihnen noch zwey andre Städte, die schon mehrmals, bald mit einzelnen Kantonen, dann (vorzüglich im letzten Kriege) mit Allen treulich Freude und Leid getragen, und ohne förmlichen Vertrag die Pflichten der natürlichen Bundsgenossenschaft zum größten Vortheil der andern erfüllt hatten. Allein was die Städte vorher von den Ländern fürchteten, das besorgten diese nun von dem Bündniß der Städte. Grunds genug für sie, den Antrag, Freyburg und Solothurn in die eydsgenösische Verbindung aufzunehmen, mit großer Heftigkeit zu verwerfen. Dazu kamen noch bittere Klagen über ungleiche Vertheilung der Burgundischen Beute; und schon war der Augenblick vorhanden, wo auf ewig verbrüderte Bundsgenossen aus bloßer Eifersucht, ohne Zweck, sich mit dem Schwerdt anfallen wollten. Doch war die Stimme der Natur, so sehr sie durch diejenige der Leidenschaften überschrieen wurde, ihnen noch nicht gänzlich unvernehmbar geworden, die gesunde Vernunft noch nicht gänzlich kraftlos, das Gefühl der Wahrheit noch nicht völlig abgestumpft. In einem entscheidenden Augenblick erschien der sel. Bruder Niklaus von der Flühe und sprach kunstlos die Worte unwiderlegbarer Wahrheit; sie drangen tief in die Herzen der versammelten Standesbothen. Einmüthig theilten sie nunmehr die Beute der Burgundischen Siege nach Gerechtigkeit; die Städte hoben ihr anstössiges Bündnuß unter sich auf; die Länder versprachen, keine konstitutionswidrigen, und die Ruhe der Eydsgenossenschaft gefährdenden Landsgemeinden zu gestatten, und alle verhiessen

einander, die Verfassung jeden Kantons mit gemeinschaftlicher Kraft aufrecht zu erhalten. Dieses nannten sie: Die Verkommniß von Stanz. Auch Solothurn und Freyburg nahmen sie liebreich in den Kreis der brüderlichen Eydsgenossenschaft auf; nur verpflichteten sie dieselben, nie ohne Vorwissen und Einwilligung der andern Kantone weder Krieg anzufangen, noch Frieden oder Bündnisse zu schliessen. Dieses machten sie allen folgenden neuen Eydsgenossen zum unumgänglichen Bedinge; und die einsichtsvollsten Staatsmänner der Folgezeit suchten von da an, freylich immer vergeblich, diesen Grundsatz vollends zu einem allgemein verbindlichen Staatsgesetz zu erheben.

Aber gleich im Augenblicke nach diesem zu Stanz hergestellten Frieden, entstand schon wieder ein heftiger Streit wegen einem besondern Theil der erwähnten Beute: Den Herrschaften Orbe und Granson. Bern und Freyburg wollen diese für sich allein behalten, weil sie auch die meisten Unkosten und die größte Arbeit mit dem Krieg gehabt hätten. Die andern berufen sich umsonst auf die getroffene Verkommniß; jene waren nicht geneigt, den Kantonsnutzen dem Allgemeinen zu unterwerfen, und zu mächtig, es thun zu müßen. Durch die rastlosen Bemühungen des Bürgermeister Göldi's von Zürch, und nach langem heftigem Gezänke, siegten sie endlich durch einen Spruch in der Minne, gegen Bezahlung einer beträchtlichen Geldsumme.

Von dieser Zeit an zeigt uns die Geschichte, daß jedes Ereigniß, wichtig oder unwichtig, im Stande war, irgend einen Sturm der Leidenschaften, bald im Innern, bald eine Fehde mit dem Auslande zu erregen. Jetzt sehen wir diesen, dann jenen Kanton, sich auf Unkosten eines andern vergrößern, oder

auch Alle gegen Einen in dieser Absicht sich vereinen. Wir sehen sie zu gleicher Zeit im Bündniß und zum Theil im Sold der größten Mächte Europa's; um fremder Angelegenheiten willen, oft auf eitele Versprechungen hin, für falsche Münze, prächtige Titel und glänzende Panner, einige Male freylich für große ächte Geldsummen, selten für wahre Ehre und Heil des Vaterlandes ihren Pflug und ihre Heerden verlassen, und in dem Zeitraum (von den Burgundischen Kriegen an bis zur Glaubenstrennung) über Hunderttausend der Ihrigen durch das feindliche Schwerdt, durch Kriegsbeschwerden und böse Krankheiten hinweggerafft. Von so zahllosen dahin einschlagenden Ereignissen hier nur wenige!

Zweymal brachen in dieser Epoche die gefährlichsten Zerrüttungen im Innern aus. Das Eine Mal, als in der Stadt und Landschaft Zürich, zwischen einem Theil des Raths und der Stadtbürgerschaft auf der einen, und einem Theil des Raths, der Stadt und der Landbürgerschaft auf der andern Seite solche Streitigkeiten entstanden, deren Rechtmässigkeit jede Parthey von ihrer Seite durch Waffengewalt zu erweisen versuchte, welche am End einigen Häuptern des Staats, und namentlich dem berühmten, um das ganze Vaterland hochverdienten, aber übermächtigen Waldmann — nicht nach gesetzlichem Lauf der Gerechtigkeit, sondern im Anfall revolutionärer Wuth das Leben, andern ihre bürgerliche Ehre oder ihr Vermögen raubte; alsdann der Landbürgerschaft, durch Ausspruch der übrigen VII. alten Kantone und einiger andrer Verbündeten, manche verlorne Rechte wieder zuerkannte, und manche schöne neue Freyheiten dazu ertheilte. Ob dieser Richterstuhl nach Grundsätzen des Rechtens dem Kläger in seinen meisten Forderungen so bereit-

willig entsprach, oder ob die Leidenschaft auch diesmal die Freude geniessen wollte, sich an dem großen Einfluße zu rächen, den die Regierung von Zürich nun eine ziemliche Zeit bey der Besorgung der innern und äussern Angelegenheiten auf eine entscheidende Weise sich zu verschaffen gewußt hatte, liegt vor den Augen der Nachwelt so klar am Tage, „wie" (mit einem Kernausdrucke der damaligen Zeit zu reden) „der Bauer an der Sonne".

Die zweyte dieser innern Zerrüttungen erfolgte, als die Stadt St. Gallen es nicht zugeben wollte, daß ein neues, zur Handelschaft weit bequemeres St. Gallen zu Rorschach am Bodensee erbaut, und der alten Stadt dadurch der Broderwerb entzogen werde. Mit ihr verbanden sich ihre Nachbaren von Appenzell, und die Unterthanen des Abts, welche das Unglück von dem Land abwenden wollten, das, nach ihrem Sinne unvermeidlich über dasselbe kommen müßte, wenn Abt Ulrich den Schutzpatron des Landes auch in das neue Kloster zu Rorschach verpflanzen wollte. Kaum schnell genug, glaubten sie, könne dieses Unglück abgewandt werden; und sahen übrigens, in getroster Ueberzeugung der Gerechtigkeit ihrer Sache, bey der ihrem Gegner weit überlegenen Macht ihres Bundes, und endlich bey dem verheissenen Beystand von Schwaben her, keinerley Gefahr bey Ausführung ihres Unterfangens. Somit zogen 1500 Bewafnete nach dem neuerbauten Kloster zu Rorschach, rissen es nieder, und umzingelten das dortige Schloß, während dem die Schirmorte des Abts und zum Theil auch die übrigen Eidsgenossen mit rechtlicher Untersuchung der eigentlichen Streitfrage sich beschäftigten. Hierüber erbittert, und von dem Abt zur Rache entflammt, überzogen nunmehr die ermeldten

Schirmorte seines Gotteshauses die Feinde desselben mit Heeresmacht, und die Truppen andrer Kantonen eilten ihnen nach; zwangen dann die vom Lande Appenzell, nicht ihrem Gegner, dem Abt, sonder ihnen, seinen Rettern, das Rheinthal, und eben so die Stadt St. Gallen, alle ihre Besitzungen ausser dem Stadtbann ihnen abzutreten, und verurtheilten sie noch, so wie die Landschaft des Abts, zu schweren Geldstrafen, und andern drückenden und schimpflichen Bedingungen. Die, welche man für Anstifter in der ganzen Sache hielt, wurden mit Einziehung ihrer Güter oder mit Verbannung gestraft, und ihnen wiederholt unpartheyische Untersuchung ihres Betragens abgeschlagen.

Dann sehen wir die sämmtlichen Eydsgenossen in diesem Zeitraume noch einmal mit dem Hause Oesterreich einen schweren Kampf zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit von demselbem führen, aus welchem jenes einen Reichskrieg zu machen wußte. Beyde Theile gaben sich gegenseitig Anlaß dazu. Den Kaiser Maximilian erbitterte es, daß die Schweizer dem Bund von St. Georgenschild nicht beytreten, daß sie die ewige Erbvereinigung mit seinem Hause nicht nach seinen Vorschlägen erneuern, und zumal nicht aufhören wollten, der Krone Frankreich zahlreiche Truppenkorps in Sold zu geben. Die Kaiserlichen Kammergerichte und Unterbeamtete unterliessen daher nicht, die Eydsgenössischen Stände und Partikularen den Kaiserlichen Unwillen sehr nachdrücklich fühlen zu lassen. Hinwieder darf man auf der andern Seite auch nicht übersehen: Daß diese und jene Eydsgenössischen Stände gegen gemeinsam getroffene Abrede, keinen Fremden, der einen ansprechenden Herrn habe, ihr Land- und Bürgerrecht zu ertheilen, mehreren Edelleuten,

die aus den Diensten des Kaisers und anderer deutschen Fürsten entflohen oder verjagt waren, eben ihr Landrecht ertheilt und jener ihre Ansprachen an ihre ehemaligen Herren zu ihren eignen Kantons- ja sogar zu gemeineydsgenössischen Staatsangelegenheiten gemacht hatten; wie dieses z. B. mit einem Gäking, Gossenbrodt, von Zimmern und Andern der Fall war: Daß sie ferner Appenzell und St. Gallen es hartnäckig wehrten, nach wiederholten dringenden Aufforderungen des Kaisers, ihren ehemaligen Regierungshäuptern, Schwendiner und Varnbühler, zu unpartheyischer Untersuchung ihres Betragens im Rorschacher Klosterbruchs-Handel zu Recht zu stehen; wodurch sie diesen Ländern eine Achtserklärung, und sich selbst die Demüthigung zuzogen, zu Aufhebung des über diese Männer gefällten Urtheils, und zur Entschädigung derselben, sich am Ende doch noch verstehen zu müßen. Durch die Unbesonnenheit der Söhne des Varnbühlers wurde zwar dieses letztere vereitelt; aber, ohne die Erbitterung des nun einmal gereizten Kaisers zu tilgen.

Daß der Ausgang des Schwaben-Kriegs siegreich für die Eydsgenossen ausfiel, daß sie aber dabey nichts zu gewinnen wußten, als was sie eigentlich schon besaßen, ist genugsam bekannt; weniger vielleicht sind es die großen Gebrechen der damaligen helvetischen Staatsverfassung, die sich während diesem Krieg nur deswegen nicht in ihrer ganzen Stärke zeigten, weil die Verfassung ihrer Gegner ihnen noch größere Mängel entgegenstellte. Am Tage der Schlacht waren sie freylich treue, gleichgesinnte Bundsgenossen, und eigensüchtiger Kantonsgeist ließ sich so wenig spühren, daß es gar nicht in die Frage kam: Ob derjenige, den man für den geschicktesten Anführer hielt, aus diesem oder

einem andern Kanton, aus dem Hauptort desselben, oder aus einem Dorfe herstamme. War er nur der Fähigste, so folgten ihm willig die Truppen aller Kantone zum Sieg. Aber in den Versammlungen der eydsgenössischen Räthe zeigten sich jene Gebrechen dann desto auffallender. Diejenigen Kantone, welche von der Gefahr entfernter, oder durch ihre geographische Lage vor derselben gesichert waren, zeigten oft wenige Theilnahme an der Gefahr der übrigen. Mehrere nahmen oft nur mit Unwillen an der Ausführung eines gemeinschaftlichen Planes Antheil. Alsdann liessen sie ihre Hülfe zur Vertheidigung der unbekannten Gränze, dringender und wiederholter Mahnungen ungeachtet, nur langsam heranziehn. Schleunig zogen diese und jene Kantone, gegen deren Länder etwa ein feindliches Corps anrückte, ihre Truppen von dem allgemeinen Heer zurück, und lähmten dadurch urplötzlich die wesentliche Bestimmung desselben. Einseitig wurden hinwieder nicht selten von einzelnen Kantonen Waffenhebungen unternommen, und dann die andern so gut als gezwungen, zu Rettung der erstern ihre Hülfe zu leisten. Doch würde man irren, wenn man glaubte, daß sie sich vorsetzlich Hindernisse in den Weg gelegt, oder daß es gänzlich an Uebereinstimmung gefehlt hätte. Auch muß es nicht verschwiegen werden: Daß unter allen Bundsgenossen keine durch ausserordentliche Anstrengung, durch bereitwilliges Handbieten zur Unterstützung der gemeinen Sache, sich so ruhmwürdig auszeichneten als — die kleinen Appenzell und St. Gallen!

(Die Fortsetzung künftig.)

VI.

Das Heilige im Menschenherzen.

Im finstern Haine von Dornen durchrankt,
An tief verborgener Stelle,
Vom hohen schattigen Laube umwankt
Rauscht heimisch die trauliche Quelle.

Und tief im menschlichen Herzen versenkt,
Im Dunkel irdischer Hülle,
Wallt still, vom himmlischen Strome getränkt,
Der ewigen Liebe die Fülle.

Umsonst vom Sturme des Lebens bewegt,
In Psyche's bänglichem Traume,
Nie welkt, am Busen der Gottheit gehegt,
Die Blüthe vom heiligen Baume.

Sie duftet auf immer lieblich und rein,
Reift süße himmlische Früchte
Für's beßre Leben im höheren Seyn,
Umstrahlt von elysischem Lichte.

Mit Muttererbarmen schaft treu und mild
Sie still im häuslichen Kreise;
Umschirmet mit schützendem Flammenschild
Das Elend der thränenden Waise.

Sie heiligt den Glauben an Menschenwerth,
Daß er auf Erden gedeihe;
Daß ewig, vom Urquell der Liebe genährt,
Uns fliesse die Schale der Weihe!

VII.

Die Charwoche zu Rom *).

I.

Folgenden Tags besuchte Oswald einige Gärten von Männerklöstern. Zuerst ging er zu den Karthäusern, und hielt eine Weile am Eingang, um dort die beyden egyptischen Löwen zu betrachten. Dieselben haben einen bemerkenswerthen Ausdruck von Stärke und Ruhe; in ihrer Physiognomie ist etwas, das weder dem Thier noch dem Menschen zukömmt. Sie scheinen eine Naturmacht zu seyn; und bey ihrem Anblicke begreift man, wie die Götter des Heidenthums unter diesem Sinnbilde konnten vorgestellt werden.

Die Karthause ist auf die Ueberbleibsel der Diokletanischen Bäder gebaut, und die Kirche mit Granitsäulen geziert, die man dort noch aufrecht fand. Die Mönchen dieses Klosters zeigen solche gerne, da sie selbst an der Welt bloß noch durch das Interesse hängen, welches sie an Ruinen nehmen. Ihre Lebensweise setzt bey Menschen, die solche führen können, entweder einen äusserst beschränkten Geist, oder die edelste und

*) Aus der Corinna der Frau von Stael-Holstein. Thl. II. S. 119. u. f. f.

beständigste Erhebung religiöser Gefühle voraus. Diese Reihenfolge von Tagen, ohne Wechsel der Ereignisse, erinnert an das berühmte Wort des Dichters:

Auf zerstörten Welten schlaft unbeweglich die Zeit.

Es scheint, als wenn das Leben nur dazu diene, den Tod zu betrachten: Die Wandelbarkeit der Vorstellungen, mit einer so einförmigen Existenz verbunden, müßte wahre Todespein seyn.

Mitten im Klosterhof erheben sich vier Cypressen *). Dieser schwarze, stillschweigende Baum, den selbst der Wind nur mit Mühe bewegt, kann kein Leben in diesen Aufenthalt bringen. Nahe dabey befindet sich ein Brunn, aus welchem eine schwache und dünne Wassersäule springt, die man kaum hören mag. In dieser Einsamkeit ist die Wasser- oder die Sanduhr eigentlich an ihrem Ort, wo die Zeit so wenig Lerm macht. Bisweilen dringt der Mond mit seiner schwachen Leuchte bis zu ihr durch, und sein Abschied oder seine Rückkehr macht eine Begebenheit in diesem eintönigen Seyn aus. . . . . Und doch sind die Menschen, die sich darin befinden, die gleichen, denen der Krieg mit alle seinem Geräusch kaum genug thäte, wenn sie daran gewöhnt wären. Was doch die mannigfaltigen Fügungen der menschlichen Schicksale für unerschöpflichen Stoff zur Betrachtung darbieten! In dem Innern des Gemüths fallen tausend Dinge vor; und tausend Angewöhnungen bilden sich da, die aus jedem einzelnen Menschen eine Welt und ihre Geschichte machen. Einen Andern vollkommen zu kennen, würde das Studium eines ganzen Lebens erheischen **). Was heißt es also

*) Eine gute Vorstellung davon hat C. B. Piranesi nach der Zeichnung von Sablet geätzt.

**) Und erst, sich selbst zu kennen? A. d. Uebers.

mit der Menschenkenntniß? Ja! regieren kann man diese Menschen! Aber sie begreifen, das kann allein Gott.

Aus der Karthause begab sich Oswald ins Kloster Bonaventura, das auf die Ruinen des Pallastes von Nero erbauet ist. Hier, wo so viele Verbrechen ohne Reue begangen wurden, legen sich arme, von Gewissensbissen geplagte Mönche die grausamsten Peinigungen für die geringsten Fehler auf. „Einzig hoffen wir" (sagte einer dieser Geistlichen) „daß unsre Sünden nicht größer als unsre Büßungen seyn werden"? Als Lord Nelvil in dieses Kloster trat, stieß er mit dem Fuß an eine Fallthüre, und fragte: Wohin diese führe? „Hier durch begräbt man uns"! antwortete einer der jüngsten dieser Mönche, der aber schon von der schlechten Luft kränkelte, die man hier einathmet. Da die Menschen im Süden sich so sehr vor dem Tod scheuen, erstaunt man, doch eben dort solche Anstalten zu finden, welche so mächtig an denselben erinnern. Aber es liegt in der Natur, sich eben den Vorstellungen zu überlassen, die man fürchtet. Es ist da wie ein Rausch von Trauer, welcher der Seele den Dienst erweist, sie ganz zu erfüllen.

Der antike Sarcophag eines jungen Kinds dient dem Kloster zu einem Brunnentrog. Der schöne Palmbaum, auf welchen Rom stolz seyn darf, ist der einzige Baum im Garten dieser Mönche; aber sie schlagen auf äussere Gegenstände kaum Acht. Ihre Regel ist zu streng, um dem Geist irgend eine Gattung Freyheit zu erlauben. Ihr Blick ist niedergeschlagen; ihr Gang langsam; sie machen von ihrem Willen in nichts Gebrauch. Sie haben der Herrschaft über sich selbst entsagt; sie würde ihren traurigen Besitzer nur ermüden.

Gegen Abend gelangte Oswald in den Garten von St. Jo-

hann und Paul. Die dortigen Mönchen sind weniger strengen Uebungen unterworfen. Ihr Garten beherrscht fast alle Ueberreste des alten Roms. Von da übersieht man das Colisäum, das Forum, alle noch aufrechtstehenden Triumphbogen, die Obelisken und Kolonnen. Welche schöne Lage für eine solche Entzogenheit! Der Einsame tröstet sich, wenn er solche Denkmale betrachtet — von lauter Menschen errichtet, welche nicht mehr sind. Oswald spazirte lange in den Schatten dieses Gartens, die in Italien so selten sind. Die dortigen schönen Bäume unterbrechen für einen Augenblick die Aussicht nach Rom, um die angenehme Regung zu verdoppeln, die man empfindet, wenn man es wieder sieht.

Es war eben die Stunde, wo alle Glocken von Rom das Ave Maria läuten:

— — — — squilla di lontano
Che paja il giorno pianger che si muore *).

Dante.

In Italien sagt man: „Ich werde Sie eine Stunde vor — eine Stunde nach Ave Maria sprechen"; und Tag- und Nachtzeit wird dergestalt religiös bezeichnet. Hier genoß Oswald das prächtige Schauspiel, wie die Sonne langsam mitten in Ruinen unterging, und sich für einen Augenblick — gleich einem Werk der Menschen, dem Verfall zu unterwerfen schien. Corinna selbst hatte zu viele Reitze, versprach ihm zu viel Glück, um sich in diesem Augenblick mit Ihr zu beschäftigen. Vielmehr suchte er den Schatten seines Vaters **) mitten unter den

*) Der Ton des Metalls scheint den sterbenden Tag zu bedauern. **) Ein — Schatten, der in diesem Roman eine so bedeutende Rolle spielt.

Himmlischen, die ihn zu sich aufgenommen hatten. Der Allgewalt seiner Liebe schien es, daß er mit seinem Blicke die ob ihm schwebenden Wolken beleben, und er ihnen noch wohl die erhabne und rührende Gestalt seines unsterblichen Freunds ertheilen könnte. Endlich hoffte er, daß der Himmel, auf sein Bitten, irgend einen reinen und wohlthuenden Hauch herabsenden möchte, welcher dem Segen eines Vaters gleichen würde *).

II.

Der Wunsch, die Natur der Gottesverehrung in Italien zu kennen und zu studiren, bewog Lord Melvil, nun auch den Anlaß zu suchen, einige Prediger zu Rom während der Fasten zu hören; was in den dortigen Kirchen nur des Abends, und bey fast erloschenen Lichtern geschehen kann. Zu diesem Gottesdienste gehen, zur Erinnerung des Todes Jesu, alle Frauenspersonen in Schwarz gekleidet; und eine solche Trauer, die sich seit Jahrhunderten alljährlich wieder erneuert, hat wirklich etwas sehr Rührendes. In einer derley Stimmung langt man in den schönen Kirchen an, wo die Gräber uns so gut zum Ge-

*) Wer diese, und so manche andre wundersam = schön verschleyerte Stellen dieses Werks nicht ganz verstehen möchte, versuche es, z. B. mit der gegenwärtigen, ob es ihm mit der Urschrift besser gelingen dürfte?
Il cherchait l'ombre de son père au milieu des ombres celéstes, qui l'avoient accueillie. Il lui semblait, qu'à force d'amour il animerait de ses regards les nuages qu'il considérait, et parviendrait à leur faire prendre la forme sublime et touchante de son immortel ami; il espérait enfin, que ses voeux obtiendraient du ciel, je ne sais quel souffle pur et bienfaisant, *qui ressemblerait à la bénédiction d'un père.* Diese und mehrere Stellen dann insbesondere betreffend, erinnere man sich, welch' eines fürtreflichen Vaters Tochter die Verfasserin — und welch' eine Tochter ohne ihres gleichen sie ist!

bet vorbereiten. Fast immer aber wird diese Stimmung von dem — Prediger selbst nach wenig Augenblicken gestört.

Seine Kanzel ist eine ziemlich lange Tribune, auf welcher er, von einem End zum andern, in regulärer Bewegung, hin und her läuft, immer mit dem Anfang einer Phrase abreis't, und am Schluß derselben wieder anlangt, wie der Perpendikul an einer Uhr, und dabey so viel gestikulirt und so leidenschaftlich aussieht, daß man denken sollte, er würde Alles andre über seinem Geschäfte vergessen. Und doch ist alle dies, wenn man sich so ausdrücken darf, bloß eine systematische Wuth, dergleichen man in Italien öfters sieht, wo die Lebhaftigkeit der äussern Bewegungen, meistens eine nur sehr oberflächliche von Innen anzeigt. Zu äusserst an dieser Kanzel hängt ein Kruzifix; der Prediger nimmt es ab, küßt's, drückt's an sein Herz, und stellt es wieder, sehr kalten Bluts, an seinen Platz, so bald der pathetische Periodus am Ziel ist. Dann haben gewöhnliche Prediger noch ein Mittel, dessen sie sich zum öftern bedienen, Eindruck zu machen; dieses ist ihre viereckigte Mütze, die sie mit unglaublicher Schnelligkeit abnehmen und wieder aufsetzen. Einer von ihnen z. B. der sich an Voltaire, besonders aber an Rousseau machen, und ihm die Ruchlosigkeit seines Jahrhunderts aufbürden wollte, warf seine Kappe mitten in die Kanzel, und trug der erstern auf, den Jean Jaques vorzustellen, den er in dieser Eigenschaft also anredte: „Nun, du Genfer-Philosoph, was hast wohl gegen meine Beweise einzuwenden"? Alsdann schwieg er ein Paar Augenblicke, als wenn er den Bescheid erwarten wollte. Da die Kappe nicht antworten will, setzt er sie wieder auf, und schließt das Gespräch, wie folgt: „Jetzt, da du überzeugt bist — kein Wort mehr"!

Solche seltsame Auftritte erneuern sich unter den Predigern zu Rom bald täglich; dagegen findet sich wahres Redner-Talent dort desto seltener. Wohl verehrt man in Italien die Religion als ein allmächtiges Gesetz, sie fesselt die Einbildungskraft durch ihre Ceremonien und Uebungen; aber auf der Kanzel beschäftigt man sich weit weniger mit der Moral als mit dem Dogma, und dringt da mit den religiösen Ideen nicht in die Tiefen des menschlichen Herzens ein. Somit überläßt sich hier die geistliche Beredsamkeit, gleich vielen andern Zweigen der Litteratur, bloß gemeinen Vorstellungen, die nichts malen, nichts ausdrücken. Ein neuer Gedanke würde beynahe eine Art Zerrüttung unter diesen zugleich glühenden und trägen Geistern verursachen, die der Einförmigkeit bedürfen, um sich zu besänftigen, und welche dieselbe lieben, um ein Ruhekissen darauf zu finden. Kanzelreden haben also hier eine Art Etiquette für Begriffe und Worte; sie folgen sich einander auf dem Fuße nach; und diese Ordnung würde ganz zerrüttet, wenn der Pfarrer aus sich selbst reden, und in seiner Seele suchen würde, was er sprechen sollte. Die christliche Philosophie, jene, welche die Analogie zwischne der Religion und der menschlichen Natur sucht, ist den italienischen Predigern so wenig als jede andre Philosophie bekannt. Ueber die Religion nachzudenken, würde sie fast eben so sehr ärgern, als gegen sie zu denken, so sehr sind sie diesfalls an den Schlendrian gewohnt.

Hauptsächlich aber ist die Verehrung der H. Jungfrau den Italienern, so wie überhaupt allen mittäglichen Völkern theuer, und scheint sich gewissermaassen mit dem Reinsten und Empfindsamsten zu verbinden, was sich in der Zuneigung gegen das weibliche Geschlecht findet. Allein die Prediger bedienen sich

in Allem, was sie über diesen Gegenstand sagen, ungefehr der nämlichen übertriebnen rhetorischen Formuln; und man begreift nicht, wie ihre Gebehrden und ihre Rednerblumen nicht beständig das Ernsthafteste in Spaß umwenden. Kurz bey dem heiligen Amte der Kanzelberedsamkeit in Italien trifft man nie eine natürliche Stimme oder ein wahres Wort an.

Oswald, welcher von der peinigendsten aller Eintönigkeiten — derjenigen einer gekünstelten Heftigkeit ermüdet war, wollte nun auch ins Coliseum gehn, um den Kapuziner zu hören, der dort an freyer Luft, am Fuß eines der Altäre predigen sollte, die im innern Umfange desselben den Weg bezeichnen, den man den Kreuzweg nennt. Und welch schöner Gegenstand für die Beredsamkeit sollte nicht der Anblick dieses Monuments — dieses Kampfplatzes seyn, wo das Schauspiel der Martyrer demjenigen der Klopffechter folgte! Aber in dieser Rücksicht darf man nichts von dem armen Kapuziner erwarten, der von der Geschichte der Menschheit nichts als sein eigenes Leben kennt. Dessen ungeachtet, wenn man es nur dahin bringen kann, auf seine schlechte Predigt nicht zu hören, findet man sich durch die verschiedenen Gegenstände, die ihn umgeben, schon bewegt. Seine meisten Zuhörer bestehen aus der Camaldulenser-Bruderschaft. Dieselben kleiden sich, während den heiligen Uebungen in eine Art grauen Kittels, der ihnen den Kopf und den ganzen Leib bedeckt, und nichts, als zwey Oeffnungen für die Augen übrig läßt — etwa so, wie man sich die Schatten der Unterwelt vorstellen könnte. Diese dergestalt vermummten Menschen stürzen zu Boden, auf ihr Antlitz nieder, und schlagen sich auf die Brust. Sobald der Prediger sich auf die Kniee wirft, und: „Gnad und Erbarmen"! ruft, thut das ihn umgebende

Volk dasselbe, und mit demselben Geschrey, das unter den alten Bogengängen des Coliseums wiedertönt. Unmöglich ist es alsdann, nicht eine tiefreligiöse Rührung bey sich zu spühren. Diese Berufung des Schmerzens auf die höhere Güte — der Erde auf den Himmel, bewegt die Seele bis in ihr innerstes Heiligthum. Ein Schauer durchdrang Oswald in dem Augenblicke, wo Alles um ihn her sich dergestalt aufs Kniee warf; er allein blieb aufrecht, um nicht einen Gottesdienst zu bekennen, welcher nicht der seinige war; aber es kostete ihn, sich den Sterblichen nicht beyzugesellen, die sich vor Gott niederwarfen, wer sie auch seyn mochten. Ach! und in der That, giebt es wohl eine Anrufung des himmlischen Erbarmens, das sich nicht gleich für alle Menschen schickt?

Die schöne Figur des Lord Nelvil und seine Manieren hatten bey dem Volk Aufsehen erweckt; aber, daß er sich nicht auf die Kniee warf, ärgerte dasselbe im Geringsten nicht. Es giebt kein duldsameres Volk als die Römer, und sie sind es ganz gewohnt, daß man zu ihnen bloß kömmt, um zu sehen und zu beobachten. Auch — sey es nun Stolz oder Trägheit — suchen sie im geringsten nicht, ihre Meinungen jemand mitzutheilen. Und, was noch ausserordentlicher ist, giebt es, zumal während der H. Woche, viele unter ihnen, die sich körperliche Büssungen anthun; und während dem sie sich dergestalt Zuchtschläge geben, bleibt die Kirchenthüre offen; jeder kann hinein — das ist ihnen gleich. Es ist ein Volk, das sich durchaus nicht mit Andern beschäftigt, nichts thut um gesehen zu werden, und nichts deswegen vermeidet, weil man es ansieht. Stets geht es seinem Ziel oder seinem Vergnügen entgegen, denkt nicht daran daß es ein Gefühl giebt, welches man Eitelkeit heißt, und kennt

übrigens weder Vergnügen noch Zweck, ausser etwa das Bedürfniß, Beyfall zu erhalten.

III.

Man hat schon oft von den mannigfaltigen Ceremonien der H. Woche in Rom gesprochen. Eine Menge Fremder kommen während der Fasten eigens dahin, dieses Schauspiel zu geniessen. Da die Musik in der Sixtinischen Kapelle und die Beleuchtung von St. Peter einzige Schönheiten in ihrer Art sind, so ist es natürlich, daß sie die Neugier lebhaft erregen. Durch die eigentlichen Ceremonien hingegen wird die Erwartung nicht so befriedigt. Das vom Pabste bediente Gastmal der Apostel, ihr Fußwaschen durch ihn, und noch manch andres, das in diesen Feyertagen vorgeht, wekt freylich lauter rührende Gedanken in der Seele auf; aber tausend unausweichliche Nebenumstände schaden bald eben so oft dem Interesse und der Würde dieser Spektakel. Bey weitem nicht Alle, die dazu beytragen, sind gleich gesammelt, und mit dem frommen Gegenstand derselben beschäftigt. Diese so oft wiederholten Auftritte sind für die Meisten die sich damit abgeben, eine Art maschinenmässiger Uebung geworden; die jungen Geistlichen zumal fertigen an hohen Festtagen den Gottesdienst mit einer eilenden, aber um so viel minder imponirenden Geschicklichkeit ab. Jenes Unbekannte, Unbestimmte und Geheimnißvolle, das sich so gut für die Religion schickt, wird hier ganz durch die Aufmerksamkeit zerstreut, die man denn doch nicht umhin kann, auf die Weise zu richten, wie sich Jeder bey dem Geschäfte benimmt. Die Begierde der Einen *) für die Gerichte die man ihnen vorstellt, und die Gleichgültigkeit der Andern bey ihren vielfachen Gebeten und

*) Am Gastmal der Apostel.

Knieebiegungen machen oft das Fest sehr wenig feyerlich. Das alte Kirchengewand der Geistlichen dann will sich mit dem neuen Kopfputze gar nicht reimen. Die Tracht des Griechischen Bischofs mit seinem langen Barte scheint noch die ehrwürdigste zu seyn. Eben so, gewisse alte Gebräuche, wie z. B. das Verneigen auf Frauenart, statt der jetzigen Männerweise, u. dgl. machen wenig ernsthaften Eindruck. Das Ganze endlich ist in keiner Harmonie, und Alt und Neues mischt sich durch einander, ohne daß man die geringste Sorge dafür trägt, die Einbildungskraft zu rühren, und hauptsächlich Alles zu verhindern was solche zerstreuen kann. Ein nach seiner äussern Gestalt glänzender und majestätischer Gottesdienst ist allerdings sehr geschickt, die Seele mit den erhabensten Gedanken zu erfüllen; aber um so viel mehr muß man sich hüten, daß religiöse Ceremonien nicht in Specktakelstücke ausarten — hier wo jeder seine Rolle — einer dem Andern gegenüber spielt; wo man auswendig lernt, was man thun, in welchem Augenblick man es thun — wenn man beten, zu beten aufhören — knieen und wieder aufstehen muß. Das Geregelte eines Hofceremoniels in einer Kirche angewandt, behindert doch allerdings jenen freyen Aufschwung des Herzens, der dem Menschen allein die Hoffnung giebt, sich der Gottheit zu nahen.

Dieses sind Bemerkungen, welche Fremde fast allgemein machen; die Römer hingegen können meistens dieser Ceremonien nicht satt werden, und finden alljährlich neue Freude daran. Ueberhaupt ist es ein bemerkenswerther Charakterzug der Italiener, daß ihre Regsamkeit sie nicht unbeständig, und ihr lebhaftes Wesen Mannigfaltigkeit ihnen nicht zum Bedürfnisse macht. In allen Dingen sind sie geduldig und ausharrend;

ihre Einbildungskraft verschönert noch, was sie besitzen; beschäftigt ihr Leben, statt es unruhig zu machen; Alles finden sie schöner, prächtiger, imposanter, als es in der That ist; und mittlerweile anderwärts die Eitelkeit darin besteht, eckel zu scheinen, läßt diejenige der Italiener, oder vielmehr die Hitze und Lebhaftigkeit in ihrem Innern, sie ein sonderbares Vergnügen im Gefühl der Bewunderung finden.

Somit erwartete Lord Nelvil, nach Allem, was ihm die Römer von den Ceremonien der H. Woche vorerzählt hatten, einen weit größern Eindruck; wenn er diese Festlichkeiten zumal mit der edeln Einfalt des anglikanischen Gottesdienstes verglich. Eine unangenehme Empfindung bemächtigte sich seiner, als er nach Haus kam; denn nichts ist trauriger als: Nicht gerührt zu werden von dem was uns rühren sollte. Man glaubt, die Seele sey wie verdorrt, und fürchtet sich, jene Allgewalt des Enthusiasmus eingebüßt zu haben, ohne welche das Vermögen zu denken zu nichts dienen würde, als uns des Lebens überdrüssig zu machen. Allein der Charfreytag erfüllte ihn wieder mit alle den religiosen Gefühlen, die er in den vorhergehenden Tagen zu seinem größten Bedauern missen mußte.

IV.

An diesem Tage begab er sich in die Sixtinische Kapelle, um das in ganz Europa berühmte Miserere zu hören. Er kam noch bey Tag dahin, und sah dort jenes berühmte Bild von Michael Angelo, welches das Jüngste Gericht, mit der ganzen schrekbaren Stärke dieses Gegenstands — und zugleich des mächtigen Geistes, der ihn schildern durfte — darstellt. Vom Lesen des Dante durchdrungen, finden sich bey dem Maler wie bey dem Dichter mythologische Wesen, in Gegen-

wart des Welterlösers; aber Angelo macht fast immer *) das Heidenthum zum bösen Prinzip, und schildert die heidnischen Fabeln unter der Gestalt von Dämonen. An der Decke der Kapelle dann bemerkt man die Propheten, und die von den Christen zum Zeugnisse berufenen Sybillen **); ein Haufen Engel umgeben sie — und das ganze so gemalte Gewölb scheint den Himmel uns entgegen zu nähern. Aber dieser Himmel ist dunkel und furchtbar; kaum dringt der Tag noch durch die Fensterscheiben, die auf das Gemäld mehr Schatten als Licht werfen; dieses Dunkel vergrößert noch die Figuren, welche Angelo ohnehin so mächtig hinzustellen wußte; der Wiehrauch, dessen Geruch etwas Leichenhaftes hat, erfüllt die ganze Kapelle; und alle Empfindungen bereiten zu der tiefsten von Allen, welche die Musik hervorbringen soll.

Mittlerweile Oswald in die Betrachtungen vertieft war, welche so viele Gegenstände rings um ihn her erweckt hatten, sah er in die Frauen-Tribune hinter dem Gegitter Corinnen eintreten ***). Sie war schwarz gekleidet, ganz blaß geworden †); und, als sie jetzt Oswald gewahrte, zitterte sie so sehr, daß sie sich am Geländer halten mußte, um weiter zu gehen. In diesem Augenblick hob das Miserere an.

---

*) Immer.

**) Teste David cum Sybillà.

***) Die er während der ganzen Faste, wo sie sich in einem Kloster aufhielt, nicht gesehen hatte, und auch heute noch nicht zu sehen hoffen durfte.

†) Toute pâle de l'absence. Wer wird das in Deutsch geben wollen? Für's können hätt' es noch keine Noth. Dieselbe Anmerkung dürfte noch auf mehrere der gleich folgenden Stellen passen, die wir uns indessen ganz buchstäblich zu übersetzen zur Pflicht machten.

Ganz für diesen antiken und reinen Gesang geübte Stimmen kommen von einer vornen am Gewölb angebrachten Tribune. Man sieht die Singenden nicht; die Musik scheint ganz in den Lüften zu schweben; beym sinkenden Tag wird die Kapelle immer dunkler. Es war nicht mehr jene leidenschaftliche, wollustreiche Musik, welche Oswald nnd Corinna vor acht Tagen gehört hatten; diese war ganz religiös, und lud ein, der Welt zu entsagen. Corinna warf sich vor dem Gegitter auf die Kniee, und war in der tiefsten Betrachtung versunken; Oswald selbst verschwand vor ihrem Blick. Ihr schien es, daß man in einem solchen Moment von Geistesentzückung gerne stürbe, wenn die Trennung der Seele von dem Körper nur ohne Schmerz vorgehen könnte — wenn plözlich ein Engel käme, um Empfindung und Gedanken, diese göttlichen Funken, auf seinen Flügeln wieder zu ihrem Ursprung zu tragen; denn alsdann wäre der Tod, so zu sagen, nur eine freywillige Handlung des Herzens — nur ein heisseres, besser erhörtes Gebet.

Dieses Miserere (Herr, erbarm dich unser!) ist ein aus mehrern Versen bestehender Psalm, welche, einer nach dem andern, auf sehr verschiedene Weise gesungen werden. Bey dem einen läßt sich eine himmlische Musik vernehmen, und gleich der folgende Verse murmelt in einem gedämpfften und fast heischern Recitative gleichsam die Antwort eines harten Charakters an ein empfindliches Herz — gerade so, wie das wirkliche Leben die Wünsche großherziger Seelen trübt und zurückstößt. Wann dann jenes so sanfte Chor wieder anstimmt, lebt man wieder zur Hoffnung auf; fängt aber das Recitativ neuerdings an, so bemächtigt sich unser gleichfalls ein neuer Frost — nicht aus Schrecken, sondern weil der Enthusiasm' muthlos gemacht

wird. Endlich aber läßt die Schlußstrophe, edler und rührender als alle andern, in den Tiefen der Seele einen sanften und reinern Eindruck zurück — denselben, welchen Gott uns vor dem Tode vergönnt.

Jetzt löscht man die Fackeln aus, und die Nacht rückt heran. Angelo's Sybillen und Propheten erscheinen wie in Dämmerung verhüllte Geister. Tiefes Stillschweigen herrscht. In diesem Zustand der Seele, wo Alles innig und von Innen vorgeht, würden Worte unerträglichen Schmerz verursachen; wann der lezte Ton erlischt, geht jedes langsam und ohne Geräusch fort, und scheint sich nur mit Furcht wieder unter das gewohnte Weltverkehr zu begeben.

Corinna folgte ihrerseits der Prozession, die nach dem St. Peters-Tempel ging, der alsdann bloß von einem beleuchteten Kreuz erhellet wird. Dieses Zeichen des Schmerzens, dieses einzige Licht, das durch das hehre Dunkel eines unermeßlichen Gebäudes strahlt, ist das schönste Bild des Christenthums, mitten unter den Finsternissen des Lebens. Ein blasser, entfernter Schimmer wirft sich auf jene Statüen, welche die dortigen Grabmäler zieren. Die Haufen Lebender, die man unter diesen unermeßlichen Gewölben wahrnimmt, scheinen, in Vergleichung mit diesen Bildern der Todten, Pygmäen *) zu seyn. Um jenes Kreuz, und durch dasselbe, wird ein gewisser Raum erhellet, wo der in Weiß gekleidete Pabst, und alle Kardinäle in einer Reihe hinter ihm auf den Knieen liegen. Im tiefsten

*) — und der ganze Ton, den diese Menge von Menschen im Hintergrund an das Ohr desjenigen tragen, der im Vorgrunde steht, wie ein Gesumse von Fliegen.

Anm. des Uebers.

Stillschweigen dauert dieß über eine halbe Stunde, und es ist unmöglich, von diesem Schauspiel nicht gerührt zu seyn. Man weiß nicht, wofür sie bitten, und hört ihre geheimen Seufzer nicht; aber sie sind alt, und gehen uns auf dem Weg nach dem Grab voraus. Wenn wir einst, an unserer Kehre, bey dem schrecklichen Vorposten anlangen — wird Gott auch uns die Gnade verleihen, unser Alter so zu veredeln, daß die Neige des Lebens für uns ein Anbruch der Tage der Unsterblichkeit sey?

Auch Corinna — die junge schöne Corinna, lag hinter jenem Gefolge von Priestern auf den Knieen, und ein sanftes Licht, das ihr Gesicht erhellte, warf auf ihre Wangen einen blassen Schein, ohne doch den Glanz ihres Augs zu schwächen. In dieser Stellung betrachtete Oswald sie, wie ein reitzendes Gemäld, oder vielmehr, wie ein angebetetes Wesen. Als ihr Gebet vollendet war, erhob sie sich. Noch durfte Lord Nelvil nicht näher zu ihr treten, und verehrte die religiöse Betrachtung zu sehr, in die er sie versunken glaubte. Allein, sie kam nun, mit dem Ausdrucke von Glück und Entzücken zuerst auf ihn zu; dieses Gefühl ergoß sich über Alles, was sie that; mit lebhafter Freude empfing sie Jeden, der sie noch in dem Tempel ansprach, welcher jetzt, wie im Nu! zu einem großen öffentlichen Spaziergang geworden, wo sich einer dem andern das Rendevous zu geben schien, um von seinen Geschäften, oder von seinem Vergnügen zu sprechen *).

*) Daß man ja die Heldin dieses Romans nicht nach diesen letzten Zügen beurtheile! Man würde ihr unglaublich Unrecht thun.

VII.

Noch ein Paar Recepte zu Bücherankündigungen.

1.

Die merkwürdige Maskerade, oder der seltsame Tausch. Vom Verfasser der Angelika. Erster Thl. Posen und Leipzig 806. bey J. F. Kuhn. (1. Rthlr. 16. Gr.)

Wenn hie und da Romanenleser glauben sollten, es sey nicht mehr möglich, neue Subjekte und Verwickelungen zu erfinden, so werden sie sich wenigstens in diesem Roman aufs angenehmste getäuscht finden. Sey immer mancher Leser durch lange Praxis so scharfsinnig geworden, daß er beym ersten Bogen oft schon das Ganze erräth, hier wird er gewiß stutzen, und vielleicht gar ein wenig ärgerlich werden, weil er gar nichts errathen kann. Aber wie bald wird ihn der liebenswürdige Hr. Verfasser mit sich aussöhnen, u. s. f.

Welche drollige Verwechselungen bieten sich hier nicht dar, und doch gehen sie alle aus der Anlage des Werks so ganz natürlich hervor! Da ist kein Streben nach jener, bald möchten wir sagen, verrufenen Genialität, die nicht selten die bessern Werke dieser Art entstellt; nein es ist der ächte Genius selbst, der uns durch seine Erscheinung bezaubert. Hier wäre denn

also wieder einmal etwas zur Befriedigung selbst eigensinniger Leser, und — wie die schönen Worte weiter lauten.

2.

Karl Hohenstein und Mathilde von Lilienstein. Eine Geschichte aus dem ersten schlesischen Feldzuge Friedrich des Großen, 2 Thle. mit Kupfern von Jury. Posen und Leipzig, bey J. F. Kuhn.

Es war eine sehr glückliche Idee des Verfassers, den unsterblichen Friedrich, dessen Thaten im siebenjährigen Kriege zu so viel romantischen Dichtungen Stoff geben, auch in seinen frühern Jahren als Schutzgeist zweyer Liebenden auftreten zu lassen; und eben so glücklich weiß die Kunst eines Jury in seinen dazu gelieferten meisterhaften Kupfern uns die jugendliche Gestalt des großen Königs zu vergegenwärtigen. Sicher wird dieser anziehende (und wie es da weiter heißt) Roman nicht nur das schöne Geschlecht, sondern auch die strenger scheinende Kritik des männlichen befriedigen; und manchen Jüngling, der so treu wie Hohenstein liebt, wird es nicht bereuen, der Dame seines Herzens — damit ein Toilettengeschenk gemacht zu haben. Q. e. d.

IX.

Wann sehen die Königinnen schön wie Engel aus?

Aus einer in 1806. zu Stockholm erschienenen Selbstbiographie des in 1680. verstorbenen Grafen Brahe erhellet: Daß, als es endlich mit der Abdankung der Königinn Christina Ernst ward, Brahe sich mit einem Nachdruck widersetzte, der seinem Muth und Patriotismus Ehre machte. Alsdann wird die wirkliche Kronniederlegung ausführlich beschrieben, und heißt es darin, neben Anderm:

Die Königin stand dabey schön, wie ein Engel.

X.

Der erste Consul Bonaparte über das Mädchen von Orleans.

Als in 1802. die Stadt Orleans bedacht war, der berühmten Jeanne d'Arc eine Bildsäule zu errichten, schrieb Bonaparte, damals als Erster Consul, unter das diesfällige Gutachten des Munizipalraths von Orleans:

„Dem B. Crignon-Desormeaux, Maire von Orleans, ist zu melden, daß mir dieser Entschluß sehr angenehm ist".

„Die erlauchte Jeanne d'Arc hat bewiesen: Daß der Genius von Frankreich in Umständen, wo die Nationalunabhängigkeit bedrohet wird, jedes Wunder hervorbringen kann".

„Vereint, ist die französische Nation nie überwunden worden. Aber unsre Nachbarn, bessere Rechenmeister und gewandter als wir, mißbrauchten unsern offenen schlichten Charakter, und säeten beständig bey uns jene Zwiste, aus welchen alles Unglück der damaligen Zeit, und überhaupt alle Unfälle entstanden sind, deren unsre Geschichte Erwähnung thut".

Paris 10. Pluv. J. XI.

Bonaparte.

I.

Ueber Friedrich den Großen, dessen Hof, und den Einfluß von beyden auf den Zustand der deutschen Litteratur unter seiner Regierung.

(Fortsetzung. S. Sept. 1807. S. 178—198.)

---

* 1759. 19. May.

Wundern Sie sich nicht, daß der Held jetzt so ruhig in seinem Lager ist? Dieses ist ein neues Stück aus dem Reichthum seiner Kunst, wodurch die Feinde vielleicht furchtsamer werden, als sie über einen Einfall in Böhmen seyn würden. Noch kann ich Ihnen nichts Wesentliches schreiben; doch sollen Sie wissen, was mir bis auf den heutigen Tag von der Beschaffenheit der Kriegsangelegenheiten bekannt ist.

In Schlesien haben wir zwey Heere. Eines hat der König bey sich in der Gegend von Landshut. Dieses ist so gestellt, daß Daun, der mit seinem Heere vor ihm steht, sich

nicht wohl vorwärts wagen kann. Aus diesem Heere hat der König ein kleineres ausgezeichnet, das alle Augenblicke bereit ist, ihm zu folgen, wohin er sich zu wenden nöthig finden wird, da mittlerweile der größte Theil da stehen bleibt. Dieses ganze Heer ist verschanzt, damit ein Theil davon ohne Gefahr einer zu großen Schwächung abgehen könne. Bey diesem Posten ist noch gar nichts Erhebliches vorgefallen.

Die zweyte Armee steht unter Anführung des General Fouquet an den Gränzen von Ober-Schlesien, und hat die Devillische Armee vor sich. Diese beyde waren letzthin so nahe, daß der König mit seinem auserlesenen Trupp von Landshut dahin zog, um den Deville anzugreifen; allein dieser zog sich sogleich in die Gebirge, wo ihm nicht anzukommen ist. So stehen die Sachen in Schlesien.

Die Russen bewegen sich in kleinen Partheyen hin und her. Sie schicken ihre Husaren und Kosaken überall, bald da bald dort, an die Gränzen von Pommern, der Neumark und Schlesien, um zu erfahren, ob Preussische Truppen irgendwo stehen. Man kann noch nicht errathen, was sie thun wollen. Verschiedenen Nachrichten zufolge gehen sie gar rückwärts. Sollte ein Corps sich der Schlesischen Gränze nähern, so wird der König sich bald von Landshut aufmachen, um ihnen ihr Theil zu geben. Sollten sie nach Pommern gegen Colberg anrücken, so wird die Armee des Grafen von Dohna, die jetzt sich fertig macht, aus Schwedisch-Pommern über die Oder zurücken, um ihnen das Eindringen zu verwehren. Vor jetzt stehen nur hier und da rings um die Gränzen von Polen wenige von unsern leichten Truppen, die Streifereyen, so viel möglich ist, abzuhalten.

Die Schweden sitzen ruhig in Stralsund, und sind so weit herunter, daß sie nichts Erhebliches mehr thun können. Man wird 2—4000 Mann gegen sie stehen lassen, die sie hinlänglich im Zaum halten werden.

Der Prinz Heinrich scheint dießmal die Hauptperson auf der Bühne zu seyn. Nachdem er durch einen ungemein glücklichen und wichtigen Einfall in Böhmen dem Feind alle jenseit der Elbe gelegene Lebensmittel abgenommen, und seine dortigen Truppen theils zerstreut, theils gefangen, und ihn dadurch gehindert, von dort aus nach Sachsen einzubrechen, ist er mit seiner ganzen Armee, die wenigstens 40,000 Mann stark ist, in drey Colonnen nach Franken hin aufgebrochen. Eine Colonne rückt gegen die Seite von Eger, eine andere über Coburg gegen Bamberg, und die mittlere nach Hof. Hinter Hof bey Mönchenberg steht die Reichsarmee mit Oesterreichern verstärkt. Wir wissen weiter noch nichts, als daß alle unsere Colonnen ihren Marsch bis in das Vogtland fortgesetzt, auch schon viele Gefangene gemacht haben, und erwarten täglich wichtige Zeitungen daher. Mit unserer Colonne, die nach dem Bambergischen geht, soll sich ein Corps von der allirten Armee unter Anführung des General Urff vereinigt haben. Es scheint, daß diese Armee das meiste thun soll.

Die Allirten cantoniren noch in Hessen und Westphalen. Ihre mißlungene Unternehmung gegen die Franzosen hat weiter keine üble Folgen für sie gehabt, als den großen Verdruß über die nicht erhaltenen ganz entscheidenden Vortheile. Es ist indessen doch wahrscheinlich, daß ein Theil der französischen Macht am Ober- und Nieder-Rhein wird ge-

zwungen werden, über diesen Fluß zurückzugehen. Die Sachen stehen überhaupt so, daß wir von diesem Feldzuge uns viel Gutes versprechen.

Wir haben gestern mit einem Male verschiedene Nachrichten von dem Zuge unsers Prinzen Heinrichs erhalten. Er spielt nur mit der Reichsarmee, und wird sie vielleicht aufreiben. Bald werden diese Armeen Ihnen näher seyn, als uns, und Sie werden eben so geschwind die Nachrichten von Ihnen haben, als wir.

In Schlesien, Pommern u. s. f. ist noch gar nichts vorgefallen. Die Oesterreicher halten sich in ihren Löchern, und es scheint, daß mitten in dem Reiche die merkwürdigsten Sachen vorgehen werden.

1759. 7. Juli.

Vor ein Paar Tagen habe ich die Medaille des H. Mörikofers bekommen, welche ziemlich gut ist. Aber der Tropf hat sich von einem Goldschmiede, der sich anmaaßte die Physiognomie des Königs am beßten zu kennen, bereden lassen, etwas zu ändern, und eben dadurch hat er die Aehnlichkeit etwas verdorben *).

Diesen Sommer hat sich auf dem Schauplatze des Kriegs noch nicht viel Entscheidendes zugetragen. Der König hat an den Böhmischen Gränzen den Daun bloß im Auge gehabt, und ihn gehindert etwas zu thun. Seit wenig Tagen vernehmen wir von daher, daß dieser sich mit seiner ganzen Armee weiter nach Böhmen hereingezogen habe. Der König ist noch immer in seiner alten Stellung; doch hat er ungefähr 15,000

*) Was die Geschichte von mehr als Einem Bildniß berühmter Männer seyn mag!

Mann nach Böhmen hineingeschickt, um zu sehen, wohin die Feinde sich ziehen werden. Es scheint, daß der alte Daun über die kaltsinnige Art, womit der König diesmal handelt, sehr verlegen sey. Briefe aus dem Reich berichten, daß der Pöbel in Wien einen Aufstand erregt, und in der ersten Wuth an einigen Orten der Stadt Feuer angelegt habe. Wir hoffen aber, auch ohne diese Hülfe mit unsern Feinden fertig zu werden. Hier hört man wohl von einigen übelgesinnten adelichen Thoren bisweilen murren; aber sonst ist niemand im Lande, der das geringste Misvergnügen spühren läßt. Die Armee des General Dohna steht nun wirklich in Polen. Die Russen haben sich bey Posen stark verschanzt; aber unsere Avantgarde ist ihnen schon im Rücken. In kurzer Zeit müßen dort entscheidende Dinge vorfallen. Unsere Armee ist wenigstens so stark daselbst als die feindliche; allein einigen Briefen zufolge soll im Russischen Lager eine ansteckende Krankheit herrschen, die einer Pest nicht unähnlich sey. Diese soll eine große Menge wegraffen. Wollte Gott daß sie durch das Schwerdt der Unsern fielen, damit nicht dieß Uebel sich ausbreitete *).

1759. 14. Aug.

Ich ergreife die erste Gelegenheit, Ihnen die schwere Nachricht zu geben, daß unser große Friedrich unglücklich gewesen, und vorgestern (12. Aug.) von den Russen einen großen Verlurst erlitten hat, der von betrübten Folgen seyn kann. Dieser

*) Daß es sich mit dem Verbreiten von Gerüchten über den Feind und mit dem Glauben an dieselben allerwerts und zu allen Zeiten gleich verhielt — versteht sich von selbst; und daß auf diesen Glauben gerne — ein Unfall des Freunds zu folgen pflegt, ist ebenfalls Erfahrungssache.

Feind hatte sich seit 14 Tagen der Stadt Frankfurt bemächtigt. Der König eilte zu Hülfe, konnte aber nicht verhindern, daß nicht eine ansehnliche Oesterreichische Parthey zu ihnen stieß. Es kam an bemeldtem Tage, nahe bey Frankfurt, jenseits der Oder bey Cunnersdorf, zum Treffen. Unsere Truppen hatten von 11 Uhr des Mittags bis um 5 Uhr den Feind beständig getrieben, und etliche Batterien, in Allem 55 Kanonen erobert. Wir bekamen zweymal hinter einander Curiere, welche uns die größten und herrlichsten Siege über die Feinde verkündigten; Alles war in der größten Freude, als der dritte Curier kam, welcher berichtete, daß sich Alles umgekehrt. Unsere Völker waren bis an die letzte Batterie gekommen, auf welche sie, ihres Sieges gewiß, voll Muth anrückten. Allein das Feuer davon war so heftig, daß in einem Augenblick einige tausend (wie man sagt) gefallen sind. Der König, welcher zugegen war, entsetzte sich so sehr über dieses Blutbad, daß er befahl, mit dem Sturm inne zu halten. Die große Mattigkeit der Truppen kam dazu, und Alles wich zurücke. Dieses sind alle Umstände die wir jetzo von diesem fatalen Tag wissen; denn seit 24 Stunden haben wir keine Nachricht von der Armee. Ein Corps Oesterreicher steht 7 — 8 Meilen von hier; und wir vermuthen, daß dieses sich der Umstände nützlich bedienen werde, hieher zu kommen. Der Hof ist diese Nacht nach Magdeburg geflüchtet, und ein großer Theil der hiesigen Einwohner geht fort. Ich bleibe mit meinem Haus hier, und sehe der Gefahr ohne große Unruh entgegen. Seyen Sie nur um mich und die Meinigen nicht bekümmert; wer Muth hat, der weiß sich zu rathen, und wer sich rathen kann, der kommt allemal am beßten aus der Sache. Es kann kaum ohne

Wunderwerke geschehen, daß wir von Feinden befreyt bleiben. Allein, da wir noch nicht eigentlich wissen, wie groß der Verlurst des Königs ist, oder wie viel ihm von etwa 45,000 Mann übrig geblieben sind, so können wir von unserm Schicksal noch keine Vermuthungen machen. Mich schmerzt bey dieser Sache meine Privatgefahr gar nicht; denn diese verliert sich in der Sorge für das Allgemeine, wie ein Tropfen in dem Meere.

Wenn bis auf den nächsten Posttag kein Feind hier ist, so werde ich künftigen Samstag unserem Freund in Winterthur von dem Geschehenen Nachricht geben; schreibe ich nicht, so wird daraus zu schliessen seyn, daß der Feind hier ist. Eben da ich den Brief schliessen will, kommt wieder ein Curier, der uns benachrichtigt, daß der König sich wieder mit seiner Armee bey Lebüs an der Oder gesetzt habe; daher sind wir vor feindlichem Ueberfall sicherer als wir gestern glaubten. Der Verlurst des Königs an Todten belauft sich noch nicht auf 2000 Mann; der Bleßirten sollen an 7000 seyn, die meisten doch nur leicht. Dem König sind zwey Pferd unter dem Leib todt geschossen worden, und eine Kugel durch den Schoos des Rocks gefahren.

1759. 18. August *).

Den 13. dieses erhielten wir von früh Morgens bis nach der Mittagsstunde drey Curiere, daß der König die Russische Armee bey Frankfurt gänzlich geschlagen, und einen der herrlichsten Siegen erfochten habe. Nachmittags gegen 3 Uhr kam der vierte Curier mit der Nachricht, daß unsere Armee geschlagen sey, und man machte sogleich Anstalten, daß die Königin

*) Dieser Brief war an H. Künzli, aber eben auch zur Mittheilung an Bodmern geschrieben, und enhält noch einige nähere Details über die Schlacht bey Cunnersdorf.

mit dem Hof von hier nach Magdeburg abgehen konnte. Während diesem Lärm kam der fünfte Curier wieder mit der Nachricht, daß die Schlacht gewonnen sey, welches den Schrecken eben so plötzlich wieder in Freude verwandelte; es fand sich aber, daß dieser letzte Curier — sich zu lange unter Weges aufgehalten hatte, und also nichts mehr wußte, als die drey welche Vormittags gekommen waren. Man verfiel also aus dieser neuen Freude wieder mit verdoppelter Traurigkeit in den vorigen Schrecken zurück. Dieser stieg bis zur Verzweiflung des ganzen Volks, da plötzlich das Gerücht entstand, daß der König gefährlich verwundet, und fast ohne Begleitung von der Armee weggekommen sey. Nun muß ich Ihnen die eigentliche Beschaffenheit des merkwürdigen Tags beschreiben, der diese Verwirrung hervorgebracht hat. Den 11. August führte der König sein Heer zwischen Frankfurt und Cüstrin über die Oder; den 12. rückte er an den Feind, und der erste Angriff geschah Morgens 11 Uhr bey Cunnersdorf. Daselbst hatten die Feinde einen Verhack vor sich, hinter welchem ihre ersten Batterien waren. Man drang durch den Verhack, und bemächtigte sich der ersten Batterie fast ohne Verlurst. Darauf rückte man mit dem beßten Erfolg immer weiter, und trieb die Feinde aus verschiedenen Batterien weg. Bey diesem Angriffe war auch Kavallerie, welche sogleich in die Feinde einhaute, und alles niedersäbelte, was nicht geschwind genug fliehen konnte. Gegen 4 Uhr war der größte Theil der feindlichen Armee in der Flucht und drängte sich gegen Frankfurt zu, auf eine Höhe, die der Judenkirchhof genannt wird, wo die stärksten feindlichen Batterien waren. Unsere Truppen verfolgten ihren Sieg mit großem Muthe bis 7 Uhr Abends, da sie sich wegen der erstaun=

lichen Hitze und Mattigkeit etwas ausruheten. Die Feinde waren ihrer Niederlage eben so gewiß, als wir des Sieges. Viele von dem Troße spazierten ruhig auf dem Schlachtfeld herum, besahen die eroberten Batterien und über 120 eroberte schwere feindliche Kanonen. Binnen dieser Zeit wurden die Curiere abgefertigt, die uns den Sieg verkündigten. Um 7 Uhr wurden die Truppen des Einen Flügels wieder aufgerufen, um noch den letzten Sturm auf den Judenkirchhof zu thun, und durch dessen Eroberung diesem großen Tag und der gänzlichen Niederlage der Feinde ein Ende zu machen. Diese Truppen rückten etwas langsamer an, weil sie gar zu matt waren. Als die Feinde ihre Batterien losfeuerten, fielen sehr viele; doch hatten die andern Muth genug, auch diesen Sturm zu vollführen. Einige Escadrons Dragoner, welche bey diesem Angriff die Seite decken sollten, wurden ebenfalls von dem Feind angegriffen und zurückgeworfen. Diese sprengten in die Infanterie, die sie decken sollten, ein, und brachten sie in Verwirrung, so daß viele aus einander liefen. Als die Oesterreichische Kavallerie dieses sah, haute sie an diesem Orte ein, und kam, unter Bedeckung eines sehr dicken Staubes, auf die Unsrigen heran, ehe man sie gewahr wurde; dieses vermehrte die Unordnung so, daß das ganze Corps vom 17. Bataillon, welches den letzten Angriff thun sollte, in Unordnung gerieth. Der König, der bey diesem Corps hielt, verlor zwey Pferde unter dem Leib, und bekam etliche Kugeln durch den Rock, von denen eine einzige zwischen der Weste und dem Hemde an der Seite sitzen blieb und eine Contusion machte. Der General Malachowsky von der Kavallerie griff darauf die Oesterreichische Kavallerie, welche in unser 17tes Bataillon einge-

hauen hatte, an, jagte sie wieder zurück, und stellte die Ordnung her. Inzwischen war die Nacht eingebrochen. Man zog eine Linie Kavallerie zwischen unsrer Infanterie und dem Feind, und brachte die Nacht damit zu, daß die Blessirten vom Schlachtfeld weggebracht wurden. Die ganze Armee zog sich gegen die Oder zurücke, und die Feinde blieben an ihrem Orte stehen *). Man wollte auch sowohl unsre als die eroberte schöne Artillerie wegbringen; aber die Knechte waren inzwischen mit den Pferden davon geritten, und man mußte beydes stehen lassen. Den folgenden Tag zog sich ein Theil unserer Armee wieder über die Oder zurück. — So endigte sich diese merkwürdige Schlacht, die wir durch einen jener seltenen Zufällen verloren, welche die Vorsehung bisweilen zu verhängen scheint, um dem Menschen zu zeigen, daß alle ihre Anstalten, so weise und gut sie sind, nicht hinreichen gegen das Schicksal, den Sachen einen Ausschlag zu geben. Wir haben nach der einstimmenden Aussage der von der Schlacht hier angekommenen verwundeten Offiziers einen sehr mäßigen Verlurst an Todten, aber gegen 8000 Verwundete. Von Uns ist, so viel man weiß, niemand von den Feinden gefangen worden, hingegen haben wir 700 von ihnen gefangen, und durch die vortreflichen Anstalten des General Malachowsky ist alles Ausreissen der flüchtigen Truppen verhindert worden. Unsre Armee war 49,000 Mann stark in die Schlacht gegangen; jetzo ist sie noch 36,000 bis 38,000 stark. Von Blessirten sind die meisten nach Stettin gebracht worden; von daher aber kommen aus der Garnison wieder so viel gesunde Truppen, und die Infanterie, welche unter dem General von Kleist die Schweden beobachtet, wird nun auch

*) D. h. behielten das Schlachtfeld.

zu dem König stoßen; so daß die Armee in wenig Tagen wieder eben die Stärke haben wird, welche sie vor der Schlacht gehabt; denn die Kavallerie hat sehr wenig gelitten. Die ersten Tage nach der Schlacht hielt sich der König bey Lebus auf. Man erfuhr aber, daß die Oesterreicher sich von den Russen getrennt, und wieder nach der Gegend von Mühlrose, an die Gränze der Niederlausiz gerückt; daselbst steht noch ein kleines Corps unter dem General Haddick. Es war also zu befürchten, daß die Feinde von dort aus einen Zug gegen Berlin thun möchten. Aus dieser Ursache hat der König sich gegen diese Seite herübergezogen, und stand gestern bey Fürstenwalde an der Oder, diesseits Frankfurt. Es ist also zu vermuthen, daß er sich noch etwas näher gegen dieser Hauptstadt ziehen werde, und vielleicht erleben wir in wenigen Tagen, wenige Meilen von hier, eine entscheidende Schlacht, davon ich Ihnen sogleich werde Nachricht geben. — Die Russen stehen noch jenseits der Oder; aber die Bewegung des General Laudons gegen die Lausiz scheint zum Zweck zu haben, den König von diesem Fluß abzuziehen, damit die Russen herüber gehen können. Alle Berichte machen den Verlurst der Feinde sehr groß. Sie hielten bey den eroberten Batterien lange aus, und wurden hernach mit heftigem Feuer d[illegible]on getrieben. Seyen Sie daher für uns in keiner Sorge; wir stehen in einer ruhigen Fassung, und erwarten, was die Vorsehung über uns beschlossen hat, ohne Bangigkeit. Unsre Hoffnung ist noch fest; doch sind wir auch auf böse Tage gefaßt, u. s. f.

1759. 25. Aug.

Si vales bene est, ego valeo. So wenige Worte, mein theuerster Freund! sind in diesen Zeiten mehr werth, als ein langer und wohlgeschriebener Brief in ruhigen Tagen.

Ich kann Sie über die weitern Folgen unsrer Sachen nicht lange in Ungewißheit lassen. Berlin hat sich von dem ersten Schrecken, den ihm einige unvollständige Nachrichten gemacht haben, wieder erholt. Der König ist gesund, und wünschet nichts mehr, als daß der Feind, der durch einen Zufall von seinem gänzlichen Untergang ist gerettet worden, ihm wieder unter die Augen trete; denn jetzo setzt uns die Furchtsamkeit der Feinde in die größte Unruhe (!).

Der König steht mit ungefehr 40,000 Mann in der Gegend von Fürstenwalde, 3 Meilen von Frankfurt; die Russen aber theils diesseits theils jenseits Frankfurt, ohne sich merken zu lassen, daß sie sich dem König nähern wollen. Allem Ansehen nach kann der König nicht gegen sie anrücken, weil die Oesterreicher, welche an den Gränzen der Lausiz in der Gegend von Mühlrose stehen, alsdann einen offenen Weg nach Berlin hätten. Es ist also hier schwer, eine Entschliessung zu fassen. Lange kann der König nicht da stehen, wenn er nicht die Schweden, die sich nun rühren, will nahe an Berlin sehen; und nach der Lausiz kann er auch nicht gehen, weil sonst die Russen Luft bekämen. Hier wird er also seine ganze Kriegswissenschaft nöthig haben, dieses gefährlich stehende Spiel in beßere Umstände zu setzen. Zum Unglück kann man von unsrer Hauptarmee unter dem Prinz Heinrich, und von der Oesterreichischen unter Daun, keine sichern Nachrichten haben. Wir leben also zwischen Furcht und Hoffnung wegen der Entwickelung dieser sehr verwickelten Scene; doch haben wir mehr Hoffnung. Nach dem allgemeinen Zeugniß unsrer Offiziers haben die Russen einen entsetzlichen Verlurst an Mannschaft gelitten. Unser ehrliche Major von Kleist ist verwundet und

gefangen worden; wir wissen aber noch nicht, ob seine Wunde gefährlich ist oder nicht.

Die Reichsarmee hat inzwischen Sachsen wieder eingenommen. Jetzo aber gehen unsere Truppen, die in Leipzig, Torgau und Wittemberg gelegen haben, und mit einem andern Corps verstärkt worden sind, wieder nach der Elbe hin, um sie da zu vertreiben. Dresden ist von den Feinden bloquirt.

Es ist ein großes Glück für uns, daß der Prinz Ferdinand die Franzosen so mächtig wieder nach dem Rhein zurücktreibt. Kassel ist von ihm verlassen, und es ist möglich, daß er sie von Frankfurt abschneidet.

Dieses ist Alles, was ich Ihnen von dem gegenwärtigen Zustand der Sachen melden kann. Ich werde Ihnen nun nicht wieder schreiben, bis sich eine merkwürdige Veränderung zugetragen haben wird. Seyen Sie indessen unserthalben ohne Sorge und hüten Sie sich insonderheit, dem Frankfurter-Zeitungsschreiber zu glauben, der die ungeheure Nachricht giebt: Daß die Russen eine große Menge Preussen in die Oder gesprengt haben. Solche Leute sind weder die Russen noch die Preussen.

1759. 15. Sept.

Es sind nun beynahe 5 Wochen, mein theuerster Freund! daß ich Ihnen von dem Ausgang der Schlacht bey Frankfurt Nachricht gegeben habe. Jetzo will ich Ihnen kürzlich melden, was sich seit dieser Zeit zugetragen hat.

Die Feinde sind in der Schlacht in den 5 Stunden, da wir über sie gesiegt hatten, so zugerichtet worden, daß sie seit derselben Zeit nichts haben unternehmen können. Sie blieben etliche Tage bey

Frankfurt stehen, und der König setzte sich so, daß sie gegen diese Seite nichts unternehmen konnten. Sie verliessen endlich Frankfurt und zogen sich nach der Lausiz, zwischen Guben und Lieberose, wo sie noch stehen, und sich immer mehr verschanzen. Inzwischen war Daun mit einer Armee auch bis in dieselbe Gegend gerückt, und der Prinz Heinrich begleitete ihn zur Seite, an den Schlesischen Gränzen, und that ihm zu verschiedenen Malen merklichen Abbruch. Es standen also in der Niederlausiz vier Armeen ganz nahe an einander, ohne daß etwas von Erheblichkeit vorgefallen ist. Von uns blieb in Sachsen nichts, als schwache Besatzungen in Dresden, Leipzig, Torgau und Wittemberg. Die Reichsarmee machte sich dieses zu Nutze, und nahm erst Leipzig, hernach Torgau, und endlich Wittemberg ein. Von allen Orten aber zogen unsere Besatzungen frey mit dem Ihrigen aus, und Dresden wurde von den Feinden bloquirt.

Da der König merkte, daß die Russen nichts unternehmen konnten, schickte er den General Wunsch mit weniger Mannschaft, zu welcher sich die Sächsischen Besatzungen schlugen, wieder nach Sachsen ab; dieser nahm in wenig Tagen Wittemberg und Torgau wieder weg, und eilte, Dresden zu befreyen. Er kam aber zu spät, und erfuhr unterwegs, daß die dortige Besatzung den 4. capitulirt, und, wie die andern, freyen Abzug mit Allem, was dem König zugehört, erhalten hatte. Er wandte sich also wieder zurücke, schlug die Reichsarmee bey Torgau, eroberte ihr Lager mit Zelten und Bagage, und gieng von da nach Leipzig, wo er die feindliche Besatzung gefangen bekam. Auf diese Art sind diese drey Oerter, Leipzig, Torgau und Wittemberg wieder in unsern

Händen; und nun stehen wir wieder vor Dresden. Der General Wunsch, welcher noch eine ansehnliche Verstärkung bekommen hat, und nun mit dem General Fink, der vom Könige noch zu ihm geschickt worden, 16,000 Mann stark ist, auf einer Seite, und der Prinz Heinrich auf der andern. Dieser Prinz ist vor einigen Tagen, da er gemerkt hat, daß Daun seine Macht noch und noch gegen Dresden zog, schnell dahin aufgebrochen; worauf Daun mit dem Rest seiner Armee sich auch wieder nach der Oberlausiz gewendet hat. Auf diese Art steht der König noch allein gegen die Russen in der Niederlausiz. In der Gegend von Dresden müßen in wenig Tagen wichtige Dinge vorfallen.

Der General Fouquet, welcher in der Gegend von Landshut mit etwa 25,000 Mann gestanden, und den Generalen Hansch und Deville manchen Verlurst verursachet hat, ist inzwischen wieder in Böhmen eingefallen. So stehen die Sachen gegenwärtig. Unser gute Major von Kleist ist bey der Schlacht bey Frankfurt hart verwundet, auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, von da den andern Tag nach Frankfurt gebracht geworden, und den 24. daselbst gestorben. Er hat sich sehr heldenmäßig aufgeführt, und wegen seiner Tapferkeit großen Ruhm erworben, worüber er vergnügt gestorben ist. Die Schweden rücken langsam nach der Untermark. Es versammlet sich aber hier ein kleines Corps, das sie wieder nach Stralsund begleiten soll.

1759. 22. Sept.

Ich schicke Ihnen, mein theurer Freund! beyliegenden Brief an H. Künzli offen, damit Sie darin die Nachricht lesen kön=

nen, die ich wegen Mangel der Zeit nicht noch einmal schreiben kann *).

O könnt' ich Sie doch, in der Gesellschaft unserer Freunde, eines Tags in Philokles förener Hütte, oder auf den ihm benachbarten Bergen besuchen, um Ihnen zu erzählen, und mein Herz und meine Gesinnungen vor Ihnen an den Tag zu bringen. Sie würden ganze Tage sitzen und mir zuhören. Friedrich und sein Volk, und seine Feinde, welcher Stoff zu Unterredungen!

— — Ich bin auf dem Punkt, die deutsche Nation zu verachten, da es so selten ist, Leute von einer gewissen Stärke des Geistes und Gemüths darin anzutreffen. Hier, wo ich ihre Anzahl am Größten glaube, sind sie so rar wie Gold. Kleist ist durch seinen Tod der beßten Zeit der Athenienser würdig; aber bis jetzo hat er keine beßern Lobredner gefunden, als den Frankfurter-Nicolai. Friedrich ist für sein Land und für seine Zeit zu groß; die kurzen Gesichter reichen nicht dahin, wo seine Größe hauptsächlich sichtbar ist.

1759. 16. Okt.

(Nach der Nachricht von der Niederkunft seiner Gattin fährt S. also fort): Gott sey Dank, daß kein Feind und kein Lärm des Kriegs die Ankunft meines Sohns in das Leben gestört hat.

Wir sind in der That jetzo so ruhig, als wenn kein Krieg wäre, ob wir gleich noch große Begebenheiten erwarten, ehe die Heere auseinander gehen. Die Russen ziehen sich immer nach Polen hin. Laudon, der noch bey ihnen ist, sucht mit Ehren wieder zu den Seinigen zu kommen; aber der König

*) Dieser Brief an Künzli mangelt.

versperrt ihm die Wege: Er wird einen übeln Rückzug haben, oder sich entschliessen müßen, mit den Russen zu gehen. Prinz Heinrich und Daun stehen sehr nahe beysammen an der Elbe, zwischen Torgau und Meissen, und keiner kann den andern wegen seiner vortheilhaften Stellung angreifen. Heute sagt man, der Prinz habe sich etwas näher an Torgau auf eine Ebene gezogen; vermuthlich um zu versuchen, ob sein Feind die Berge auch verlassen wolle. Der König wird von seinen Generalen oft übel betrogen. Schmettau hat sich zu Dresden wie ein Kind aufgeführt. Er übergab die Stadt in dem Augenblick, wo Wunsch mit starker Hülfe vor den Thoren anlangte. Ich bin geneigt, es dem König zu einem großen Fehler anzurechnen, daß er solche Vergehen, oder, recht zu sagen, solche Untreu ungestraft läßt. Es ist ganz gewiß, daß ein großer Theil der Nation durch andere Motive, als Ehr' und Vaterland, müßen bewogen werden. Gott sey Dank, daß der Sieg, den Sie mir ankündigen, erdichtet ist! Um diesen Preis wollen wir die ganze Daunische Armee nicht erkaufen *). Denn was immer die Mauberts auch von ihm sagen, so ist gewiß, daß die Wohlfahrt dieses Landes von seinem Leben abhängt. Aber, er wird von einem großen Theil seines Volks verkannt. Decipit frons prima multos.

Ich bin nicht im Stande, N. N. Verlangen nach dem Titel eines Akademikers Genüge zu thun. Der verstorbene Präsident hat uns so mit unbekannten Namen überhäuft, daß wir lange haben werden, diese gelehrte Ehre wieder in ihren wahren Werth zu setzen. Multitudine vilescunt. Zu dem haben wir keine

*) Auf was in B. Briefen sich die gegenwärtige Stelle beziehe, ist uns unbekannt.

Classe, die Dichtern ein Recht zur Aufnahme gäbe, und über dem Allem bin ich von denen, die ihre Stimme zu geben haben, der Einzige, der den Mann nach seinem Verdienste kennt. Meine Collegen würden ohne Zweifel fragen: Wer ist dieser N. N.? Ist er ein Mathematikus oder ein Physikus? Damit will ich noch nicht sagen, daß die Sache gar niemals angehen könne; aber man muß auf Gelegenheit warten.

Kleist hat seinen ersten Lobredner an Nicolai gefunden. Ramler, Leßing und Gleim haben noch nichts gethan. Eine neue Ausgabe seiner Gedichte ist schon bey seinem Leben veranstaltet, aber noch nicht fertig geworden. Leßing hat drey Bücher neuer Fabeln, nebst weitläufigen kritischen Abhandlungen über dieses Gedicht herausgegeben. In beyden ist viel Schönes. Aber seine Theorie der Fabel ist noch nicht vollkommen. Seine Schreibart ist da, wo er von andern abgeht, plump(?). und er scheint sich dieses überall zur Regel gemacht zu haben, nicht höflich zu seyn. Von Gleim habe ich seit sechs Monaten gar nichts bekommen, und Ramler kenne ich kaum noch, wenn ich ihn sehe. Ich habe immer gesagt, daß dieser kein starker Kopf sey, und ich finde noch nicht, daß ich geirret habe. In Leßing stecken viele Ramler.

Mein Neveu wird Ihnen ein Portrait von unserem Helden einhändigen, welches ich in meinem Namen dem Philokles zuzustellen bitte. Die Aehnlichkeit ist zuverläßig, und nach dem Leben, aber vor etlichen Jahren gemacht, da der Held noch in der ersten Blüthe des männlichen Alters war. Es sind aber die Züge, die noch jetzo die Feinde schrecken, und die Freunde ergetzen.

1759. 1. Dez.

Vor 14. Tagen hofte ich, Ihnen einen sehr herrlichen Ausgang dieses Feldzugs zu melden. Alles schien sich dazu anzulassen. Das Glück hatte sich aber beynahe auf einmal gewendet. Es hat Daun geglücket, eines von den einzelnen Corps, welche ihm ringsherum die Zufuhr abgeschnitten hatten, mit einer ungeheuer überlegenen Macht von allen Seiten her zu umringen und gänzlich aufzuheben. Der Schade, den er uns dadurch zugefügt hat, ist beträchtlich; allein es scheint doch nicht, daß er von großem Einfluß sey; denn seit 10 Tagen, da dieses geschehen, ist noch Alles in der alten Verfassung; die Feinde sind noch fast von allen Seiten so umringt, daß ihnen die Zufuhre fast unmöglich fällt. Wir hoffen, daß sie doch Sachsen noch verlassen müßen. Aber immerhin trauen wir dem veränderten Glücke nicht mehr so viel, als vorher.

II.

An Leibnitz.

Ueber die beßte Welt.

Eine Schwärmerey.

Freund Leibnitz! Deine beßte Welt
Macht wahrlich deinem Herzen Ehre.
Man kaufte sich ihr Landrecht gern um Geld,
Wenn's irgendwo zu kaufen wäre.
Doch da die ganze Erdensphäre
Von stätem Menschenglück uns keine Spuren zeigt,
So ist der Zweifler Zunft zum Spotten sehr geneigt,
Und würdigt deine liebe Lehre
Für eine glänzende Chimäre.

Das hindert zwar dich nicht auf deiner großen Bahn:
Du willst der Allgewalt sogar die Macht bestreiten,
Sich beßre Welten zu bereiten.
Du sagst: Sie hätt' es sonst gethan!
Hier steckt dein fester Witz die kühnen Tadler an;
Denn freylich ist die höchste Gottesgüte

Die würdigste für sein Gemüthe
Und seine Weisheit denkt auch stets den beßten Plan.
Allein, wer hat im Buch der Schöpfung noch gelesen:
Warum er diese Welt, in dieser Form gewählt?
Zu welchem Zweck er uns beseelt?
Wer zweifelt, daß er nicht nach Maaßgab unsrer Wesen
Hier Lust und Leid uns zugezählt?

O Weiser! Ueberlaß den allzuklugen Siren,
Mit Paradoxen sich zu zieren.
Sie mögen immerhin, troz unsrer Menschenschuld,
Die höchste Gottesmacht und höchste Gotteshuld
In schnöde Widersprüche bringen —
Wen ehrten noch Sophisterey'n?
Wer kann in dieses Dunkel dringen?
Die Gottheit hüllte doch den Grund von solchen Dingen,
Wohl nicht umsonst, vor Menschenaugen ein.

Indessen — jeden Kniff beyseite —
Verstatte mir, in diesem Streite,
Die Sache näher anzusehn.
Erkläre, lieber Mann! Was sollen Ungeweihte
Durch deine beßte Welt verstehn?
Ist's wirklich nur der Metaphysik Grille:
— Sie muß die beßte seyn; — sie war der Gottheit Wille. —
Ha! weiser Freund in diesem Fall
Verehr' ich deinen Schluß in seiner ganzen Hülle.
Und meintest du dabey des Universums Fülle,
Das ganze weite Schöpfungs-All,

Dann löst dein Räthsel sich auch ohne weitre Brille;
Dann findet selbst kein Zweifel Statt,
Indem die liebe Welt dann keinen Gegner hat.

Doch, wenn du Welten denkst in unbestimmten Zahlen,
Geformt nach Erden-Idealen,
Materialisch gut und schön,
Mit Strahlen oder ohne Strahlen,
Allein verschieden im Bestehn —
Dann läßt sich Eine zwar zur beßten schon erheben.
Doch, welcher nun den Vorzug geben? —
Ist's diesem Staub, worauf wir hier uns blähn,
Im Gegensatz mit allen den Planeten,
Trabanten, Ringen und Cometen,
Die sich um unsre Sonne drehn?
Ist's diese Sonne selbst, die unsre Welt verbindet
Mit jener Sternenschaar, die sich so groß verkündet,
Und die wir Layen gern zum Himmelreich erhöhn?

Hier Klarheit, großer Philosophe!
Die Folgen ändert kein Sophist.
Denn, wenn der Erdenkloß, troz mancher Katastrophe,
Die liebe beßte Welt nach deiner Meinung ist,
So sollte doch, nach allen Gründen,
Sich auch das höchste Gut in seinem Schooße finden.
Nun aber zeigt sein Wesen dir
Ein Jammerbild, so gut wie mir.

Erforsche, prüfe sie in ihrem ganzen Gange,
Die Kindermörderin Natur:

Entfaltet sich in ihrem Folgendrange
Von wahrem Glück die kleinste Spur?
Ist alles nicht — Karrikatur?
Ein stetes Bauen und Errichten,
Verändern, Wüthen und Zernichten?
Lebt jedes Wesen nicht auf Andrer Kosten nur?

Entdeck' uns, welches Glück für diese Erde redet?
Ist's, wenn sich Gram zu Gram, und Noth zu Noth gesellt?
Wenn jedes Element das schöne Land verödet?
Der Frost der Wesen Keime tödet?
Wenn uns die Wasserfluth den Tod entgegen schwellt?
Wenn gar die Sonne selbst uns nach dem Leben stellt?
Wenn Unglück in den Wolken wittert?
Der Hagel unser Feld verheert?
Der Blitz der Menschen Schutz zersplittert?
Die Flamme unser Haus verzehrt?
Wenn ein Vulkan der Erde Schoos empört,
Und sich ihr Felsengrund erschüttert?
Dann, Lieber! wirst du doch gestehn:
Es könnt' in dieser Welt — zuweilen beßer gehn.

Durchdrang dich nie das Seelenleiden,
Die Quaal bey Menschen Noth, die tiefer, stärker schmerzt,
Je wärmer wir uns selbst in edle Tugend kleiden?
Hat eigne Trübsal nie dein Menschenseyn geschwärzt?
Hat nie der Krankheit Gift in deiner Brust gebrütet?
Hat keine Pein dein Mark durchwüthet,
Noch banger Kummer dich gebückt?

Hat über Unrecht nie dein gutes Herz gewimmert?
Und nie der Neid dein Glück zertrümmert?
Und keine Lieben dir die finstre Gruft gepflückt?
Dann, freylich, bist du nicht, wie Viele zu beklagen,
Die, wenn das Schicksal sie zerdrückt,
In ihrer Seelennoth verzagen. . . .
Doch, ist die Welt darum beglückt?

O mag der Stärkere mit seiner Stärke prahlen!
Ich leide stets bey jedem Schmerz.
Ich bin ein Mensch, und fühle Menschenquaalen.
Ich habe Nerven und ein Herz.

Ha! Wenn die wilde Eumenide
Des Krieges rothe Fahne schwingt;
Wenn Tigerwuth mit Menschen ringt,
Und durch Kanonen Glück und Friede
Aus dieser Erde Schooß verdringt;
Und wenn, von jeder Noth umgeben,
Die Zweytracht kühn das Land durchrennt,
Und wüthet, mordet, raubt und brennt,
Und weder Menschenheil noch Leben,
Und weder Recht noch Pflichten kennt:
Wer bebte nicht bey solchen Greuelszenen?
Wen rührte nicht der Unschuld Nothgeschrey?
Und in dem Angstgefühl der bittern Seelenthränen,
Wer stimmte deiner Meinung bey?

Zwar hat des Jammers Bild auch seine Gegenstücke;
Es wittert nicht in Einem fort.

Des Friedens segenvolles Glücke
Gewährt uns wieder Sonnenblicke,
Und zeigt dem Schiffer einen Port.
Man sieht, nach ödem Winterfrieren,
Den jungen Lenz das neubelegte Land
Mit frischen Blüthen wieder zieren;
Und dann, im wirthlichen Gewand,
Hier Ceres goldne Aehren pflücken,
Und dort Vertumnus uns mit süßem Most beglücken,
Und überall der Vorsicht Vaterhand.
Jetzt denkt kein Pilger mehr an Schlossen, Sturm und Wellen,
Und kühne Rasende, die gute Menschen fällen.
Man sieht nur neuen Segen blühn.
Auch streut die sanfte Trösterin,
Die Tugend, edle frohe Saaten
Auf unsre Erdenstunden hin.
Sie lenkt des Herzens schöne Thaten
Und spricht dem Wonnestörer Hohn,
Und macht des Biedern Haus zum milden Freudenthron.

Indessen, Alles abgewogen,
Ist reines Seelenglück das Loos der Erde nicht.
Des Menschen Leben gleicht dem schönen Regenbogen:
Es ist der Sonne holdes Licht,
Das sich in einem Strom von finstern Wolken bricht.
Wer hat den Unbestand des Glückes nicht erfahren?
Wo findet sich Zufriedenheit?
Wer ist von Menschennoth befreyt?
Wir werden stets geplagt — von Weisen oder Narren.

Man kann, in diesem Land der Zeit,
Wo Berge stürzen, Felsen modern,
Und alle Leidenschaften lodern,
Und nichts Beständiges gedeyht,
Auch nicht die beßte Welt, noch stete Wonne fodern —
Die höchste Gotteshuld, bey der Vergänglichkeit!

Wo dann? — Ja, Freund! Das ist es eben,
Wovon du uns so viel, und gleichwohl Nichts gesagt.
Doch, da wir schon zu lang in diesen Zweifeln schweben,
Und uns dein Schweigen nicht behagt,
So sey es uns erlaubt, im Reiche der Ideen,
Dem schönen Reich der Fantasie
Der vorbestimmten Harmonie,
Des Räthsels Schlüssel aufzuspähen.
Dort glänzt vielleicht, das Wo? und Wie?

Mit Adleraugen such' ich sie,
Die beßte Welt, in jenen Sphären,
Die wir so gerne singen hören.
Ich folge ihrer Himmelsbahn.
Doch, was entscheidet hier die Waage?
Denn jeder liebe Reisgespahn
Um unsern Sonnenstern, Regent und Unterthan,
Empfindet seine eigne Plage,
Und spricht kein solches Vorrecht an.
Zum Beyspiel: Unser Mond, wie dächte der daran?
Obgleich Astolph uns einst gedichtet
Daß dort ein Genius die Weisheit aller Art,

Die hier verloren geht, in Flaschen aufbewahrt.
Man ist nun beßer unterrichtet,
Und unser Ueberfluß an diesem Gut beweist —
— Gesagt seys der Vernunft zur Ehre —
Es sey seit jener Zeit von unsrer Erdensphäre
Kein Tröpfchen mehr dahin gereist.

Auch sieht, durch seiner Tuben Schlüsse,
Herr Schröter selbst, in Lunens Lustgefild,
Kein holdes Zauberland, und wenig Ueberflüsse —
Und nur der rohen Schöpfung Bild.
Neptun versagte dort den Durstigen das Wasser;
Vermuthlich — Bachus auch den Wein.
Da kann nun doch, für keinen Praßer,
Der Welten beßte seyn.

Dann muß der warme Stern, den Zärtliche verehren,
Und der — noch wärmere Merkur,
Die Menschen ihrer Welt mit lauter Dünsten nähren —
Ein magres Freudenfest für manche Kreatur!
Hingegen zeigen sich die fernen kalten Hehren,
Saturn und Uranos, mit ihren Sklaven, nur
In einer steten Winterschur.
Von andern neu entdeckten Helden
Und schönen Damen nichts zu melden,
Muß doch die nährende Natur
In jenen irrenden geschweiften Luftgestalten
Auf eigne Weise sich verwalten.
Zu hitzig, und zu kalt — das liebt kein Epikur.

So bleibt uns dann die schöne Sonne,
Wo keine Nacht das Aug umhüllt,
Zum großen Ziel der Menschenwonne,
Die Freundinn, die schon hier mit Segen uns erfüllt.
Zwar glaubte dort, nach frommen Gründen,
Der schwärmende Zelot, der immer gern verdammt,
Die Sünden-Rächerin, der Hölle Glut zu finden,
Wo lauter Pech und Schwefel flammt.
Hingegen aber sah, anstatt der heissen Hölle,
Die sanftre Träumer-Zahl in unsrer Sonne Schoos
Das schöne Paradies, der Menschen letztes Loos —
Den Himmel, diese Freudenquelle;
Auch mancher Edle nicht für Erdenbürger bloß —
Sie dehnten dieses Glück auf alle Reichsvasallen
Der ganzen Sonnenwelt. Daselbst vereinten sie
Die guten Sterblichen von den Planeten allen —
Doch freylich erst nach ihrem Erdenwallen —
Das war nun wirklich Harmonie.

Zwar wie, nach diesem Erdenleben,
Die Seelen sich dahin begeben,
In welcher Kleidung und Natur?
Ob Engel? Elohims? vielleicht als Geister nur?
Ob sie als Nimben sich wie leichter Dunst erheben?
Ob Schlemmer ferner noch in ihrer Sinnlichkeit
An unsrer Erdenmotte kleben?
Ob Schurken, ränkevoll, zu jedem Spuck bereit,
Als Foltergeister uns umschweben —
Da schuf der fromme Meinungsstreit

Sich manche drollige Systeme.
Die Schwärmer lieben das Extreme,
Und manche wußten auf ein Haar:
Daß, nach des Schicksals festen Schlüssen,
Die Menschen insgesamt, durch die Planetenschaar,
Von Erd' zu Erde wandern müßen,
Bis sie, durch jede Noth zerrissen,
Geprüft, entkörpert, engelrein,
Mit Kenntniß jeder Erdenpein,
Der Sonne Huld zu schätzen wissen.

Die allerliebsten Träumereyn!
So dachten Schwindler sich indessen deine Lehre.
Sie sahn in unsrer Sonnensphäre
Und ihrem Satelliten-Troß
Ein großes Einziges, worinnen die Chimäre
Von deiner beßten Welt ins Würkliche zerfloß.

Allein, noch immer blieb für manchen Weltgenoß
Ein schwerer Einwurf zu entladen.
Denn, wie die Sonnen-Myriaden,
Wovon ein Herschel kaum den kleinsten Theil erblickt,
Und die mit ihren Erdengilden
Auch solche Einzelheiten bilden,
Die ihres Schöpfers Huld auf manche Art beglückt —
Mit deinem Optimismus reimen?
Das hieß Collisionen träumen.
Man sagte: Gleichen sich die Sonnen allzumahl,
Mit allen ihren Kreaturen,

An Wesen, Seelenkraft und Sinnen und Figuren —
So ist kein Unterschied in dieser Weltenzahl,
Und keine beßte mehr — der Adel ist verdrungen.
Doch, zeigen sich Veränderungen,
So ist Gradation dabey;
Und deine beßte Welt — bedungen.
Wer aber zeigt uns dann, nach hellen Forderungen,
Daß unsre Welt die beßte sey?

Es schien auch wirklich schwer, aus diesen Irrgewinden
Des Stolzes sich herauszufinden.
Zum Glücke kam ein neuer Jason an,
Und half den Drachen überwinden.
Man sah, nach seinem großen Plan,
Die Sonnen- und Planetenheerden
Zur allgemeinen Monarchie,
Zum einzigeu, vereinten Ganzen werden.
Ihr Sonnen alle, und ihr Erden,
O, jauchzt dem glücklichen Genie!

Nun wissen wir: Daß jeder dieser Sterne,
Obgleich in unermeßner Ferne,
Und fest in seinen Kreis bezirkt,
In dieses Universum wirkt.
In diesem Innbegriff der allgemeinen Rechte
Wird dann vielleicht dem denkenden Geschlechte,
Das nur Vollkommenheiten schätzt,
Was einer Sphäre fehlen möchte,
In einem andern Stern ersetzt.

Sodann vernimmt man auch, mit vielem Wohlgefallen:
Daß in dem Mittelpunkt von diesen Welten allen
Uns erst die wahre Sonne glänzt —
Das absolute Licht, so unbeschreiblich helle,
Und aller Sonnen Lichtesquelle,
Das jede Eigenschaft des Lichtes quintessenzt,
Und an Gewalt und Huld, und Herrlichkeit und Glücke,
Den andern Sonnen ist, was diese allzumahl
Der Erden und der Mondezahl.
Und diese Sonne läßt, in unsrer Forscher Blicke,
Auch nicht den kleinsten Fleck zurücke.
Hier wohnt Vollkommenheit, nach jedes Lust und Wahl.
Ha! Welch ein großes Ideal!
Nun muß, im Schooße dieser Sonne,
Dem reichen Urgrund aller Wonne,
Auch selbst für einen Mysogyn
Der Welten beßte blühn.

O Freund! Umfaßte dein Gedanke
Dieß unzählbare Weltenheer?
Dann klatschen Britte, Ruß' und Franke —
Dann meldet sich kein Zweifel mehr.
Dann ist der ganze Streit im Reinen.
Dann macht der ganze Sonnen-Troß
Nur einen einzigen Coloß.
Wie herrlich muß sein Kern vor allen Sonnen scheinen!
Dann wird die ganze Schöpfung sich
Von jedem Sonnenstern, von jedem Erdenstrich,
In diesem Mittelpunkt am Ende doch vereinen;
Sonst wär' die beßte Welt — ein Traum für sie und dich.

— Hier aber denk' ich auch an Mich.
Denn, mit Vergünstigung der höchsten obern Stellen —
Ich bin, wie jeder andre Christ,
Und jeder Ehrenmann in solchen träfen Fällen,
Doch auch ein bischen Egoist,
Und möchte gern in dieser Sonne Zellen
Ein schönes Plätzchen mir bestellen.
Doch — werden sie verschieden seyn?

Noch eine Frage fällt mir ein:
Wie der entstäubte Geist durch alle Welten-Kreise
Nach diesem Mittelpunkte reise?
Ob wohl auf einem Sonnenstrahl?
Ob mit Kometenpost? Ob sonst auf andre Weise?
Und ob er auch die ganze Sonnenzahl
Der weiten Welt vorher besuchen müße?
Ob dieses durch bestimmte Schlüsse?
Ob nur nach eigner freyer Wahl?

Zwar freylich mag die Fahrt durch alle diese Sphären
Für träge Reisende ein bischen lange währen.
Doch, lieber Freund! was liegt daran?
Auf einer solchen Wanderbahn
Giebts viel zu sehen und zu hören.
Auch ist es eine lange Zeit —
Die gränzenlose Ewigkeit!

Nun, Weiser! wirst du doch der Welt die Freude gönnen,
Und im Vertrauen uns bekennen:

Ob diese biedre Schwärmerey
Zu deinem Weltsystem der wahre Schlüssel sey?

Zwar giebt es immer noch ein Zweifelchen zu lösen —
Wenn ruht der Sterblichen Verstand?
Man spricht von einem Sternenband,
Das dieses große Reich der Wesen
Umgürten soll; und dieses Lichtgewand
Erweckt des Forschers Witz zu neuen Hypothesen.
Denn, sagt er: Setzet eine Wand
Um unser großes Weltenland:
Was gibts denn jenseits diesem Rand?
Das Nichts? Das unbegränzte Leere?
Sinds andre neue Weltenheere?
Allein, mit deiner beßten Welt,
Mein Freund! Wie ist es dann bestellt?
Dann haben wir die alten Glieder
Von allen unsern Zweifeln wieder,
Und keine Theorie die unsern Stolz erhält.

Indeß, bis dieser Punkt entschieden,
Mein Leibnitz! wollen wir zufrieden
Die harte Erdenbahn durchgehn.
Sie zeigt sich doch den Pangloß und Candiden,
Sobald sie wollen, froh und schön.
Ist sie die beßte nicht, so wird man doch gestehn:
Sie sey, was unser Schöpfer wollte,
Daß sie den Menschen werden sollte.
Am Ende denk' ich immerhin:
Die beßte Welt für mich, ist die — worin ich bin.

III.

Rückblick auf die Geschichte der Schweizerischen Eydsgenossenschaft, am Ende des ersten halben Jahrtausends ihrer Existenz. Von H. Fäsi von Zürich, Pfarrherrn zu Afholtern am Albis.

(Fortsetzung. S. Sept. 1807. S. 201—218.)

Was eigentlich die Geschichte der Schweizer in dem Zeitraum der Burgundischen Kriege bis zur Glaubenstrennung glänzend macht, ist die Theilnahme derselben an den Mailändischen Angelegenheiten. Dieses Herzogthum war ein Zankapfel zwischen einem Usurpator der dasselbe regierte, dann dem Kaiser der Deutschen und dem Könige von Frankreich. Den Schweizern war dessen Schicksal als eines Nachbarstaates nicht gleichgültig, der ihnen Lebensmittel lieferte, Hornvieh und Pferde abnahm, und von dem sie noch in anderer merkantilischer Rücksicht beträchtliche Vortheile zogen. Schon früher hatten sie Streitigkeiten wegen des Besitzes einiger Alpen auf den beydseitigen Gränzen durch Waffen und Verträge entschieden, die man Capitulate hieß. Jetzt aber mischten sie sich, (Uri,

Schwyz und Unterwalden nid dem Wald ausgenommen, die wegen Bellenz, Bollenz und Riviera fochten, welche sie als rechtmäßiges Eigenthum ansahen und ansehen konnten), wahrlich weniger um ihrer selbst, als um des vielen Geldes willen, in die mancherley Fehden, welche wegen des Besitzes des Landes geführt wurden. Und was war die Folge davon? Diese, daß die Schweizer zu der Zeit ihrer glänzendsten Epoche, als die europäischen Fürsten mit schwerem Geld ihre Freundschaft und Soldaten erkauften, als ihr Fußvolk sich eine Zeitlang zum Schrecken anderer zu machen gewußt *), als sie sich den Ruhm der Unüberwindbarkeit erworben — sie sich dafür in ihrem Innern einen Abgrund gruben, dessen Umfang sich je länger je weiter ausdehnte, und zuletzt sie sämmtlich zu verschlingen drohte; denn jetzt wurden alle Bande, die ein Staatsgebäude zusammenhalten müßen, entweder locker gemacht, oder gar aufgelöst. Nicht selten herrschte eine solche Anarchie, welche jede Handhabung der Gesetze und Ordnung unmöglich machte. Die Regierungen verboten unter schweren Strafen das eigenmächtige Hinlaufen in fremde Kriegsdienste (Reislaufen genannt). Allein die Söhne der Gesetzgeber, oder wohl sie selbst, stellten sich an die Spitze der Ungehorsamen; und weil die Gesetze so scharf, ihre Uebertreter so zahlreich und so mächtig waren, so blieben sie kraftlos. So ward z. B. bey Anlaß der Ligue von Cambray wider Venedig, von Gemeinen Eydsgenossen bey Confiskation des Vermögens und empfindlicher Leibesstrafe verboten, in diesen Krieg zu laufen. Wer sich unterstehen würde, Hauptmann oder Aufwiegler (wie man die Werber hieß) zu seyn, wurde vollends mit dem

*) S. Machiavelli.

Tode bedroht — und ganze Schaaren rannten in Französische, Kaiserliche, Päbstliche und Venetianische Dienste. Wie wollte man da die Gesetze handhaben? Die Regierungen machten es oft zu einem Artikel ihrer Verträge mit auswärtigen Mächten, ja einige Male zum Beding, ohne welches sie dem Französischen Gesandten nicht einmal den Eintritt in ihr Land gestatten wollten: Daß jene wider den Willen der Regierungen keine Truppen werben sollten. Damit bewiesen sie wohl am Auffallendsten die Schwäche ihrer Verordnungen. Allein die Bothen (wie man diese Herren nannte) durften nur Geld austheilen, oder auch bloß verheissen, so konnten sie sich darauf verlassen, in wenigen Wochen mehr Schweizer in ihrem Sold zu haben, als sie begehrten; und nicht selten rannten ihnen diese wohl auch unaufgefordert zu. Es war der Schwabenkrieg noch nicht beendigt, als schon bey Tausenden in Italien, die einen dem Kaiser, die andern den Franzosen zugezogen waren. Bey diesem Anlaß errichtete man die schon bemerkte Verordnung, daß solche Reisläufer an Leib und Gut gestraft und von keinem Gesetze mehr geschützet werden sollten; und machte nachwärts — o der Schande! ihre Ansprache an Frankreich wegen ausstehenden Soldes zur Staatsforderung, als einmal 1600 solcher Gesellen an der Malstätte einer Eydsgenössischen Tagsatzung dieses mit Ungestümm begehrten. Hinwieder, als einst der gemeine Mann, vorzüglich auf Anstiften des größten Feindes der Eydsgenossen (des Kardinals von Sitten) gegen Frankreich und dessen Pensionäre in der Schweiz auf das Heftigste erbittert ward, gab es gegen die Regierungen, welche nicht eben so gesinnet waren, eine wilde Empörung nach der andern, und, um ihr Leben zu sichern, mußten sie Frankreich den Krieg erklären.

Die unseligen Folgen von Alle diesem auf die Denkart und Sitten der Nation, durch alle Stände derselben, lassen sich leicht denken. Bald überall wurde das Hirtenhorn und die Pflugschaar mit der Hellebarte vertauscht, und dadurch dem Feldbau die nöthigen Hände entzogen. Von Gesundheit strotzend verließ die junge reislaufende Mannschaft ihre väterliche Hütte. So viele Tausende fraß das Schwerdt. Die übrigen kehrten theils zerstümmelt, theils mit eckelhaften vorher unbekannten Krankheiten, und mit denen einst fast eben so unbekannten Lastern des Müßigganges, der Schwelgerey und jeder Art von Zügellosigkeit in ihre Heimath zurück. Es mußte gegen das Dolchen-Tragen nach welscher Weise, gegen alle Ehrbarkeit höhnende Kleidertrachten u. s. f. eitele Gesetze beym Dutzend gemacht werden; und zur Strafe für größere Verbrechen fielen Tausende unter des Henkers Schwerdt. Sogenannte Römische Curtisanen, d. i. Italienische Geistliche, die von dem Pabst auf Schweizersche Pfründen gesetzt worden, brachten die unnatürlichen Laster ihrer Nation mit sich. Durch alle dieses, und trotz des vielen Geldes, das immer in die Schweiz kam, welches einst der Französische Gesandte zu Freyburg auf offener Straße mit Schaufeln zu Haufen schlagen ließ, verarmte nichts desto minder das Land; denn die Bedürfnisse vermehrten sich doch noch stärker als die Befriedigungsmittel, und die biedere Redlichkeit der Schweizer, dieß ihr ursprüngliches Eigenthum, wenn es auch nie ganz ausgerottet wurde, litt immerhin gewaltigen Schaden. Schon der langdauernde Streit wegen des Zolls zu Kloten, der zehnmal beendigt und zehnmal wieder erneuert wurde, zeuget davon, daß die alte einfache Redlichkeit und der edle Biedersinn mehr und minder auch von

den Regierungen gewichen sey, dessen Ruf sonst mehrere Male die Schweizer zu Schiedsrichtern gemacht hatte. Sehen wir vollends auf sie in dem berüchtigten Handel mit Savoyen, als der Herzog Carl III. ihnen, durch erzwungenen Vergleich, die für sein armes Land beynahe unerschwingliche Summe von 300,000 Gulden Rh. für zwey betrügliche Schenkungsurkunden von einem freylich dreymal stärkern Gehalt bezahlen mußte, so ergreift noch die Enkel ein gerechter Abscheu vor solchem Unrecht. Auch die treue Freundschaft, welche sonst gemeinschaftlich die Eydsgenossen gegen einander erzeigten, litt mehr als Eine Gefahr ihres endlichen Untergangs. Da sich bey den Italienischen Feldzügen der Häuser Oesterreich und Valois fast immer auf Seite beyder Theile Schweizer befanden, so geschah es zwar zum öftern, daß sie denn doch im entscheidenden Augenblicke, gegen einander zu fechten, bestimmt verweigerten. Aber immerhin war es eine Art einheimischen Krieges, den sie dergestalt auf fremden Schlachtfeldern unter sich führten. Nicht selten schloß sogar ein Theil dieser Truppen den Frieden mit dem Feinde, mittlerweile ein andrer den Krieg fortsetzte. Dieses war gerade der Fall, der den unglücklichen Ausgang des Tags bey Marignan entschied. Daß dann bey Hause die Häupter der einen Cantone, oder andre einflußreiche Partikularen derselben, größre Jahrgelder von fremden Fürsten als die übrigen erhielten, und wieder andre ganz ausgeschlossen wurden, erweckte nicht minder die höchste gegenseitige Erbitterung.

Daß dieses alles nicht zum Heil des Vaterlandes gereichen konnte, sahen freylich die Einsichtsvollsten und Redlichsten im Volke schon frühe ein, und arbeiteten mit vielem Eifer dage-

gen. Allein, erst als das Uebel so stark überhand genommen, daß niemand mehr war, der es läugnen konnte, gelang es ächten Vaterlandsfreunden eine Uebereinkunft zu treffen, welche wenigstens den Hauptgebrechen so viel als möglich abhelfen sollte. Nach derselben thaten nämlich alle Cantone nicht nur neuerdings (wie schon zu Stanz geschehen) auf ihr Vorrecht Verzicht, nach Willkühr über Krieg, Frieden und Bündnisse zu verfügen, sondern man verabredete: Daß kein Stand einseitige Pensionen annehmen, noch den Seinigen gestatten sollte, solches zu thun: Daß man hiernächst denjenigen nicht weiter Schutz und Hülfe leisten werde, welcher aus einem Canton, der die Gesetze gegen die Reisläufer handhabe, in einen fliehen möchte, in dem sie nicht gehalten wurden (denn auch dieses war zur fast allgemeinen bösen Gewohnheit, und zwar so sehr geworden, daß es nicht immer bey bloßen Empfehlungen blieb, sondern man sich solcher Leute sogar richterlich annahm). Allein auch diese heilsamen Verordnungen, die i. J. 1503. auf einer Tagsatzung zu Baden allgemein genehmigt worden, waren für zu Viele ein zu unerträgliches Band, als daß sie sich demselben bereitwillig unterzogen hätten; und da die Gewalt der Umstände noch nicht unwiderstehlich befahl, so siegte der Cantonsgeist, der es für sein höchstes Glück hielt, ohne Rücksicht auf Andre, ohne deren Beystand er doch selbst nicht auf die Dauer bestehen konnte, Souverainitätsrechte ausüben zu können; es siegte die Sucht nach baarem Gewinn, den man beym Reislaufen und Pensionennehmen so leicht erwerben, und jetzt bey der eingerissenen Verschwendung nicht mehr entbehren konnte. Man that daher, was möglich war, die angenommene Ordnung sofort wieder zu stürzen. Bern, Freyburg und Solothurn ließen sich gar ihres hierüber gethanen Eides von ihren Bischöfen entledigen.

So dauerte die Verwirrung und das Unheil immer fort; ja es stieg gleichsam von Tag zu Tag auf eine höhere Stufe. Jeder Fürst hatte in der Schweiz seine zahlreichen Anhänger; nur das Vaterland hatte keine, oder doch wenige mehr. Erst, da die Schweizer bey einigen Vorgängen zeigten, daß sie denn doch nicht unüberwindlich seyen, und die Fürsten sahen, daß man auch ohne sie Schlachten gewinnen könne; als nach der Gefangennehmung König Franz I. der Streit in Italien eine Zeit lang ein Ende hatte; als man daher der Eydsgenössischen Armeen nicht mehr so sehr bedurfte; als überdies die Kirchenreformation eine solche Zweytracht in der Schweiz stiftete, daß dieselbe den fremden Staaten je länger je unbrauchbarer wurde; als endlich die Kirchenreformatoren gegen Reisläufer und Pensionennehmen als gegen Uebel loszogen, die den Privatsitten eben so verderblich wären, als dem gemeinen Wesen, fieng diese Verwirrung an, sich aufzulösen. Wohl wurde auch hie und da dem Uebel im Einzelnen durch sehr angreifende Arzneyen geholfen; denn in mehrern Cantonen war das Volk selbst der Unordnung müde geworden, und hin und wieder fiel es mit Wuth über die sogenannten Pensionärer her, die es der Münze wegen, in welcher hauptsächlich die Jahrgelder ausbezahlt wurden, Kronenfresser hieß, und sie für die Stifter alles Unheils ansah.

Aber, so wie bisher Pensionennehmen und Reislaufen die Schweiz unter sich selbst zertheilte, so that es jetzt auch das Aufheben desselben; und da nun vollends ungleiche Meinungen auch darüber entstanden: Ob man nach der bisherigen päbstlichen, oder nach einer neuen Lehre die Seligkeit erlangen könne? Ob der Bischof zu Rom der sichtbare und unfehlbare Statthalter Gottes auf Erde sey, oder ob es überall keinen solchen

geben könne? so goß dieses der Flamme der Zweytracht noch mehr Oel zu: Man gerieth in die größte Hitze, und (wie es bey allen Revolutionen zu geschehen pflegt) man achtete es für unmöglich, daß jemand der neuen Lehre aus Ueberzeugung könne zugethan seyn; sondern man hielt es für Eigennütz oder Bosheit, der man irgend einen Schimpfnamen beylegen müße. Bald fieng man sogar an zu zweifeln: Ob man mit solchen Gottes- und Menschenfeinden noch in irgend einer Verbindung, oder gar in einer Eydsgenossenschaft stehen dürfe? Doch hätte sich dieser Sturm wohl nach und nach gestillet, ohne großes Verderben angerichtet zu haben; ja allem Anscheine nach wäre in Kurzem eine allgemeine Uebereinstimmung entstanden, indem bereits kein Canton mehr war, wo sich nicht die Anhänger der neuen Lehre täglich vermehrten, wenn nur die Eydsgenossen nie von dem Staatsgrundsatz ihrer Stammväter abgewichen wären: Bloß gleiche Brüder, und keine Untergebnen zu haben. Besonders aber war es verderblich, daß sie einem beträchtlichen Theil ihres Landes auferlegt hatten, zugleich acht oder zehen Herren auf einmal zu dienen. Denn da diese Unterthanen, der Einladung der Einen gemäß, die neue Lehre auch anhörten und häufig Wohlgefallen daran fanden, so wurde ihnen solches von den andern hingegen mit hohem Ernst untersagt. Dadurch ward den entzweyten Gemüthern ein neues Streitfeld eröfnet, das ihnen bisher noch gefehlt hatte. Nun ereiferte man sich vollends bitter über den Umfang der oberherrlichen Rechte der regierenden Cantone in den sogenannten Gemeinen Herrschaften. Da aber ein Streit dieser Art nicht leicht durch Vernunftgründe beyzulegen ist, und noch minder sich von selbst beylegen wird, so ist es sich keineswegs zu verwundern, daß man unternahm, ihn durch das Schwerdt zu ent-

scheiden. Einmal konnte dieses freylich noch durch einen rechtschaffenen und klugen Vaterlandsfreund, den Landammann Aebbli von Glarus verhindert werden. Allein, obschon er den Bundesbrief im Original zerriß, welchen Luzern, Uri, Schwyz Unterwalden und Zug i. J. 1529. mit dem Römischen Könige Ferdinand, zur Handhabung des christlichen Glaubens, zu Waldshut geschlossen hatten, (in welchem sich diese Kantone nicht nur ihre Bündnisse mit den übrigen Eydsgenossen nicht vorbehalten, sondern noch gar ausbedungen hatten, daß alle Eroberungen, die sie etwa innert den Gränzen der Eydsgenossenschaft machen würden, ihnen ausschließlich verbleiben sollen, ausser Konstanz, auch nicht bekennen, „daß sy im Zirk der Eydgnoßschaft, noch Eydgnossen syginð"), so vermochte er dennoch nicht, die Quelle des Uebels zu verstopfen. Sie bekriegten sich also zum zweytenMal — diese ewigen Bundsgenossen! Doch schien es jetzt mehr, daß sie gegenseitig versuchten ihrem Groll Luft zu machen, als daß sie eine planmäßige Fehde gegen einander auszuführen gesonnen waren. Sobald es daher dem Einen gelang, den andern etwas derbe zu behandeln, so bekam dieser Furcht; der erstere hinwieder ließ sich mit etwas zugestandenem Vortheil ebenfalls ab und zur Ruhe weisen, und fand es nicht gerathen, den andern zur Verzweiflung zu reitzen.

Allein da das Nachgeben auf der einen Seite meistens nur Wirkung eines panischen Schreckens und großer Verwirrung war, und auf der andern der Sieg zu Gewaltthätigkeiten verleitete — da die Päbstliche Parthey in der Schweiz besondere sogenannte güldene Bünde errichtete, um ihre Religionsmeinung herrschend zu erhalten, ohne zu bedenken, daß

Wahrheit keiner derley fremden Unterstützung bedarf, und Falschheit durch nichts von dieser Art kann wahr gemacht werden — da man ferner in der Ueberzeugung, für Gottes Sache zu kämpfen, sich äusserst despotische, empörend-ungerechte Handlungen erlaubte — da man einander nur deswegen nicht vollends alle Eydsgenössische Verbindung aufkündete, weil die natürliche Lage des Landes das Band allzufest geknüpft hatte, so bedurfte es nur eines etwelchen wichtigscheinenden Anlaßes, um beyden Theilen die Erlaubniß zu geben, gegen einander loszuschlagen. Diese fand sich im XVII. Jahrhundert in der Verweigerung des Canton Schwyz, einigen angesehenen Bürgern des Fleckens Art, die den reformirten Kultus angenommen und sich deswegen nach Zürich begeben hatten, ihr Vermögen nachfolgen zu lassen. Man schlug es aus, das deßwegen angerufene Eydsgenössische Recht anzunehmen; man bezeigte sich furchtbar-strenge gegen die Hinterlaßnen der Ausgewanderten, und plötzlich brach der lange verbissene Groll beyder Theile in bittere Worte und endlich in eine offene Fehde aus. Doch kaum hatte man in diesem sogeheissenen Rapperschweiler-Krieg ein Paarmal gegen einander das Schwerdt gezogen, so machte man wieder Friede, ehe entferntere Staaten nur die Ursache der Entzweyung vernehmen konnten. Beyde Theile hatten gewonnen und verloren; keiner war überwunden. Daher schloß man im Grunde nur einen Waffenstillstand, den man freylich Frieden hieß, aber der die Ursachen der nun zweymal ausgebrochenen sogenannten Religionskriege keineswegs aufhob. Darum blieben die gegenseitigen Gesinnungen nach wie vor, und niemand empfand dieses auf eine traurigere Weise, als die Einwohner in den Gemeinen Herrschaften, die oft ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und

dennoch thörigt genug gegen einander eben so feindselig dachten wie ihre Herren. Immer sann man nur auf neue Zerwürfnisse, statt auf Befestigung der Ruhe und gänzliche Aussöhnung. Die Gesandten der Päbstlichen Parthey auf die Jahrrechnung, kamen mehrere Jahre in dem Kapuzinerkloster zu Baden einseitig zusammen, und verabredeten heimlich, mitten im Frieden, wie sie sich zu einem glücklichen Krieg gegen die mächtige Zwinglische Parthey rüsten wollen. Ein übermüthtiger Abt von St. Gallen ließ, ohne weitere Veranlaßung, durch einen Ingenieur Risse und Pläne verfertigen, wie die Stadt, in welcher sein eigenes Gotteshaus lag, überrumpelt werden möge. Eben derselbe gab das Loszeichen zum Ausbruch eines neuen, zwar nicht unvermutheten Krieges, indem er sich's herausnahm die Freyheiten seiner Klosterunterthanen, besonders im Land Toggenburg, je länger je mehr willkührlich einzuschränken, und diejenigen Rebellen zu heissen, die sich solchen Ueberdrang nicht gutwillig gefallen ließen. Endlich machte er es so bunt, daß er eine geraume Zeit seine eigenen Glaubensbrüder damit für den Kopf stieß, bis der Klerus, und besonders die Päbstliche Nuntiatur ihnen das Unbegreifliche begreiflich machen konnte, daß es hier um Befestigung des alleinseligmachenden Glaubens und Ausrottung der Ketzerey zu thun sey, und daß hiemit der Zweck alle Mittel heilige. Jetzt wandten sich die bedrängten und verlaßnen Toggenburger an Zürich und Bern, und ungesäumt griff man wieder zu den Waffen. Diesmal entschied das Glück zu wiederholten Malen für die Zwinglische Parthey, die dann auch den Sieg mit nicht allzugroßer Mässigung benutzte, und sich von den Gegnern einen beträchtlichen Theil der bisher gemeinsam genoßnen Ländereyen abtreten ließ. Den-

noch wurden auch die Haupturſachen dieſes und der vorigen einheimiſchen Kriege in reife Betrachtung gezogen, und denſelben (durch den Landsfrieden vom J. 1712. und den Frieden mit dem Gotteshauſe St. Gallen von 1718.) wirklich mit großer Weisheit ſo vorgebogen, daß von derſelben Zeit an die Anläße zu Zweytracht ſich je länger je mehr vermindern mußten, und im Gegentheil Duldſamkeit und Eintracht ſich täglich mehrten.

Ich habe ohne Unterbrechung den Gang der einheimiſchen Kriege von der Reformation an bis auf unſre Zeiten verfolget, weil ſie im Grunde alle zuſammenhängen und nur durch Zwiſchenbegebenheiten getrennt ſind; ſo daß, wenn der letzte Krieg in dem zwölften Jahr des vorigen Jahrhunderts eben ſo unentſchieden geblieben wäre, wie die vorigen, und der Friede eben ſo wenig fernern Zwiſtigkeiten den Riegel geſchoben hätte, als die frühern, wir ohne anders noch ſpäterhin ähnliche Auftritte würden erlebt haben. Jetzt noch einen Blick auf den übrigen Theil unſrer Geſchichte in erwähntem Zeitraum.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Päbſtliche Parthey unter den Eydsgenoſſen zur Aufrechthaltung ihres Kultus den ſogeheiſſenen Borromäiſchen oder güldnen Bund ſchloß. Dadurch erweckte ſie großes Mißtrauen und heftigen Unwillen bey der Zwingliſchen Widerpart. Dieſe ſchloß ſich nun dagegen an die evangeliſchen Stände in Deutſchland an, doch mehr zu Schutz, als zu Trutz, ſo wie ſie überhaupte twas duldſamer und mit minder bitterm Eifer auf Ausbreitung ihrer Lehre bedacht war, als die erſte. So hatte ſie z. B. nie den Grundſatz behauptet, daß ihre Kirche die unfehlbare und alleinſeligmachende ſey; nur fanden auch ihre Lehrer nie, daß ſie gefehlt hätten, und glaubten ebenfalls, es ſey — wenigſtens ſchwer, mit einem an-

dern Glauben, als dem ihrigen, den Himmel zu erlangen. Aber aus jenen verschiedenen einander entgegengesetzten Bündnissen konnte immerhin nichts Gutes für Gemeine Eydsgenossenschaft erwachsen. Denn wenn gleich gewöhnlich von beyden Theilen bey ihren einseitigen Bündnissen das Eydsgenössische vorbehalten worden, so zeigte doch die tägliche Erfahrung, daß der Geist der einen mit dem Geiste des andern unverträglich sey.

So wurden die Gemüther täglich mehr von einander entfernt, und man trotzte sich gegenseitig bey jedem Anlaß mit stets steigendem Uebermuth. Nichts hatte eigentlich während dem dreißigjährigen Krieg des zweytletzten Jahrhunderts einen einheimischen Krieg verhütet, als die Gewißheit, daß man der Oesterreichisch-Spanischen Parthey das Thor des Vaterlandes für die Katholische, und der Schwedisch-Französischen für die Zwinglische Schweiz öffnen, und somit den grausamsten aller Kriege, ohne Weiteres, in das eigne Vaterland ziehen würde. Denn jede dieser Mächte versprach dem ihr in der Schweiz günstigen Theile den Sieg über seine Gegner. Wenn es aber schon während dieser großen europäischen Fehde nie zu einem offenen Ausbruch inner unsern Gränzen kam, so mangelte es doch nicht an feindseligem Benehmen, das so oft noch größeres und allgemeineres unvermeidlich zu machen schien. Einst war es dahin gekommen, daß Bern seiner ältesten Bundesschwester Solothurn den Bundesbrief herausgab, als ein Truppen-Detaschement, welches ersteres zur Beschützung der Stadt Müllhausen sandte, auf Solothurner-Gebiet, von dortigen Bauern mörderisch überfallen wurde, und die Regierung derselben die Fehlbaren zu bestrafen verweigerte. Nur mit Mühe gelang es klugen und für das Heil des Vaterlands

eifrig bemühten Männern, die bereits auflodernde Kriegsflamme noch zu ersticken.

Sonst blieben die Eydsgenossen, seit dem Schwaben-Kriege, von auswärtigen Mächten ganz unangefochten; ja ganz Europa erkannte, seit dem Westphälischen Friedenschlusse, sie für eine ganz unabhängige Nation an. Sie hatten es aber auch als Staatsgrundsatz angenommen, sich weiter in keine fremde Angelegenheiten zu mischen, und eben so wenig Auswärtige sich in ihre Hausstreite mischen zu lassen. Von jenem riß sie freylich die Gewalt der Leidenschaften von Zeit zu Zeit dahin, als sie z. B. an den innern Kriegen Frankreichs Antheil nahmen, und die einen mit zahlreichen Schaaren der Ligue, die andern der Gegenparthey zugezogen waren; was auf die damaligen, vielleicht auch auf die folgenden Schicksale jenes Reichs, bis auf die neuesten Zeiten herab, keinen geringen Einfluß hatte.

Zu einem zweyten Staatsgrundsatze dann war es bey ihnen geworden: Keinerlei Eroberungen zu machen. Ohne diese wär' es ihnen leicht genug geworden, Mayland, Burgund und Neuenburg als Eroberungen zu erhalten. Von dem Mayländischen Staate behielten sie einzig das, was sich ihnen entweder aus eigenem freyen Willen ergeben, oder was ihnen als Belohnung geleisteter Dienste geschenkt worden war. Doch auch als Abweichung von jenem Grundsatze darf man die Eroberung nicht vergessen, welche Bern, Freyburg und Wallis in der Waadt machten, wodurch aber (hieß es dann freylich) bloß die alten Gränzen Helvetiens wiederhergestellt würden.

Noch müßen wir einen Blick auf einen andern Theil unsrer innern Angelegenheiten werfen, nämlich auf die sogeheissenen Empörungen. Je länger je schwieriger ward es, die Unter-

thanen nach bloßer Willkühr zu behandeln; gesetzt auch, daß dieses aus den beßtgemeinten Absichten und unstreitig zum allgemeinen Nutzen geschehen mochte. Denn bald sah man die nicht erst seit Gestern gemachte Erfahrung bestätigt, daß wenn Theorieen einmal den Kopf eingenommen haben, Augen und Ohren vor jeder Warnung und jeder Thatsache verschlossen bleiben; und daß gar oft reines und uneigennütziges Freyheitsgefühl weit weniger, als Neuerungssucht und Eigennutz, die Triebfeder von angeblicher Vaterlandsliebe und Freyheitsrettungsversuchen sind. Indessen ereignete es sich nicht minder, daß rechtliche und rechtschaffene Männer, welche keineswegs gesinnet waren die Schranken der Gerechtigkeit zu überschreiten, aus redlichem Zutrauen, daß das klagende Volk ebenfalls nicht anders gemeint sey, sich zu ihm gesellten, und dann gemeiniglich beyde in das gleiche Gericht der Verdammniß fielen. Oft wurden nämlich solche Männer, wider ihren Willen, von den Unruhestiftern und der wildtobenden Menge hingerissen, und mußten Schritte thun, oder thun lassen, die sie selbst verabscheuten. Das war z. B. sicher der Fall bey dem Anführer der unruhigen Landleute von Bern, Niklausen Leuenberger. Es war seinen durch Thatsachen bewährten Grundsätzen gänzlich zuwider, daß eine gute Sache durch schlechte Mittel betrieben, und so unwidersprechlich strafbare Handlungen verübt werden sollten, wie solches wirklich der Fall war. Er war ein Mann von ausserordentlichen Talenten, dem aber der unglückliche Ausgang des Aufstandes den Namen eines Verräthers, und der niedrige Verrath eines nahen Verwandten den Kopf auf das Hochgericht brachte, welches einige Tage darauf der Sturmwind im Donnerwetter niederschlug. Dieser Aufstand (unter an die Zwan-

zigen, welche in unsrer Schweiz vorfielen, unstreitig der weitaussehendste), war die Folge eines förmlichen Bündnisses der Einwohner von Luzern und Bern, an dem aber auch Mehrere aus den Cantonen Freyburg, Solothurn und Basel, und selbst aus dem benachbarten Frickthal Antheil genommen hatten. Ihre Beschwerden rührten hauptsächlich von ungestraft gebliebenen Bedrückungen einiger Landvögte und Unterbeamteten her, die sich, neben mancher andern Unordnung, hauptsächlich den in diesen Zeiten oft geänderten Münzfuß, und die Ungleichheit der Maaße, zur wirklichen Beschwerde des Landes zu Nutze machten. Diese Unzufriedenen sagten zwar in ihrem Bundesbrief: Sie wollen sich der Oberherrschaft ihrer Regierungen nicht entziehen; allein immerhin trachteten sie eine Eydsgenossenschaft in der Eydsgenossenschaft zu errichten; und mit planmäßigerm Verfahren und weniger zügellosen Ausschweifungen, besonders aber mit mehrerer Folgsamkeit gegen die Einsichtsvollsten ihrer Führer, wären sie fast ohne Zweifel wirklich dazu gelangt; denn durch die Capitulation welche die Regierung von Bern bereits mit den Ihrigen eingehen zu müßen glaubte, war die Sache im Grunde schon erlangt, welches dann freylich unsrer Schweizerschen Eydsgenossenschaft wenig Stärke und Heil verschafft hätte.

Alle diese Unruhen, von denen sich einige auf ganze Landbezirke ausdehnten, andre sich nur auf einige Gemeinden einschränkten, kommen alle darin mit einander überein: Daß Bedrückungen, hauptsächlich von Unterbeamteten, den Ausbruch veranlaßten; daß dann alte Siegel und Briefe hervorgesucht, ihr Buchstabe neuerdings reklamirt, und einseitig ausgelegt wurde; daß sich die unintereßirten Regierungen der Schweiz der Sache

beluden, und gemeiniglich zu weit gelindern Maaßregeln riethen, als sie selbst früher oder später in ähnlichen Fällen befolgt hatten; daß sie gewöhnlich Vermittler oder Richter der streitenden Partheyen wurden, einander immer im Fall der Noth thätliche Hülfe verhiessen, und einige Male wirklich leisteten, nie aber das Uebel aus dem Grund heilen mochten.

Diese mannigfaltigen Unfälle, welche die Eydsgenossenschaft betrafen, die bey ihrer Staatsverfassung unausweichlich waren und wahrlich nur von Unberichteten oder Böswilligen den Regenten allein zur Last geleget werden konnten, wurden von vielen treflichen Staatsmännern (denn an solchen fehlte es der Schweiz nie) mit Bedauern wahrgenommen. Wohl erblickten sie die Quelle, aus welcher alles Uebel entsprungen war; sahen aber nie, daß die große Kraft, welche die Schweiz von der Natur empfangen hat, dadurch gelähmt werde, daß sie in so Manchem von der Willkühr des Nachbars abhange, und befürchteten, daß sie in sehr gefährliche Umstände gerathen müßte, wenn einst kein politisches Gleichgewicht unter den benachbarten Mächten mehr vorhanden wäre. Allein, sie sahen auch einen gordischen Knoten vor sich, welchen aufzulösen so viel als unmöglich sey, und den sie doch zu zerhauen nicht Kraft — und selbst mit dieser nicht Muth genug gehabt hätten. Dennoch unternahmen sie es, mit dem Erstern einen Versuch zu machen, und kamen daher auf den Grundsatz zurück, der schon, zwar noch unentwickelt, in dem ersten Bündnisse der Länder Uri, Schwyz und Unterwalden gelegen, hernach in den Pfaffen- und Sempacher-Briefen, in dem Stanzer-Verkommniß und der Uebereinkunft zu Baden vom J. 1503. enthalten war: Den verschiedenen Eydsgenössischen Staaten nämlich einen so viel

möglich bestimmten Vereinigungspunkt zu geben, und aus denselben, insofern es ohne Umsturz jeder einzelnen Constitution geschehen könnte (denn dies war der unbewegliche Stein des Anstoßes, den sie zu sprengen nie versuchen durften) Einen Staat zu bilden. Unter diesen Männern zeichnet sich der durch seine ausserordentlichen Schicksale, eben so wie durch seine Talente, äusserst merkwürdige Bürgermeister Heinrich Waser von Zürch auffallend aus. Ihm hat das gemeinsame Vaterland (vielleicht ohne es zu wissen) noch bis auf Heute sehr Vieles zu danken. Er war es z. B. welcher unablässig daran arbeitete, in der ganzen Schweiz nur Ein Maaß und Gewicht und eben so Eine Münze einzuführen, deren Verschiedenheiten immerhin, und damals ganz besonders, die größte Verwirrung verursachte. Hauptsächlich aber gab er sich unendliche Mühe, unter allen diesen verbündeten Staaten, überhaupt gleiche Rechte und gleiche Pflichten einzuführen; die zugewandten Orte zu Cantonen, gleich den übrigen, zu erheben; jedes Ort zu bewegen, seine besondern Souverainitätsrechte, in Ansehung seiner Verhältnisse mit auswärtigen Mächten, dem Heil des gemeinen Wesens aufzuopfern, u. s. f. Schon hatte es den beßten Anschein, daß alle besondern Bündnisse der Helvetischen Staaten in Einem einzigen Bundesinstrument würden verfaßt werden, als verschiedene Ereignisse den Fortgang des beynahe vollendeten Werks unterbrachen, lähmten, und endlich ganz unerhältlich machten. Was damals Wasern nur unvollständig gelingen wollte, das glaubten in unsern Tagen Andre vollständiger und geschwinder ins Werk zu setzen. Allein die Macht einer großen Nation, glänzende Versprechungen, noch schrecklichere Drohungen, und endlich gar fürchterliche Gewaltthaten vermochten es

dennoch nicht — vermochten nur ein altes Staatsgebäude vollends niederzureissen, das bey wenigen Jahren ein halbes Jahrtausend gestanden hatte, an welchem schon mancher Sturm nicht mehr ausgerichtet, als es hie und da locker zu machen, das aber von seinen Bewohnern mit großer Sorgfalt vor dem Einsturz unterstützt und verwahrt wurde — das bey vielen unwidersprechlichen, und von unbefangenen Bewohnern selbst wahrgenommenen, Mängeln in seiner Anlage und in seiner Festigkeit, doch den nicht hatte, daß es irgend Jemand — Sonne oder Mond geraubt hätte; das im Gegentheil dem Nachbar mehr als Einen Sturm abgehalten, und ihm eine sichere Vormauer gewährt hatte — das endlich, wenn es auch von sich selbst oder durch Nachlässigkeit seiner Eigenthümer eingestürzt wäre, dem letztern nichts schaden konnte, der sich leicht dafür zu schützen vermocht hätte. — Jetzt haben wir endlich denn doch, nach vielem ausgestandenen Ungemach, wieder eine Wohnung beziehen können, die der alten in gar Manchem ähnlich siehet, und vor ihr den wesentlichen Vortheil hat, daß sie allen Theilen des neuen Föderativstaates gleiche Rechte giebt, gleiche Pflichten auferlegt und alle Unterthanenschaft aufgehoben hat. Aber, noch einmal! Hört es, ihr Kinder, und sagt es noch Euern Kindern: Jenes Haus ist nicht von selbst zusammengestürzt, es ist niedergerissen worden. Eure Väter hatten fünfhundert Jahre darin gewohnt, und waren nie herausgegangen, Jemanden Leides zu thun; aber wenn er in ihr Haus dringen wollte, fielen sie alle über ihn her, bis er weichen mußte. Manchmal hingegen beschützten sie noch selbst den Nachbar und hatten ein treues Aufsehen auf ihn, so daß er sein Haus auf der Seite gegen uns offen und unbewacht lassen durfte, wenn ihn jemand von der andern

Seite her angriff. Es ist wahr, Kinder! dieses Haus sah' nicht nur ganz altmodisch aus, sondern es war auch baufällig, und Vieles darin recht unbequem. Aber dieses werfet nicht Uns vor, als ob Wir es aus seinen Fugen gerissen hätten. — Vielleicht aber meinet ihr, wir selbst hätten ein neues aufbauen sollen? Dazu ließ man uns keine Zeit, sondern mit Eins riß man das alte nieder, stellte uns ein neues hin und sagte: Dieses sey nach der neuesten Bauart aufgeführt, und jetzt müßen wir darin wohnen, oder man schlage uns todt! Ach! das war eine Zeit für uns! Gott bewahre Euch vor einer solchen! Mir will's zu schwer fallen, Mehreres von ihr zu erzählen. Nur das sage ich Euch: Wenn ihr kindliche Liebe zu uns traget, so seyt einmal einträchtiger unter einander, und sehet nicht gleich einen jeden für einen bösen Menschen an, der nicht in Allem Eurer Meinung ist. Seyt niemals eigensinnig und niemals unbesonnen. Prüfet Alles, und behaltet was gut ist. Denket nicht etwa, nur diejenige Staatsverfassung sey die beßte, bey welcher Ihr, oder Eure nächste Freunde und Verwandten, am meisten zu befehlen und zu geniessen haben. Seyt im Glücke nicht stolz, und nicht verzagt in gefährlichen Zeiten. Unser Eigenthum war immerhin klein; nun ist es noch kleiner geworden. In Osten, Süden und Westen ist uns mehr als Ein schönes Stück Lands entrissen worden. Dennoch sind wir unverzagt, daß wir noch immer ein bescheidenes Glück werden geniessen und euch hinterlassen können. Wir streben so wenig, und noch weniger als unsre Väter, nach hohen Dingen, und es betrübet uns nicht, die Kleinsten zu seyn von allen unsern Nachbarn, nahe und ferne. Aber unabhängig wollen wir seyn, und daran wagen wir, so Gott es will, Leib und Leben. Machet es auch also!

IV.

Die Maynacht.

(Madrid 1807.)

Gebüsche des Frühlings der südlichen Zone,
O heilige Quelle im Hain!
Wie glänzt ihr, vom Alpenland ferne, dem Sohne
Der Berge, im freundlichen Schein!

Ha! Fakel der Liebe, der Götter Geweihte,
Es stralet vom himmlischen Blau
Die Flamme, die keusche, im Sternengeleite,
Und hellet das irdische Grau.

Gefühle der Wollust durchzittern die Halle
Der großen, erwachten Natur;
Die Wesen der Schöpfung umarmen sich alle
Und feyern den Brauttag der Flur.

Es girret, es flötet im schwelgenden Moose,
Vom Hauche der Blüthen berührt,
Im Aether durchschwimmenden Blatte, der Rose
Vom kosenden Zephyr entführt.

Die Hoffnung der Zukunft steht über den Särgen,
Sie heiligt der Freude Genuß —
Geh! Sehnsucht des Herzens, bring' über den Bergen
Den Lieben der Heymath den Gruß!

V.

Ueber den Einfluß der Naturlehre auf das sittliche und physische Wohl der einzelnen Menschen und der Staaten*). Von Dr. Joh. Max. Karg, öffentlichem Lehrer der Naturlehre am Großherz. Badischen Lyzäum zu Constanz.

Sie treten also jetzt, meine Herren! auf der philosophischen Laufbahn in neue Regionen. Nachdem Sie sich in der Wissenschaft, richtig zu denken und zu schließen geübet, die Lehren zur Glückseligkeit des Lebens gehöret, nachdem Sie durch die Wissenschaft der Größen Ihren Verstand geschärft haben, schreiten Sie nun fort in der Stufenordnung der jedem gebildeten Menschen unentbehrlichen Kenntnisse. Sie sollen in diesem Schuljahre die mit Ihnen im Universum existirende Körper, die Eigenschaften und Kräfte derselben, und die Menge derjenigen Erscheinungen kennen lernen, die von diesen Körpern abhangen. Bey diesen wissenschaftlichen Wanderungen, liebe Freunde! nahm ich öfter wahr, daß es sich ungefähr so verhalte, wie wir

*) Rede, gehalten bey Wiedereröfnung der Vorlesungen am 3. Nov. 1806.

nicht selten bey den gewöhlichen Reisen durch die Welt zu beobachten Gelegenheit haben. Man weiß, daß man eine gewisse Straße zu durchwandern hat; nur nach dem Ende der Reise sehnt man sich. Man läßt hier eine berühmte Stadt links, dort eine anziehende Merkwürdigkeit rechts; zieht, ohne um sich zu sehen, mitten durch den Sitz großer Männer, bey wohlthätigen, segenvollen Anstalten, bey den nützlichsten, beglückendsten Einrichtungen, bey den seltensten Sammlungen vorüber. Man steht endlich am Ziel der ermüdenden Reise. — Berühmte Städte und ein weites Land ist man durchgegangen — der Eindruck schwindet, und vom Anfange bis zum Ziele steht eine große Lücke unbenützter, uns unbekannter Kenntnisse.

So verhält es sich sehr oft mit der Reise durch die Schulen. Noch Vorschrift muß ein Hörsaal nach dem andern durchgegangen, mit einem Berufsstudium endlich muß der Weg beschlossen werden. Das Ende nur ist — so oft, unser Gedanke; alles Streben geht nach dem Ende nur. Daher nimmt man denn auch aus jeder Klasse so viel Ladung mit sich, als uns taugt, von einer Schule in die andere, endlich in die letzte bange erwartete, oft erseufzete Prüfung, und von da in das öffentliche Leben befördert zu werden. Bald ist der Eindruck des unwillig und mühesam Erlernten erloschen. Und wie oft muß dann erst im männlichen Alter, und im Wirbel der Geschäfte mit gedoppelter Anstrengung das erlernet werden, was einst so leicht in die Seele übergegangen wäre, und tausend Vergnügen, Glück, Segen und Achtung uns bereitet hätte!

Dieser Kaltsinn, welcher so manchen abhielt, den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften mit Eifer, weil sie nothwendige und nützliche Kenntnisse bringen, und nicht darum einzig, weil

sie am Ende zu einem Brodte führen, sich zu widmen — dieser Kaltsinn ist es, der dann auch die Vorurtheile gegen die Nothwendigkeit, und über die Entbehrlichkeit dieser wissenschaftlichen Zweige hervorbringt. So hörte ich schon öfter manchen hochstudirten Dictator, so hörte ich schon Männer mit öffentlichem Ansehen umgeben, und vom Eigendünkel gehoben, mit wichtiger Miene rufen: „Die Physik habe ich in meiner akademischen „Laufbahn übergangen, um ein Jahr zu gewinnen. — Guter Freund! überspringe er die Physik; er kann doch absolviren, und ein Amt verwalten, ohne daß er zu wissen nöthig „hat, daß die Luft ein Körper, und daß unsre Erde nicht ganz „kugelrund sey!"

Doch lassen wir diese leeren Worte, und versuchen wir vielmehr, uns von dem Einflusse zu unterrichten, welchen die Wissenschaft, in deren Inneres ich Sie, meine Herren! zu führen das Glück haben soll, auf die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit habe. Gelingt es mir, Sie zu überzeugen, daß die Naturkunde zur Beförderung des sittlichen sowohl, als des physischen Wohles der Menschen unter den Theilen der menschlichen Erkenntnisse am sichersten führe; dann versagen Sie mir (ich traue es Ihrem Verstande und Herzen zu) nicht Ihre Ergebenheit für dieses Studium, nicht Fleiß und Anstrengung, und dann entgeht eine reiche Ernte an Kenntnissen Ihnen nicht, wenn mein Eifer, durch Ihre Anhänglichkeit an unsre Wissenschaft angefeuert, mit jener gleichen Schritt zu gehen trachten wird; wenn der nützliche Wetteifer zwischen Lehrer und Zuhörer bis an's Ende nie erkaltet, woraus tägliches Wachsen gegenseitiger Vervollkommnung als die schöne Frucht hervorgehen muß.

„Sey glücklich! — Ich lege die Fähigkeit in den Bau dei„nes Körpers, und die Kraft hiezu in den Geist, der ihn be„lebt, und der dich zu dem Rang erhebt, in welchem du unter „den Wesen meiner Hände stehest. — Steige in Vollkommen„heit von Stufe zu Stufe — sey glücklich! Dieses ist der Zweck „deines Daseyns"! —

Mit dieser segnenden Stimme sehe ich von dem großen Schöpfer jeden Erdenbürger in dieses Leben gerufen.

Und wer vernahm nicht diesen wohlthätigen Ruf Gottes? Wem schallt er nicht immer, allmächtig erschütternd zu? Unwillkührlich werden wir von ihm fortgetrieben auf der Reise dieses Lebens; denn, der uns diese Stimme zugerufen hat, grub tief in unser Innerstes die Selbstliebe, jenes heisse, immer thätige Verlangen nach unsrer Glückseligkeit, das unaufhörlich in uns brennt, und uns spornt und treibt, daß wir nicht, unsrer Bestimmung vergessend, in Unthätigkeit schlummern; daß wir die große Absicht seiner Schöpfung erfüllen.

In diesem unruhigen, immer wachen Verlangen nach Glückseligkeit vereinigt sich mit gedrängter Stärke alle Anstrengung, alle Menschenkraft. — Aus diesem allgemeinen Mittelpunkte strömt aller Menschen Ringen, Kämpfen und Suchen, und theilet sich in die tausend Wege ab, auf welche jeden Einzelnen die Beschaffenheit, die verschiedene Stärke der Empfindungs- und Erkenntnißkräfte zum herrschenden Genuß angenehmer Empfindungen, und zur möglichsten Entfernung unangenehmer Gefühle — zur Glückseligkeit leitet. Da gleitet jeder freylich auf seinem eignen Pfade hin — sinkt, ach! so mancher, nach eitelem Streben zu früh ermüdet, nieder, oder greift zu träge, sein Ziel zu verfolgen, nach den mannigfaltigen Phantomen, die

ihm in der Maske von Glückseligkeit entgegen lachen — irrt mit diesen auf ermüdende Abwege, die ihn stets von seiner Bestimmung entfernen — irrt ungesättigt von Genuß zu Genuß, und verzehrt sich, fern vom Ziele, oder erreicht dieses (ergreift ihn noch ein wohlthätiger Schutzgeist) spät — ein Märtyrer von tausend unnützen Kämpfen!

Nur wenige Glückliche (sie überdachten innig und lange den Sinn der Stimme Gottes) betreten muthig die Straße der Glückseligkeit; ihrem Pfade leuchten diejenigen Kenntnisse, die am sichersten dahin leiten — die Kenntnisse, die zur Ausbildung der persönlichen Güte des Menschen sowohl für ihn selbst, als für die Gesellschaft, deren Theil er ist, am wirksamsten den Zuwachs des Guten, den herrschenden Genuß angenehmer Empfindungen Alle lehren, Allen erhalten, am wirksamsten Allen Abnahme des Uebels bewirken, die Beschwerden des Lebens — unangenehme Gefühle Allen vermindern, allgemein die Glückseligkeit des Lebens am wirksamsten befestigen.

Leset das Buch der Natur, und alle diese wohlthätige Kenntnisse liegen vor eurer Seele! — Beherziget tief die Lehren desselben, handelt nach seinen weisen, einfachen Vorschriften; benutzet die Kenntnisse, die Resultate, die es euch aufschließt, das mannigfaltige reine Vergnügen, welches es euch verräth — leset, benutzet so dieses Buch, das offen vor euch liegt, auf welches selbst der göttliche Wohlthäter der Menschen hinwies, der von den Himmeln Weisheit und Glück auf die Erde brachte — leset dieses Buch, das unabhängig ist vom vagen Geist der Zeit, und von jeder Erdengewalt! — Ihr werdet eingeweiht seyn in das Glück dieses Lebens! Leset das Buch der Natur! Lernet die Körper

kennen, die euch umgeben, die wunderbaren Veränderungen, die sie euch zeigen, die unveränderlichen Gesetze, denen sie unterworfen, die Bestandtheile, aus welchen sie zusammengesetzt sind, die Kräfte, durch welche sie wirken, die mannigfaltigen Erscheinungen, welche dadurch erzeugt werden. Erforschet die Verbindungen, in welche alle Wesen gekettet sind; suchet die Zwecke, die Absichten auf, die der Schöpfer in der Körperwelt sich vorgesetzt, nach welchen er alles, in der Unbegränztheit seiner Güte und Weisheit, absichtlich geformet hat — leset dieses Buch! Sollte euch aber bey der Beschäftigung so manches Unbegreifliche aufstoßen, so manches, wobey euer Verstand und all' euer Nachdenken nur in ermüdendes Staunen sich verlieren, wo das beharrlichste Ausdauern euch nur immer tiefer in eine Nacht von Geheimnissen, von Zweifeln führen würde, wenn euer Leben zu kurz seyn sollte, oder eure Lage euch hinderte, die Myriaden der Wesen des Universums aufzusuchen — dann nehmet eure Zuflucht zu jener wohlthätigen Wissenschaft, die, nach mächtigem langem Ringen, der Natur ihren Schleyer aufgedeckt, ihr den Schlüssel entwunden hat, der die Wunder Gottes aufschließt — heftet eure Blicke auf den Commentar der Natur — auf die Naturkunde.

Wie weit reicht wohl bey kälterer Prüfung ihr Einfluß auf das Glück einzelner Menschen; wie weit erstreckt er sich auf das sittliche und physische Wohl der Gesellschaft?

Ich würde nur den Fehler mancher Redner erneuern, wenn ich Sie, meine Freunde! zu Beleuchtung meiner Untersuchung in jene Zeiten führen wollte, in welchen die Naturkunde, eingeschränkt in den Zirkel seltner Hörsäle, ein Gewebe der aben-

theuerlichsten Träume, eine Sammlung von Ausdrücken ohne Bedeutung, Nahrung nur für streitsüchtige phantästische Köpfe war — in jene Zeiten, in welchen unsre Wissenschaft, ein unbekanntes Licht für den weit größern Theil der Menschen, mit sparsamen, blassen Strahlen nur wenigen Glücklichen leuchtete, die sich emporschwangen über die barbarischen Kommentarien des misverstandenen Aristoteles! Die politische Geschichte lehrt Sie diese Zeiten kennen, welche im Zirkel der Zeit, mit dem Gepräge geschändet vorübergiengen, in welchem der Schaden sich helle genug ausdrückt, der eine nothwendige Folge der vernachläßigten Naturwissenschaft ist.

Und was sollte uns auch die Schande der Vergangenheit, da unsere Tage — die sogenannten schönen Tage der Aufklärung noch düster genug gezeichnet sind; da die Beyspiele des Nachtheils, der aus der Vernachläßigung des Studiums der Natur entspringt, sich immer noch — nicht unter den niedern Ständen der Menschen allein, nur zu auffallend darstellen!

Oder sind sie zernichtet unter uns, jener thörichte Geisterglaube, und der eben so thörichte Glauben an Zauberey? Sind sie ausgerottet des physischen Aberglaubens unzählbare Bruten? Gehoben, so viel es bisher möglich war, die schädliche Unwissenheit über den Einfluß der Aenderungen in der Körperwelt auf die Gesundheit der Menschen und Thiere, auf das Gedeihen der Stadt- und Landwirthschaft? Sind sie getilgt die Folgen, die aus dem Mangel gründlicher Kenntniß der Natur und ihrer Produkte auf alle Künste, Handwerker, auf das ganze thätige Leben sich ergossen? Sind sie verstummt die Märchenerzähler, die das ganze Universum mit Mittelgeistern füllen, durch die der Schöpfer, wie ein Erdenkönig, jezt eine wichtige Revolu-

tion ausführen, durch deren Erscheinen er dann belohnen, strafen, dann Schrecken, Heil oder Fluch, Tod oder Leben verkündigen läßt? Sind sie verstummt die Träumer, die jetzt auf den Trümmern zerfallener Burgen, im feyerlichen Dunkel der Haine, in den Tempeln der Gottheit, den stillen Grabstätten, dann in der elektrischen Atmosphäre, oder in der entzündeten Sumpfluft die schrecklichsten Phantome, tausendfältige Ungeheuer sehen, besprechen, bekämpfen? Die immer Zauberey und Hexenstücke wittern? Sind sie verstummt die lächerlichen Propheten, die uns jetzt aus dem Schweife des Kometen Tod und Verwüstung vorsagen, selbst die Erde nun von solch einem Irrsterne versengen, zertrümmernlassen; welche Glück und Unheil aus den Aspekten der Gestirne, aus dem Stande der Planeten den künftigen Charakter des Säuglings erklären; die bey Sonnen- und Mondesfinsternissen pestilentialische Ausflüsse, und Gott weiß welche andere Fabeln verkündigen? Sind sie zerstäubt die Geisterseher, die Magier, die Astrologen? Und der Glaube an ihren Trug und Tand, ist er erloschen?

Zur Beschämung unsrer Zeiten beantwortet ein Blick in das gemeine Leben diese Fragen unsrer Zeiten, die ein hypochondrischer Pfarrer von Zellerfeld mit nichtigen Verkündigungen tief erschüttert hat — der Zeiten, die Altäre gebauet haben einem Schröpfer, einem Paladine, einem St. Germain, einem Cagliostro! — — Ich nenne sie geflissentlich nicht, die übrigen Glieder dieser unrühmlichen Gesellschaft, die binnen ein Paar Dezennien in der Aufrechthaltung des Aberglaubens und der Ignoranz sich unverdiente Celebrität erwarb, Unwissende betrog, und selbst der Litteratoren so manchem ein Recht zu einer Wohnung in Bedlam verschafte.

Hell zeigt uns dieser Blick, wie mächtig die Unbekanntschaft mit der Natur, mit ihren Kräften und Phänomenen den größten Theil der Erdenbürger tief unter seine Bestimmung niederbeugt, wie mächtig sie dem Glücke ihres Lebens entgegenwirkt! Wie immer wache Furcht den Unglücklichen ängstigt, dem der Mangel nöthiger Naturkenntnisse ein ewig quälendes Zauberspiel darstellt! Wie ihm die stille Nacht so schauerlich ist! Wie ihm im feyerlichen Mondlichte der blühende Baum als hundertarmiger Riese, der Schatten seines Hauses als ein drohendes Ungeheuer erscheint! Wie das Nagen des Hauskäferchens *) ihn in seinem Schlafgemache aufschreckt, furchtbare Träume ihn in Angstschweiß baden, gräßliche Phantome ihn umflattern! Wie nun ein Irrlicht, nun eine verirrte Eule, jetzt eine Finsterniß, dann ein feindseliges Gestirn ihn verfolgt! — Wo, wo soll er Ruhe finden? — Die Ruhe, die ihn ewig flieht, weil ihre Quelle — die Aufklärung, dem Unglücklichen mangelt, Leichtgläubigkeit und Aberglaube seine ewige Geißeln sind! — Und wie er gemißbraucht wird von jedem Betrüger, der seine Unwissenheit zur Stillung seiner Schadenfreude, zur Sättigung seines Eigennutzes nach seinem Gefallen benützt! Wie der Spott des Witzlings an ihm nagt! — Keine Ruhe und kein Trost, Unglücklicher! wäre dir dann beschieden auf Erden — und von den Himmeln kein Trost! Denn nicht einmal der Gedanke an deinen Schöpfer gewährt dir diesen. — Einen Gott mit menschlichen Eigenschaften und menschlichen Fehlern hat er sich geschaffen; den Allweisen, den Unbegreiflichen, den Einzigen kennt er nicht.

*) Gewöhnlichst Dermestes domesticus, die sogenannte Todtenuhr, im Getäfer der Zimmer und altem hölzernen Geräthe.

Söhnopfer bringt er mit Zittern, und zerfließt in Klagen, wenn sein Geist mit heißem Dank emporfliegen sollte; er verkriecht sich vor dem Rächer, wo Vatergüte die schönsten, die wohlthätigsten Zwecke erfüllt, und Uebermaaß des Segens über ihn und seinen Kreis verbreitet; er sieht sich verworfen ins Jammerthal, wo doch, hätte er nur Sinn dafür, der reinsten, besten Freuden so viele auf dieser schönen Erde ihn einladen!

Wanket seine Gesundheit, leidet seine Maschine durch den unvermeidlichen Einfluß des Klima's, der wechselnden Jahrszeit, der veränderten Atmosphäre, oder büßt er die Folgen seiner Unwissenheit in dem, was dem Körper frommt und schadet; ergreift seine Hausthiere eine Krankheit, die der Mangel der gemeinsten Naturkenntnisse so oft bewirkt oder vergrößert; frißt verwüstetes Unkraut auf Aecker und Fluren, Saaten und Futterkräuter, zerstört sie stockendes Wasser; zernagen Insekten die Wurzeln der Pflanzen; bringt Vernachläßigung des gehörigen Baues, mangelnde Kenntniß der Natur seines Bodens Unfruchtbarkeit — so ist es der Einfluß eines unglücklichen Gestirnes, das ihn in einer eingebildeten Region verfolgt; so ist es ein feindlicher Dämon, der bezwungen, der weggezaubert werden soll; so sind es teuflische Künste eines gehässigen Nachbars, oder eines schadenfrohen Weibes — Künste, die durch sympathetischen Unsinn, durch übernatürliche Kräfte mäckelnder Betrüger zernichtet werden müßen. Indessen gehen er und die armen Hausthiere zu Grunde, weil er die Hülfsmittel vernachläßigt hat, welche die Natur aus ihrem großen Vorrathshause ihm zu gewisser Rettung so nahe gelegt hatte; indessen nährt sein Feld immer nur Unkraut, und fährt fort, seinem Schweiße

zu trotzen, weil er die Mittel nicht kennt, dadurch endlich auch die Unfruchtbarkeit des rauhesten Bodens bezwungen wird.

Er suche seine Nahrung in einem bürgerlichen Gewerbe, in Fabrikationen, in mechanischen Künsten — betrachten Sie ihn, wie unbeholfen er zu Werke geht; wie seine Unwissenheit, bey roher, halb gerathener Arbeit, seine Mühe vervielfältigt; wie oft gewagt, gefahrvoll seine Versuche sind — wie wenig entsprechend seinen Wünschen der Erfolg! — Wie viel geht nicht unter der ungeschickten Manipulation verloren! Wie schädlich wird nicht selten ihm und der Gesellschaft seine Unbekanntschaft mit natürlichen Körpern und ihren Veränderungen, seine Unkunde der physische Gesetze, und der auf die Naturkenntniß sich gründenden Technologie!

Aber noch weit bedeutender ist der Schaden, der für sein und der Gesellschaft Wohl aus dem Charakter hervorgeht, welchen ihm diese Unbekanntschaft mit der Natur und dem Zusammenhange natürlicher Ursachen und Wirkungen aufprägt. — Jener mannigfaltige Aberglaube, die Zauber- und Gespensterfurcht, die falschen Begriffe vom höchsten Schöpfer, die unwürdigen Urtheile über den Nutzen und Schaden der Dinge, ihren Werth oder Unwerth — alles dies sind Folgen, die sich durch ihn wieder auf Tausende verbreiten. Wie lieblos, kränkend und verleumderisch wird sein Urtheil, wenn nothwendige Naturerscheinungen eintreten — wenn der Blitz sich über dem Haupte seines Bruders entladet, wenn Hagel und Wolkenbrüche sich über den Gütern seiner Nachbarn entleeren; und wie wenig thätig wird dann seine Hülfe! Wie mißtrauisch sein Blick auf seinen Bruder, wie verächtlich auf ehrwürdiges Alter! Wie

oft bleibt die Erfüllung der heiligsten Pflichten der Menschheit unerfüllt, wo thörichter Aberglaube zurückschreckt!

Wie unbearbeitet endlich bleibt das ganze Gefühl, wie roh die Sitten dieser Herabgewürdigten! Ihr Leben wie trübe, wie thierisch ihre Vergnügungen, wie freudenlos ihre Gesellschaft! Nie werden sie das Glück des Lebens kosten, zu dem sie die Natur — ungehört gerufen hat; selbst elend werden sie noch die Massen der Erdenübel mehren, Störer seyn des Erdenglücks auf späte Enkel hin.

Sieh deinen Triumph, erhabenes, wohlthätiges Studium der Natur! Du Quelle jener Kenntnisse, die so mächtig wirken auf das Glück Einzelner sowohl, als auf das sittliche und physische Wohl der Gesellschaft — der Kenntnisse, die, so viel möglich die unvermeidliche Lasten des Lebens vermindern! Sieh' deinen Triumph über deine Vernachläßiger. O! ich folge, mit festem Tritt folge ich deinem Rufe! Denn wer wollte nicht — eingedenk der Stimme Gottes, in deine Arme sich werfen, um jener Vergnügen zu genießen, die du segenreich ausgiessest über deine Verehrer, deine Vertrauten!

Wie mannigfaltig schon sind die stillen reinen Freuden, die unsern äussern Sinnen aus jener unerschöpflichen Fülle sich darbieten, zu welchen die Natur durch unsre Wissenschaft ungestörten Zutritt gewährt! Die Freuden, die diese Sinne aus der Pracht der aufsteigenden Leuchte des Tages, aus der lieblichen Abendröthe nun auffassen — wenn das mannigfaltige Gewühl freyer Geschöpfe, ihr Summsen, Rufen, Singen, Wirken und Leben — wenn immer wechslender Farbenglanz bis zur feyerlichen Dämmerung — wenn das Athmen reiner, stärkender Luft, die erquickende Düfte und Wohlgerüche des Pflanzenreichs uns so beglü-

ckend beleben — wenn auf hohem, einsamen Gebirge, mitten in Thürmen von Eis, welches das Licht der niedergehenden Sonne in hundert Farben bricht, das bezauberte Auge die weite Erde in der Prachtfülle ihres Schmucks umfaßt, bis die Nacht mit ihren Sternenheeren den Staunenden überrascht, um ihm ein Schauspiel zu öffnen, das kein Erdengott ihm giebt! Da schweben in ewiger Ordnung am Himmelsgewölbe über seinem Fernrohre Welten vorüber; da rauscht der Bergstrom, durch die Wärme und die Dünste des Tages bereichert, mannigfaltige Wasserfälle bildend, so feyerlich unter ihm; da zeigt ihm die Tagesdämmerung den Nebel in tausend Gestalten von Wolken über sein Haupt emporgestiegen; da malt unter ihm die Sonne den bunten Regenbogen auf dem Thaue tiefer Fluren; da schlängelt sich in den Gewitterwolken des Thales in mannigfaltigen Richtungen der Bliz; tief unter ihm rollt feyerlich der Donner hin. Nun zeigt dem Naturfreunde der Frühling im kleinsten Insekte, wie in der hundertjährigen Eiche, neues Erwachen; der Sommer in Fluren und Hainen, wie in der Atmosphähre, immer neue Veränderungen, neue Pracht, neues Wachsthum und steten Wechsel des Lebens; der Herbst entfaltet vor ihm den nie versiegenden Reichthum der vorsichtigen Natur, und bereitet durch lachende Früchte seinem Gaumen ein Vergnügen, das der Weichling nur in den Schwelgereyen der Kochkunst aufspüren möchte. Wenn endlich der gefürchtete Winter euch einschließt, wie vergnügt den Beobachter im einsamen Felde der Dünste mannigfaltige Kristallisation, die Sternengestalt der Schneeflocke, die wunderbare Bildung des Eises, die Schönheit des Nordlichtes, das stille Arbeiten der ganzen Natur zum künftigen neuen Erwachen!

Schließt immerhin den Freund der Natur aus, aus euern Gelagen, aus euern freudenleeren Cirkeln, aus euern armen Unterhaltungen; er entbehrt die Mistöne eurer mit Mühe zusammengerafften Musik. Aber so eben hat er den Gesang der Nachtigall im Gebüsche, das Flöten der Lerche in ihrem kühnen Fluge gehört. Er vermißt den Vorzug, um euere Spieltische als Zuschauer zu gähnen; aber das Farbenspiel des Regenbogens, der Wiederschein des aufgehenden Vollmondes im stillen, schimmernden See, das Verweilen seines Auges auf einer reizenden, durch das Abendlicht verschönerten Landschaft, sind ihm mehr als euere beleuchtete Zimmer mit erstickender Luft, mit unverständlichem, betäubenden Gelärme angefüllt. Verläßt ihr diese gesuchten Zusammenkünfte mit Aerger, mit Reue, so kehrt der Naturfreund stets mit frohem Gefühle auf sein Zimmer zurück, seit sein Sinn für die Reitze der Natur sein Gefühl erhöht, seinen Geschmack verfeinert hat. Wenn euch lange Weile martert, o! so seht sein hohes Vergnügen, wenn er mit Hülfe eines Tropfens von Glas jetzt den Körperbau der Milbe, nun eine Welt von Insekten — euch unbekannt zählt, untersucht! wenn er den Sonnenstrahl nun in das bezauberndste Farbenbild spaltet, die Wunder des Lichts, der Luft, des Magnets, der electrischen Wirkungen im stillen Entzücken betrachtet; wenn er die Phänomene der Natur, und ihre tausend Zauberspiele — euch unbekannt, euch unbegreiflich — nachahmt!

Erhebt sich endlich der Geist des Naturfreundes in reger Phantasie über alle Himmel; belauscht, erforscht er den Schauplatz höherer Sphären, die wunderbare Verkettung der Körperwelt; erschwingt er sich in die Gestirne, und entdeckt er dort belebte Welten; versenkt er sich in den Grund des Meers,

und erspäht er dort gleiches Gewühl der lebendigen Schöpfung wie auf der Fläche der Erde; durchdringt er nun die Eingeweide derselben, und untersucht er den Bau ihres Gerippes; beobachtet er in ihren geheimen Werkstätten die immer wache Thätigkeit der Natur, die hier fast unerschöpflicher noch als in der organischen Welt, in ihren Verbindungen immer neü erzeugt, und nur deßwegen Bestandtheile trennt, um neue Produkte darzustellen! — Wenn er nun in Entzückungen — fremde dem gemeinen Haufen — zerfließt, mit welchem Vergnügen, mit welcher Reihe angenehmer Empfindungen belohnt dann die Natur seine Ergebung!

O weiche nicht aus ihrer Schule, edler Forscher! Höre die Lehrerin, wenn sie dir zuruft: Daß die Mücke, wie dein ganzes Geschlecht — daß die Sonne, wie der leuchtende Scheinkäfer — daß alle, alle Wesen, alle ihre weise, dem Wohl des Ganzen untergeordnete Bestimmung haben; daß deine Erde, wie das ganze Planetenheer, nach unveränderlichen Bewegungsgesetzen in vorgezeichneten Bahnen fortrollen; daß die scheinbaren Unordnungen am Firmamente, daß die verschiedenen in der Natur miteinander streitenden Kräfte Folge der schönsten ewigen Ordnung seyen. Stehe mit ruhigem, kaltem Nachdenken still bey der Betrachtung dieser Harmonie, dieser Verbindung der Welten, der Körper, des Organischen mit dem Unorganischen, der Harmonie, die dich früher in trunkne Panthasie entzückte! Betrachte tief die unbegreifliche Vollkommenheit in der unendlichen Kette der Wesen, die Dauer ihrer unverrückten Erhaltung! Gestehe dir dann, daß dieses Meisterwerk, diese Einrichtung nur durch einen Verstand hervorgebracht werden konnte, nur durch eine Weisheit erhalten werden kann, gegen welche die Masse

der Vernunft aller Endlichen in Nichts versinkt, und danke es deiner Lehrerin, wenn sie dir nun entdeckt, was du vor deiner Bildung nur blind glaubtest; danke es ihr, wenn sie dir offenbaret — Gott! den ewigen Baumeister der Welt! Den Weisesten wirst du durch sie nun erkennen, und den Liebevollsten, der so große und so wohlthätige Zwecke in jedem seiner Werke vereinigt; den Gerechten, der sich dir zeigt, wenn du die Folgen bemerkest, die aus der Beobachtung oder aus der Verletzung der Naturgesetze unmittelbar fließen; den Gott der Wahrheit, den du durch so leichte, faßliche und unfehlbare Belehrungen in der ganzen Natur entdeckest; den Unergründlichen, den du beschämt erkennest, sobald du durch erdichtete Ursachen und Kräfte es wagen wolltest, seinen ganzen erhabenen Plan auszulegen.

Welch einen Gewinn erhält durch diese Kenntnisse der Charakter des Naturfreunds! Nun, da er die Körper der Natur, die Kräfte durch welche sie wirken, kennt — nun, da er die hinlänglichen Ursachen der Aenderungen im Universum ausforscht — da er gelernt hat, durch anhaltende Mühe und öfteres Straucheln, daß die Grundfeste menschlicher Erkenntniß einzig die Erfahrung sey, auf welche die Naturlehre ihn immer hinweiset, seit er durch unverdrossenes Beobachten die Aufmerksamkeit geübt, seinen Beobachtungsgeist mächtig geschärft hat, nachdem er der Erkenntniß des großen Schöpfers sich nähert — nun weichen von ihm die Plagen des Menschen, der Aberglaube, die Furcht vor geschaffenen, unsichtbaren Geistern, und ihren bald wohlthätigen, bald schädlichen Einflüssen. Nun ist seine Seele frey von den mannigfaltigen Schwächen, die mit diesem thörichten Glauben, die mit dieser entehrenden Furcht verbunden

sind. Wo du Zauberey, übernatürliches Wirken, widernatürliches Spiel witterst, da sieht er den ewigen Gang der unveränderlichen Regierung Gottes; wo du vor Gespenstern erbebest, da entdeckt er die Betrüger, die dich äfften, oder Phänomene, die dir unbekannt sind; wo du dich verkriechest bey nothwendigen Naturerscheinungen, da verehrt er, da betet er an, da bewundert er, an den Gränzen der menschlichen Erkenntniß stehend, das Dunkel, in das sich das Wirken des Allerweisesten verhüllt; dadurch reift in ihm jene ausgezeichnete unverstellte Bescheidenheit — dieses Eigenthum wahrer Weisen, die Bescheidenheit, über Dinge, welche uns noch in Dunkel gehüllt sind, nähern Unterricht ernstlich zu wünschen und willig anzunehmen, und ohne Erröthen Unwissenheit zu gestehen, statt durch Hirngespinnste und durch kühne Entscheidungen der ewigen Weisheit vorzugreifen. Ungestörter Friede ruht in seiner Seele, die voll ist von des Allmächtigen Alleinherrschaft, von den tausend untrüglichsten Beweisen der gütigsten Vorsehung, und die tief überzeugt ist von der allesumfassenden Liebe, und von der Weisheit, die mit Einem Blicke die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft mißt, die Achse des Universums nach ihrem Willen dreht, niederreißt, nur um den Bau, um das Wohl des Ganzen in seiner Vollkommenheit zu erhalten! — Mögen Donner rollen, Orkane wüthen, Meere entstehen oder versiegen, mag die Erde sich spalten und Länder verschlingen, mögen von Bergen Feuerströme sich ergießen, Revolutionen sich drängen, Kometen, Nebensonnen, Heerrauche, Finsternisse erscheinen; in weiser Erwartung findet der Vertraute der Natur keine Ursache zu zittern; denn, ein nothwendiges Glied der großen Kette, wird Er so wenig als diese Kette zernichtet — wird

Er nie aufgehalten auf der Bahn zur Vervollkommnung, der das Ganze entgegenarbeitet. Mögen Verfolger die Wogen der Gesellschaft gegen ihn empören, Neider an sein Glück, an seinen guten Ruf mit giftigem Zahne sich wagen; soll er, wenn auch nicht wie Sokrates den Todesbecher, doch durch sie den Trank langsamer Leiden schlürfen müßen; mögen die Schrecknisse der Zeit und das Gedräng des Lebens ihn bestürmen; soll er in Verkündung der Wahrheiten, der Gesetze der Natur, gleich dem blinden und gefangenen Galilái, diesem Lichte seines und folgender Jahrhunderte, Druck und Ungemach aller Art erleiden — keine Macht wird ihn von diesem heiligen Dienste entfernen; mit dem Hunger kämpfend, wie Kepler, dem Vertrauten der Gestirne, und dem Ausleger der Gesetze ihrer Bewegungen, von den ersten Ehrenstellen herabgeworfen, in den Kerker eingeschlossen, umgeben mit Dürftigkeit, wie der Vater ächter Naturkunde Baco von Verulam, wird er mit hohem Muthe in Erforschung der Natur Labung, Trost und Freude finden. Erhoben zu heiligen, neubelebten Empfindungen, wird sein beßeres Selbst gerettet, in Sicherheit gebracht durch unschuldigen stillen Genuß der Natur, durch das Vertrauen an seinen Vater und Richter, und durch die große Verheißung, die ihm durch die ganze Einrichtung der Weltordnung verkündet wird, und der er kindlich Gehör giebt. Die Herrschaft herabwürdigender Leidenschaften und Gesinnungen ermattet nun in seinem Innern, flieht endlich von ihm, durch anhaltenden Kampf, durch unabläßliches Ringen nach moralischer Vervollkommnung besiegt.

Durch diese, vorzüglich durch das Studium der Natur erhaltene Ausbildung erschwang sich der geächtete von Wolf, ver-

folgt von Regentenzorn und von dem Grimme des Fanatismus, hoch über den gemeinen leidenschaftlichen Menschen. Groß im Dulden, wie im Lehren, verkündet er die Natur, die wohlthätigen Absichten Gottes in der Schöpfung, seine Größe, und vermehrt die Zahl der Verehrer des Schöpfers — indessen eingebildete und heuchlerische Wächter dieser Ehre anhaltende harte Prüfungen seiner Tugend entgegensetzen, die immer helle stralt, bis in heiliger Harmonie von Philosophie und Religion der verklärte Verkünder der Allmacht von der engen Erde weg in's unendliche Reich derselben aufgenommen wurde.

Vergieb, unsterblicher Newton! daß ich jetzt erst dich nenne, den die ersten Naturforscher nur bewundern, nie erreichten — du Stolz deines Zeitalters, und Lehrer aller kommenden Jahrhunderte! vollkommen würdig der Grabschrift, welche die Dankbarkeit deiner Nation dir neben den Grabmälern ihrer Könige gesetzt hat:

Sibi gratulantur mortales,
Tale, tantumque exstitisse
Humani generis decus!

Durch welchen wohlthätigen Einfluß reifte deine beyspiellose Tugend? — Entrissen irdischen Lüsten, durch ein anhaltendes, ein beynahe durch ein Jahrhundert fortgesetztes Studium der Natur, so rastlos als glücklich die Gesetze der Körperwelt erforschend, die Verhältnisse, welche immer Ursachen und Wirkungen verbinden, aufspürend, erhob er sich zur Idee von einem Schöpfer, zu einer ersten bewegenden Ursache der Materie *); sein Geist ordnete sich zum treuen Ebenbilde dieses weisesten

*) Optice lucis Lib. III. Quæst. XXVIII.

Schöpfers der Weltordnung. Aber, obwohl tiefer eingeweiht in die Phänomene und in die Gesetze der Natur, als je ein Weiser es war, überzeugte er sich so oft von der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnißkraft in Erforschung der Geheimnisse der Allmacht, und erwartete mit religiöser Vervollkommnung und mit religiöser Gewißheit befriedigende Aufschlüsse in seiner Verklärung jenseits der Sterne — gestützt auf die heiligen Worte der Offenbarung.

Fürwahr! Wenn der Naturfreund die Kräfte durchgeht, durch welche nach einfachen Gesetzen die mannigfaltigsten Wirkungen und Erzeugnisse in der Körperwelt hervorgebracht und erhalten werden, wird er nicht dadurch zur deutlichsten Einsicht jener Ordnung geleitet, in welcher nach des Schöpfers heiligem Willen die moralische Natur, kraft inwohnender Freyheit, in ihrem Wirken mit der physischen, die sich nach mechanischen Gesetzen bewegt, übereinstimmen sollte. Verfolgt sein Blick ferners die allen Wesen in der Natur zugetheilte Thätigkeit, welche Bedürfniß und Grundlage der Vollkommenheit des Ganzen ist, welchen Sporn fühlt er dann zu vernünftiger, zweckmäßiger Arbeitsamkeit, zu ausdauerndem Handeln bey muthvollem Leiden! Wenn er, wegen gleicher Entstehungsart, wegen gleichen Bedürfnissen, wegen ähnlichen Beschwerden, gleicher Begränzung des irdischen Lebens, gleichem Range, wegen gleicher Bestimmung im Universum, seine Mitmenschen als Brüder anerkennen muß — welche sprechende Beweggründe zum redlichen, thätigen Wohlwollen gegen die Menschen und gegen die Menschheit, welcher Antrieb zu immer wahrer Menschenliebe, zur Nachsicht mit seinen Brüdern, zur Duldung in jedem Sinne dieses Wortes, werden ihn dann beleben! Sanft, und Wahrheitsliebe nur,

nur Selbstbelehrung suchend, wird er die Widersprüche anderer ertragen, prüfen, und mit hoher Achtung für jedes Verdienst im Gebiete seines Studiums, beantworten, dem großen Leibnitz gleich, dessen unsterbliche Werke diese Eigenschaft des wahren Weisen so lebhaft athmen. *)

Wenn er endlich auf die Thiere sieht, die ihn umgeben, oder mit denen er sich durch treue Geschichte und eigene Erfahrung bekannt gemacht hat, und er bey diesen so schöne und mannigfaltige Beyspiele von Reinlichkeit, Mäßigkeit, Verträglichkeit, Geselligkeit, Liebe und Treue entdeckt hat — welche Aufmunterung, diesen Geschöpfen in diesen Tugenden nicht nachzustehen, welche eine unerschütterliche Grundlage der angenehmsten Empfindungen, die sicherste Schutzwehre gegen die Unannehmlichkeiten des Lebens, die Quelle des dauerhaftesten Glückes seiner Tage hienieden seyn werden! Quelle des Glückes, die, auf die Gesellschaft sich ergießend, das allgemeine sittliche, das einzige Wohl derselben so fruchtbar befördert! — Oder spricht wohl allgemeine Erfahrung gegen die Behauptung, daß ein einzelner aufgeklärter, bescheidener, als Beyspiel dem Guten huldigender Mann, auf seine Familie, auf seine Freunde, auf die ganze Gesellschaft, mit seinem frommen, liebevollen Herzen, und mit der für Menschenwohl glühenden Beredsamkeit unwiderstehlich wirke? Daß er durch seine lehrreiche, im-

*) Prorsus enim ab invidia aberat, et alterius gloriam mira alacritate promovebat, adversariis vero summa humanitate respondebat, ita ut laudasse videretur, imo is fuit qui de nemine male loqueretur; aut cum tantus esset, nimium sibi jactantius vindicaret.

Brucker, Hist. philos Part. II. Lib. I. Cap. VIII.

mer neue Unterhaltungen, daß er durch die von ihm, mit den Beweisen ihrer allgemeinen hervorspringenden Wohlthätigkeit mitgetheilte Wahrheiten alle vernünftigen Menschen gewinne? Nein! vielmehr zeigt uns Menschenkunde, daß, überhaupt betrachtet, alle Verstandeskräfte derselben für Kenntnisse, welche jeden, in dem sie erwachen, beglücken, und ihn in seiner Vollkommenheit weiter führen, Ergebung finden, sey auch sonst das Erkenntnißvermögen des Menschen, seine Stimmung gegen die übrigen Wahrheiten noch so verschieden gerichtet. Wird nun aber derjenige, welcher diese Betrachtung mit der Erfahrung durchgieng, noch zweifeln an dem wohlthätigen Einfluße des durch das Studium der Natur gebildeten Charakters auf die Glückseligkeit der Gesellschaft, noch zweifeln an dem Einfluße der Naturwissenschaft auf das sittliche Wohl derselben?

Wenn nun schon allein wegen diesem, den Menschen und die Menschheit so beglückenden Einfluße die wärmste Liebe zur Naturwissenschaft jedem nach Vollkommenheit Ringenden zum Bedürfnisse, zur Pflicht wird, wie empfehlungswürdig, wie anziehend, wie nothwendig wird dieses Studium zugleich uns allen durch den unverkennbaren mächtigen Einfluß auf das physische Wohl der Gesellschaft, auf die Beförderung der Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens?

Schenken wir dem geschäftigen Leben einen Blick, um von diesem segnenden Einfluße mächtig überzeugt zu werden. Hier nehmen wir wahr, wie mit dem Fortschritte der Entdeckungen und Verbesserungen, mit denen die Naturlehre den Bergbau, die Metallurgie, das Forstwesen, die Viehzucht, die Garten-

kunst, den Feldbau bereicherte, auch die Nützlichkeit dieser, mit dem Wohlstande der Gesellschaft so nahe verwandten Kenntnisse sich so auszeichnend emporhob. Wir werden belehrt, wie der nämlichen Wissenschaft, welcher wir die größere Fruchtbarkeit des Erdbodens, zweckmäßigere Benutzung und Erzielung der ersten Lebensbedürfnisse (der verschiedenen Kornarten, der Futterkräuter, des Holzes, des Eisens, der Wolle u. s. w.) verdanken, auch die Veredlung der Obstarten, des Rebstocks und aller geistigen Getränke, die verbesserte Zubereitung des Leders, die vervollkommnete Färbekunst zugeschrieben werden müße; daß von der gründlichen Kenntniß der Naturlehre und ihrer Zweige der Wohlstand der meisten Fabriken, und mit diesen das gedeihliche Fortkommen, das Glück so vieler tausend Familien herzuleiten sey; daß von gleicher Quelle die Vervollkommnung der Maler- und Kupferstecherkunst ihren Ursprung habe. Wir durchschauen die Wohlthaten, welche die durch die Naturkunde bewirkte Entdeckungen und Verbesserungen in der Hydraulik und Hydrotechnik, in Leitung und Vertheilung des Wassers zu den vielfältigen Zwecken, welche durch dieses Element befördert werden, der Gesellschaft zugeführt haben. Wir staunen, wie sehr durch geschickte Anwendung der Grundsätze unsrer Wissenschaft die Last der Arbeiten vermindert, die Zahl der Arbeitsprodukte vergrößert wurde, ohne die Zahl der arbeitenden Hände vermehren zu müßen; wie die wohlthätigen Lehren der Mechanik die unterdrückte Schwachheit erleichtern. Wir bewundern, wie durch die Winke der Naturlehre die zerstörende Wirkung des Blitzes von Gebäuden abgeleitet, Menschenelend vermindert wird; wie in der Hand des Naturforschers das Sonnenlicht, in Brennpunkte versammelt, zu nützlichen Zwecken Wirkungen äussert, welche man von dem heftigsten Erdenfeuer vergeblich erwartet.

Mit dankbarem Rückblick auf ihre Lehrerin, auf die mit der Mathematik verschwisterte Naturlehre, benützt die Schiffahrtskunde nun das höchste Geschenk — den Magnet, als Genius ihres kühnen Fluges von einem Erdenpol zum andern; jetzt die vervollkommnete Sternkunde und Hydrographie, dann die aus dem allgemeinen Fortschritte der Naturwissenschaft geborgten Resultate auf das Gleichgewicht, auf die Stabilität, auf den zweckmäßigsten Bau der Schiffe, worauf die Vervollkommnung der Navigation einzig beruht, und der Verband, die Verbesserung des Menschengeschlechts, Cultur, Glück und Reichthum der Nationen gegründet, und immer wachsend erhalten wird.

Wenn die Arzneywissenschaft — diese Tochter der Naturlehre und ihre getreuste Freundin, nun vor der ältern Schule Vorzug verdient, und auch hilfreichern Einfluß auf dich, leidende Menschheit! hat, so verdanke du es dem Lichte, mit welchem die Naturwissenschaft sie durch die Entdeckungen in der Lehre des Lebens und der Lebensthätigkeit, so wie durch die Kenntniß der Wahlverwandtschaften unterstützte; verdanke es ihren Aufschlüssen über die natürlichen Agentien, über die permanent elastischen Flüssigkeiten, vorzüglich einer richtigern Ansicht der Atmosphäre mit ihren Bestandtheilen, der Mittheilung jener wichtigen Verwahrungsmittel gegen Epidemien, Contagionen, und gegen gewisse Arten des Scheintodes; suche es endlich in Entdeckung und Anwendung der Electricität, des Galvanismus und des Magnetismus, und in den manigfaltigen physischen Werkzeugen, mit denen die Naturwissenschaft die Heilkunst begabt.

Wenn endlich die Polizeywissenschaft ihrem vorzüglichern Zwecke, das Gesundheitswohl des in Gesellschaft lebenden Menschen und seiner Hausthiere zu schützen, näher gerückt ist;

wenn sie den Bürger auf die Mittel und Vortheile hinzuweisen vermögend wurde, durch welche er das Glück der Gesellschaft sicher und dauerhaft genießen mag, durch welche er schädliche Einflüße auf sich und andere mit Sicherheit ableitet, die verschiedenen Anfälle auf sein Leben, die manigfaltige Vergiftungen — durch Bosheit, Gewinnsucht oder Unwissenheit ihm bereitet — glücklich entdeckt, durch welchen Weg sind ihr diese Mittel bekannt geworden, als durch die Aufklärungen, welche die Naturlehre ihnen mitzutheilen niemals ermüdet?

Hier sey die Gränze unsrer Unterredung; denn es wäre Mistrauen auf Ihre Aufmerksamkeit, liebe Freunde! wenn ich jetzt noch an Ihrer Ueberzeugung von dem wohlthätigen Einflusse der Naturlehre auch auf das physische Wohl der Gesellschaft zu zweifeln schiene! — Vielmehr lese ich in Ihren Blicken, daß Sie von der großen Wahrheit durchdrungen seyen: „Im Reiche menschlicher Erkenntniß habe die Naturkunde den umfassendsten, segenvollsten Einfluß auf das Glück jedes einzelnen „Erdenbürgers, und die ausgebreitetste Wirkungskraft auf das „sittliche und physische Wohl der Staaten"; und so zähle ich dann muthig auf Ihre volle Anhänglichkeit an dieses Studium des reellern Wissens, auf eine Anhänglichkeit, die nie ermüdet, und die einst Ihre Freude, und mein beßter Lohn seyn wird.

I.

Großmama.

Et longe ante alias omnes mitissima mater.

Tibull III. 4.

Du, Freundin, nahe schon dem großen Stufenjahr,
Respekt verlangest du für dein beschneites Haar.
Nein, wärmeres Gefühl flößt uns dein Liebreiz ein;
Wie sehr nicht widerspricht er deinem Pathenschein!
Du, holdes Mädchen einst, wie? Großmama nun du?
Noch lachst du jugendlich dem Kind und Enkel zu,
Nur reifre Schwester scheinst du in der Töchter Schooß;
Sie blühn zur Seite dir, wie Knospen an der Ros'.
Mit gleichem Zauber reißt von Euch mich jede hin,
Als wär nur sie allein die Herzenskönigin.
Wie? Darum gleichwohl werd ich keiner ungetreu.
Ein Herz, Ein Wesen Ihr, seyd Eine nur Ihr drey;
Verschieden und vereint, herrscht Ihr mit Allgewalt.
Bey keiner denkt man dran, ob jung sie sey, ob alt.
Der Roos' und Lilien nicht bedarf ein schön Gesicht.

Vergeht auch Farbenglanz, doch Form der Schönheit nicht;
Auch ohne Glanz entzückt das Bild des Phidias,
Der Umriß von der Stirn, von Wange, Lippe, Nas',
Bewegung, Leben, Geist, der Ausdruck von Gefühl,
Der Züge Harmonie, der Grazien Zauberspiel.
Ja, immer, Großmama, bleibst du dir selber gleich,
Als Vesta noch, wie einst als Hebe, zauberreich.
Im Frühling schmückest du mit bunten Blüthen dich,
Im Herbst entfalten sie zu mürben Früchten sich.
Und wenn im Winter auch ein steter Lenz dir blüht,
So ists kein Treibehaus, das künstelnd ihn erzieht;
Nein, deine Blumen ziehst, o Liebling der Natur,
Aus eignem Schooße du, an eigner Sonne nur.
Ists möglich! Mütter schon sind auch die Töchter? Ja,
Von Charitinnen bist du würdige Mama,
Von Amorinen, ja, und von Sylphiden bist
Du Großmama. Fürwahr, dein häuslich Leben ist
Von Muttertreu nnd Lust ein schönes Ideal,
Und Kind und Enkel wärmt dein milder Sonnenstrahl.
In ihnen siehest du verjüngt, verdoppelt dich;
Vor dir entfalten sie als deine Schöpfung sich.
Dramatisch stellet dir das Spiel der Kinderschaar
Vom eignen Lebenslauf die Jugendscenen dar.
Dein kleines Weltall dankt dir Leben und Gestalt.
Der Sonne gleichest du, nie alternd, wenn auch alt.
Auch meine Sonne du! Ja, lächelt mir dein Blick,
Dann kehrt wohl auch für mich ein Frühlingstag zurück.
Ja, nie erlöschend, strahlt selbst in des Greisen Brust
Auch noch der Wiederschein genoßner Jugendlust;

Mein trunknes Herz durchströmt mit süßem Nachgefühl
Auch noch der Wiederhall von deinem Saitenspiel.
Wie manchen Herbst und Lenz genoß ich schon mit dir,
Und jeder neue scheint doch stets der erste mir!
Der alte Gott der Zeit, der junge Götterknab
Gern legen beyde sie bey dir den Flügel ab.
Alt, wie Göttinnen, du, auch ewig jung, wie sie —
— Verzeih! dir ältelt ja Ovids Mythologie;
Wohl gar auch scheint sie dir zu heidnisch, zu profan.
Als einer Göttin darf ich deinem Heerd nicht nahn.
Ja wohl, zur Göttin bist zu fromm du, bist zu weis',
Abgötter scheuchst du fort aus deinem Engelkreis.
Bey dir gehn Engel nur und Heilge ein und aus,
Zur Santa Casa weihn sie dein gesegnet Haus:
Doch wie käm alsdann ich, ach! ungeweiht, hinein?
Ich in den Engelkreis, ins heilge Haus? Ach! nein,
Nein, zur Madonna nicht, zur Sara mach ich dich.
Zur schlauen Sara? Nein! Nein, ich besinne mich.
Spiel treiben würdest du mit mir wohl eben so,
Wie sie mit Abimelk und König Pharao.
Wohlan, sey, was du willst, als Pilger nah ich dir;
Ha! wunderthätig strahlt dein hoher Nimbus mir.
Vor deinem Nimbus fühl ich neugeboren mich.
Nicht bloß verjüngert, nein, verklärt auch seh ich dich.
Die hohe Wunderkraft, die, Freundin, dies vermag,
Sie, die den Spleen beschämt und jede Erdenplag,
Sie, die im spätern Herbst dir frische Rosen bringt,
Die mit dem Freudenstrahl der Jugend dich umschlingt,
Ja, diese Wunderkraft besitzest, Freundin, du.

Im Wohlthun liegt die Kraft und in der Seelenruh.
So blüht die Zukunft dir, wie die Vergangenheit;
Im Vorgenusse lebst du der Unsterblichkeit;
Und winkt dein Engel einst ins beßre Leben dir,
Dann laß uns nicht zurück. Dir, Freundin, folgen wir.

II.

Ueber Friedrich den Großen, dessen Hof, und den Einfluß von beyden auf den Zustand der deutschen Litteratur unter seiner Regierung.

(Fortsetzung. S. Okt. 1807. S. 241—259.)

1760. 2. Feb.

In unsern großen Angelegenheiten hat sich lange nichts Erhebliches zugetragen; wir halten ganz Sachsen, bis auf die Gegend von Dresden nach Böhmen hin feste, und versammelten wieder eine so ansehnliche Macht von neuen Leuten, daß die Armee mit dem ersten Frühling wieder so vollzählig ist, als sie jemals gewesen ist.

Die leidige Historie von Maxen hat nicht die geringste üble Folge gehabt, als daß Daun an seinem Orte hat können stehen bleiben; an den Frieden glaubt man hier noch nicht.

1760. 23. Aug.

Ihr Brief vom 9. August ist zu gleicher Zeit mit dem Siegesgeschrey aus Schlesien bey mir angekommen. Die öffentlichen Angelegenheiten scheinen sich allmählig zu einer merklichen Beßerung anzulaßen. Der König hat in Schlesien den General Laudon, der weit über 50,000 Mann stark war, so geschlagen, wie die Franzosen bey Roßbach; das ganze Corps ist weit auseinander gesprengt, viele Tausende sind gefangen und die sämmtliche Artillerie erobert. Wenige Tage hernach hat der General Hülsen in Sachsen einen beträchtlichen Sieg über die Reichsarmee erhalten, und Prinz Heinrich macht sich von Tag zu Tag furchtbarer. Hier haben wir noch immer den ganzen Sommer durch ruhig gehabt.

Wenn Ihre Frauen dem Dichter von Sans-Souci abgeneigt sind, so sagen Sie Ihnen, daß wir unter dem Gesetzgeber und Heerführer den Dichter und den Philosophen aus dem Gesichte verlieren. Si plura nitent, non paucis offendimur maculis. Und dennoch kömmt es uns gut zu statten, daß dieser Mann kein großer Freund der Geistlichen ist; denn wenigstens können wir an den unsrigen bemerken, daß sie gerne mitregieren wollten; und vielleicht verstehen sie es nicht.

Unsre guten Nachrichten werden von Tage zu Tage beßer. Das Laudonische Corps, das 70,000 Mann stark gewesen seyn soll, ist, wie es heißt, gänzlich zerstreut, und Daun soll Anstalten machen, wieder nach Böhmen zu gehn. Der Prinz Heinrich dann soll die Russische Avantgarde zerstreut haben.

1760. 8. Nov.

Sie werden, mein theurer Freund! die Nachricht von unsern bösen Tagen von unserm Künzli bekommen haben; und nun

wird Ihnen das schnelle Gerüchte auch schon die guten Zeitungen verkündigt haben, die uns die bösen vergessen machen. Friedrichs letzter Sieg ist einer der herrlichsten, und um so viel wichtiger, je nöthiger und je schwerer er zu erhalten gewesen. Die Feinde waren an festen Oertern, und fochten mit einem Muth und einer Hartnäckigkeit, die beynahe groß genug gewesen, alle ihre dies Jahr über uns erhaltene Vortheile zu krönen, und dem ganzen Krieg ein Ende zu machen. Aber unser Muth war noch größer, und überwand alle Schwierigkeiten. Der Streit soll der hartnäckigste gewesen seyn; und daß die Feinde ihr Aeusserstes gethan, sieht man an der großen Anzahl ihrer gefangenen und verwundeten Generale. Wir haben noch keine ausführliche Nachricht von den Umständen dieses großen Tages. Die erste Nachricht verkündiget uns 6000 gefangene Feinde, darunter 200 Offizier und 3 Generale, 50 eroberte Kanonen, nebst einer großen Menge andrer Siegeszeichen; die nachgekommenen Berichte aber geben 12,000 Gefangene, 5 Generale und über 100 Kanonen. Der Streit dauerte von 2 Uhr des Nachmittags bis eine Stunde in die Nacht. Diese, und die Elbe, über welche die Feinde drey Brücken geschlagen hatten, haben den alten Daun vor einer der allergrößten Niederlagen bewahrt, wie wohl sie schon groß genug ist. Der König hat einen Schuß von einer matten Kugel auf der Brust. Die Feinde sind bey Torgau über die Elbe gegangen und haben sich über Großenhayn gegen Dresden gezogen. Nun ist fast ganz Sachsen wieder in unsern Händen. Ob wir aber Hoffnung haben, Dreßden wieder zu nehmen, ist noch unbekannt. Ich werde Ihnen nächstens mehrere Umstände melden. Die Russen sind nun völlig über die Oder weg, nachdem der General Werner die letzten strei-

fenden Feinde mit großem Verlurst aus Schwedt gejagt, und der Herzog von Bevern von Stettin aus ein Regiment Husaren und Cosacken zum Theil gefangen, zum Theil getödet und zerstreut hat. Der Tod des Königs von England scheint der guten Sache eher zu helfen als zu schaden. Die Entschliessungen der Engländer werden immer ernsthafter. Es ist also Hoffnung übrig, daß wir einen guten Frieden erfechten werden.

1760. 17. Dez.

Ihren dramatischen Werken seh' ich mit Verlangen entgegen. Daß Ulysses *) hier zu Lande wenig Aufsehen gemacht, kömmt zum Theil daher, daß die hiesige kritische Welt schon zu tükisch auf den Verfasser ist. Das gemeine Publiknm aber hier liest überaus wenig; und von dem, was es liest, sind sieben Achtel französische Dinge, die so bald wieder vergessen als gelesen sind. Es ist kaum zu glauben, wie wenig Menschen in diesem Lande lesen. Was von Weitem oder nahe zu dem Hofe gehört, liest fleissig, nur sich den Eckel des Müssigganges zu vertreiben; und da können Sie leicht erachten, was diese leichte Art von Menschen, die kaum halbe Menschen sind, liest. Von den Andern ist in der Menge kaum hier und da einer, der zum Lesen Lust hätte. Was nicht mit Wucher umgeht, hat andere Geschäfte, nach welchen nichts als Gesellschaft gesucht wird. Die ganze Art der Menschen, die gemächlich von ihren Einkünften leben, und Meister ihrer Zeit sind, fehlt hier. Es sind in Zürich gewiß zehen lesende und denkende Köpfe gegen Einen in diesen Gegenden.

Ramlern habe ich seit drey Monaten vorgestern zum ersten Male gesehen, da er mir seine Ode auf eine Russische

---

*) Bodmers Trauerspiel: Ulysses von Ithaka.

Kanone brachte. Sie ist, wie gewöhnlich, voll Klang; so sehr von Horazischer Erfindung, daß der Verfasser nichts eigenes daran hat, als die abgeschmackte Vermischung der Mythologie mit unsern Begriffen. Er schimpft auf den Erfinder der Kanonen, die beynahe einen frommen Dichter umgebracht hätten: Der dich ans Sonnenlicht gebracht, hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter, frolockend umgebracht. Durch das frohlockend meint er den Horaz verbessert zu haben. Dann sagt er, er sey dem Styx schon ganz nahe gewesen, habe schon das Rad des Irions gehört, die Danaiden schon gesehen und Minos Antlitz und das Feld Elysiums, und da den Anherrn eines größern Enkels, und sein Zelt voll tapferer Brennen, die bey jedem Nektarmal ihn feyern, der wider sechs Monarchen ficht, und wider Satrapen ohne Zahl. Nun würd' er auch mit ihnen singen, und sáng' jetzt seine jüngste That. Aber Merkur stand neben ihm, und wandte durch seinen Stab den Ball, der ihn ins Reich der Nacht zu schleudern brannte, von seinen Schläfen ab; denn er soll noch die Laute stärker schlagen, und den Helden besingen, wenn er triumphirend zurückkömmt, ein Gott Osir. Sie werden Ramlern darin nicht verkennen.

d'Argens ist nun zum König nach Leipzig gereist. Er hat sich bey der Russischen Invasion sehr ängstlich gebehrdet. Das ist überhaupt sein Temperament.

Wir genießen hier nach dem letzten Sieg des Königs eine sehr angenehme Ruhe, die noch weit angenehmer seyn würde, wenn die Hoffnung einer Dauer noch größer wäre. Es ist mir etwas Nachdenkliches, daß der König den Feldzug so plötzlich geendigt hat.

Nicht nur bey Ihnen, sondern auch hier richten sich die Urtheile der Leute nach den Begebenheiten. Und wie können Leute, die niemals aus festgesetzten Grundsätzen urtheilen, anders denken? Die, welche den König für einen ärgern Pyrhus halten, kennen ihn nicht, und bedenken auch nicht, wie unvermeidlich dieser Krieg gewesen, und wie nothwendig es jetzo noch sey, nicht nachzugeben. Wenige Menschen erkennen die ganze Größe dieses ausserordentlichen Menschen; sie glauben, seine Fehler machen seinen Hauptcharakter aus, da sie doch bey der vortreflichsten Anlage nur zufällig sind. Welcher Fürst hat in solchen Kriegen seinen Unterthanen Millionen aus seinem Schatz ausgetheilt? Und doch hält man ihn für geizig, weil er das Geld nicht denen giebt, die es allein haben wollen. Noch neulich sind für den Landmann, der von den Russen um Berlin herum am meisten gelitten hat, 400,000 Thlr. ausbezahlt worden, und der Stadt Berlin wird eine weit größere Summe geschenkt. Es ist schwer, von Leuten richtig zu urtheilen, die man persönlich kennt, und beynahe unmöglich von solchen, die man nur von Weitem kennt.

1761. 10. Febr.

Der Winter ist bis dahin ruhig fortgerückt, und wir sehen die ausserordentlichen Anstalten, die zu einem lebhaften Feldzuge gemacht werden, nur von Weitem an, weil Leipzig der Mittelpunkt der Bewegung ist.

Der traurige Gellert hat nicht das Herz gehabt, den König, so liebreich ihn der Monarch dazu eingeladen, wieder zu besuchen. Da man ihn dem König als einen der beßten Köpfe vorstellte, so wird der Monarch urtheilen, daß auch der beßte deutsche Kopf kein Geschicke für die Gesellschaft und den

Umgang mit der Welt hat; und dieses ist eben der Ursprung seiner bisherigen Neigung für die Franzosen.

Ernesti ist auch beym König gewesen, und hat ihm geholfen die Deutschen verachten, weil sie weder Griechen noch Römer sind, und Reiske hat auf sie gescholten, weil sie — kein Arabisch verstehen.

Der Marquis d'Argens und der englische Gesandte, H. Mitchell, rühmen bey dem König die Deutschen mehr als sie sich selber durch ihre Werke. Ich bin jetzt durch den Marquis d'Argens in einer kleinen mittelbaren Correspondenz mit dem König. Ich hatte, nebst einigen Freunden, den Einfall gehabt, den braven Obrist von der Heyde, der Colberg vertheidigt, mit einer auf ihn geprägten goldenen Medaille zu beehren, und sammelte darzu Subscriptionen ein. Als der König es erfuhr, ließ er mir durch d'Argens sagen, daß ihm der Einfall sehr gefiele, und verlangte mit auf der Liste der Subscribenten zu stehen. Der König wünschte, daß Werner eine gleiche Ehre genösse; und auch dieses habe ich nun meist zu Stande gebracht, so daß beyde Medaillen in Kurzem erscheinen werden.

* 1761. 24. März.

Ich werde Ihnen nächstens ein kleines Gedicht von der Karschin auf den König schicken, das sie Extempore gemacht, und das meines Erachtens der beßten Ode des Horaz werth ist. Der Inhalt ist dieser: Es entsteht im Reiche der Schatten eine große Bewegung über die Gerüchte von Friedrichs Thaten. Alexander weint vor Verdruß eine Geisteszähre, daß einer in der Welt ihn an Größe übertrift. Achilles stampft vor Wuth auf den Boden der Hölle, und leugnet die Thaten Fried-

richs. In diesem Augenblick kommen Schatten der Erschlagenen bey Torgau, und bestätigen die Gerüchte u. s. f.

Ein Engländer hat auf Voltaire ein Epigramm gemacht: „Du hast so viel Geist, du bist so mager und so gottlos, daß „du dem Milton, seinem Tod und seiner Sünde gleichest."

* 1761. 1. Juni.

Wegen des in Hubertsburg Geschehenen wünschte ich allerdings, daß es nicht geschehen wäre; aber rechtfertigen kann man's allemal. Sie wissen, daß die Truppen das Königliche Schloß in Charlottenburg nicht nur rein ausgeplündert, sondern noch überdem, durch Unflätereien, die man nicht zu nennen pflegt, beschimpft haben. Der König hat darüber öffentliche Klage geführt, und beynahe drey Monate lang gewartet, ob der König von Polen durch den englischen Minister in Warschau etwa ein Ehrenwort zur Entschuldigung würde fallen lassen. Man hat mit Hubertsburg ziemlich laut gedroht; aber es erfolgte keine Sylbe von Entschuldigung, die sonst bey solchen Gelegenheiten nicht ungebräuchlich sind. Erst nach diesem langen Aufschub, da der König sahe, wie unhöflich man gegen ihn war, wurde die Rache vollzogen. Einer meiner guten Freunde, der M. d'Argens, hat dem Könige darüber einige Vorstellung gethan, und die Entschuldigung zur Antwort bekommen, die ich Ihnen hier angeführt habe. Die Recrutenaushebung und Verkaufung des Holzes sind theils Nothwehren, die keiner Entschuldigung bedürfen, theils wirkliche Repressalien. Es wäre freylich beßer, wenn dergleichen nicht geschähe; aber um sie zu entschuldigen, so weit sie entschuldigt werden können, muß man sich in die Umstände dessen setzen, der sie befohlen hat. Dieser ausserordentliche Mensch ist und bleibt dem, der ihn genau kennt,

einer der ersten Fürsten, die jemals gewesen sind, obgleich sehr oft der Anschein und einige Mal die That selbst gegen ihn sind.

1761. 4. Jul.

Bey meinen hiesigen Mitbürgern habe ich mir wegen der zwey Medaillons einigen Dank erworben, und der König selbst hat mir deshalb einen sehr gnädigen Brief geschrieben: Je suis d'autant plus sensible (heißt es) à Votre attention d'avoir travaillé à honorer ceux qui servent si bien la patrie, que Vous m'avez prévenu sur ce dessein, que j'aurois exécuté depuis longtems sans les circonstances présentes, qui ne me permettent pas toujours de donner, comme je le voudrois, à ceux qui se distinguent, les marques de considération qu'ils méritent. Ich habe den König sondiren lassen, ob es erlaubt seyn würde, eine Folge von Medaillen auf die vornehmsten Begebenheiten seiner Regierung prägen zu lassen. Man schreibt mir nun darauf: Der König hätte weiter nichts geantwortet, als: Qu'on avoit bien de bonté pour lui. Diese Bescheidenheit giebt Ihnen einen ganz andern Begriff von ihm, als die Libelle seiner Feinde.

Sie wissen nun schon, daß wir das beschnittene Volk am Bosphorus zu Freunden haben. Es werden hier sehr prächtige Geschenke für das Serail verfertigt, dergleichen gewiß noch kein König dem andern gemacht hat. Aber die Wirkung dieser neuen Verbindung wird dies Jahr schwerlich sich zeigen können. Wir erwarten in Kurzem die Nachricht von einer Schlacht gegen die Russen. Der alte General Ziethen ist im Anzug gegen sie, und schon nahe bey Posen. Die vorige Woche bin ich ein Gast des Königs in Sans-Souci gewesen, wo der M. d'Argens eine Zeitlang wohnet. Es

wird dort so viel an den kostbarsten Gebäuden gearbeitet, daß man kaum glauben kann, daß der Krieg noch dauert.

1761. 29. Aug.

In Ansehung der öffentlichen Angelegenheiten leben wir in einer Crisis. Der entscheidende Punkt für den Ausgang des ganzen Kriegs scheint vor der Thür zu seyn. Die größte Macht der Oesterreicher, und fast die ganze Macht der Russen, stehen in Schlesien gegen den König; und so, daß wir keine Nachrichten von den unsrigen haben können, als was sich durchschleicht. Indessen stehen die Sachen bis jetzt noch ziemlich gut, ausser daß die Russen überall, wo sie hinkommen, eine erstaunliche Verwüstung machen. Der alte Daun hält sich still, und die Schweden bekommen eine Schlappe nach der andern, ungeachtet der Obrist von Belling, der gegen sie steht, nur eine handvoll Volk hat, die nicht über 2000 Mann ausmachen.

Frankreich thut gegen die Engländer noch sehr trotzig; die Ligue muß mit starken, uns noch unbekannten Banden geknüpft seyn. Denn die Forderungen unsers Hofes sind ganz gewiß billig und mäßig, und es scheint gar nicht Frankreichs Interesse zu seyn, uns dieselben abzuschlagen; und doch hängt der Frieden zwischen Frankreich und England nur davon ab.

1761. 10. Okt.

Der Herbst scheint unsern Feinden wieder günstig zu seyn. Der Feldzug in Schlesien war geendet, und der König fieng an, seine Völker cantoniren zu lassen, als die Festung Schweidnitz durch Verrätherey der Besatzung an die Feinde überging. Dieser widrige Vorfall wird den Feldzug verlängern, und dann noch zu sehr wichtigen Begebenheiten Anlaß geben. Auch ist unsre Unternehmung gegen das Russische Corps vor Col-

berg nicht allerdings nach Wunsch ausgefallen. Ich schicke Ihnen die Medaillen, welche wir haben machen lassen, aber nur in unedlem Metalle; denn die edlern sind jetzo hier sehr theuer.

Niemand empfindet die unmittelbare Last des Kriegs mehr, als Leute, welche ihre festgesetzten Einkünfte haben; denn sie fallen in einer Münze, die sie über die Hälfte heruntersetzt. Hingegen haben eine Menge Leute, die entweder mit Geld wechseln, oder mit Lieferungen für die Armee, oder Verfertigung der Kriegsbedürfnisse zu thun haben, unermeßliche Reichthümer erworben; daher Berlin seit diesem Krieg an Reichthum, Pracht und Ueppigkeit über die Maaßen zugenommen hat.

Einige Juden haben auf die Schlacht bey Torgau eine Medaille prägen lassen, die Ramler angegeben hat. Sie ist eben so übertrieben gekünstelt, als seine Oden sind. Auf dem Averse steht des Königs Brustbild, mit der Umschrift: Frid. Bor. Rex, duodecim laboribus peractis Divus. Und dieses übersetzt er in einem übersetzten Zeddel, der zur Enveloppe dient: Nach zwölf vollbrachten Arbeiten ein Gott; welches auch den Theil des Publici, der den König enthusiastisch verehrt, gegen ihn aufgebracht hat. Die Exergue zeigt den Herkules, der seinen Bogen und Pfeile von sich geworfen, und von einem Adler Jupiters Donnerkeile empfängt, mit der Legende: Novus incipit ordo.

1761. 12. Dez.

Hier wird gegenwärtig keine periodische Schrift herausgegeben, als die Briefe über die neueste Litteratur, die nun seit zwey Monaten wegen Mangel des Papiers auch still stehn. Eben dieser Mangel ist auch Ursache, daß Reich, dem ich angetragen, bey Ihnen den Verlag von dem neuen Noah

auszuwirken, es nicht hat annehmen können, und daß auch die Schriften der Akademie nicht können fortgesetzt werden; so sehr mischt sich der Krieg in Alles.

1762. 6. Febr.

Es ist mir nun um so viel lieber, daß ein Schmerz an der rechten Hand mich seit drey Wochen abgehalten hat Ihnen zu schreiben, da ich jetzt meinen Brief durch gute Zeitungen angenehm machen kann. Wir haben Friede mit Rußland. Der neue Kaiser hat sogleich nach dem Tod der Kaiserin einen Offizier an unsern Hof abgeschickt, der uns, wiewohl durch zurückhaltende Reden, viel Gutes von dieser Veränderung hoffen ließ. Gestern aber bekamen wir aus Breßlau von dem Könige selbst die Nachricht, daß der Krieg mit den Hyperboreischen Völkern ein Ende genommen habe. Der neue Kaiser scheint eine starke Zuneigung zum König zu haben, und eine unüberwindliche Abneigung gegen die Franzosen zu zeigen. Es scheint aber, daß er gegen Dänemark etwas unternehmen werde. Czernichef ist mit seinem Corps bereits von den Oesterreichern abgegangen, und durch Schlesien nach Polen gezogen. Binnen drey Wochen werden Sie noch andre wichtige Zeitungen hören, und in dieser Zeit wird es auch offenbar werden, wie weit die Ottomanen sich in die Händel einlassen wollen. Alles verkündigt uns einen hellen Sonnenschein nach vielen trüben Tagen.

Ich wünsche Ihnen zu der Bekanntschaft Lamberts *) Glücke. Sie sagen mir nichts von ihm als was ich vorher schon gedacht habe, und es ist nicht meine Schuld, daß er nicht hier ist, und von unsrer Akademie eine gute Pension hat. Zum

*) Verfasser der Cosmologischen Briefe.

Mitgliede haben wir ihn angenommen, aber das ist nicht Alles, was ich für ihn gethan hätte. Allein, wenn er sich während dem Krieg nicht anderswo festsetzt, so hoffe ich doch, daß wir ihn künftig zu uns rufen werden.

Die Epigoniad *) habe ich noch nicht können zu Gesichte bekommen; ich habe sie aber unmittelbar aus England verschrieben. Sie sind in Auftreibung der neuern Schriften sehr viel glücklicher als wir hier. Unsre Buchführer richten sich nach dem Geschmack unsers Publikums, der kaum elender seyn könnte. Hier lesen nur die Jünglinge; die Männer schmausen oder spielen, oder arbeiten im Dienst des Königs, und noch viel mehr in ihrem eignen. Daher ein Mann von Geschmack sich mitten in Berlin einsam findet; denn die meisten Leser hangen den Baalims nach.

Ich hoffe doch, daß der Undank der Welt Ihnen die fernere Sorge für unsre Litteratur nicht verleiden werde. Es sey Ihnen genug, das Schicksal Homers und Miltons zu haben. Auch Leibnitzen und Wolfen geht es nicht beßer. Diese Männer müßen jetzt dem Kind Crusius weichen; aber ihre Zeit wird wieder kommen. Es herrscht wirklich in Deutschland noch mehr Barbarey als ich vor 10 Jahren geglaubt habe. Meine neuen Landsleute machen mir die alten immer werther, und ich wollte ohne Mühe den Beweis führen, daß dies Land Friedrichs nicht werth ist.

1762. 30. May.

Ihrem verbesserten Noah habe ich bisher vergeblich entgegengesehen. Meiner Vermuthung nach würde er jetzt zu einer ziemlich gelegenen Zeit kommen, da der Geschmack hier und da

*) Von Glover.

sich wieder erholt, und viele, die sich an Kleinigkeiten gesättigt haben, nach etwas Beßerm verlangen; wiewohl auch Leute genug sind, die den Homer, Sophokles und Horaz, mit den Neuern, die sich nach jenen gebildet haben, im Bücherschrank stehen laßen, mittlerweile sie die Franzosen und die Schriften der Nicolaischen Schule auf ihren Tischen liegen haben.

In Leipzig hat Weise Amazonenlieder herausgegeben, die ich weit über Gleims Kriegslieder setze *). Es ist unbegreiflich, wie der Kopf, aus dem diese Lieder gekommen, in andern Dingen oft so schlecht urtheilt und so schlecht schreibt. Dieser ist es, der die Nachrichten und Urtheile über die deutsche Litteratur nach Paris schickt, und der so ein elendes Werk gemacht hat, als die Poeten nach der Mode sind **).

Mit der Ausgabe der Karschinschen Gedichte haben wir noch etwas inhalten müßen. Ich schicke Ihnen hier die zweyte Anzeige, und erwarte die Bestimmung der Anzahl Exemplare, die Sie verlangen. Gleim hat diese Dichterin durch überhäufte und zu sehr übertriebene Lobsprüche verdorben. Sie ist so empfindlich über die Critik geworden, daß sie durch die Vorstellung, weniger bewundert zu werden, selten mehr in das rechte Feuer kommt.

An dem Bruder des Prinzen von Preussen werden die deutschen Musen künftig einen großen Beschützer finden. Er liest das Beßte mit Geschmack und großer Begierde, und hat mehr deutsche als französische Bücher um sich herum liegen. Sein älterer Bruder, der nun zu Felde gegangen ist, giebt Hoffnungen, die man ohne Rührung nicht überdenken kann.

*) Ueber ein solches Urtheil traut man seinen Augen kaum.
**) Dies läßt sich eher hören.

Aber, was sagen Sie, und was sagt Ihr Philokles zu der großen Erscheinung in der politischen Welt? Zu Peter III. Wer hat beßer den Enthusiasmus des Philokles gerechtfertigt, als dieser? Wer hat Friedrichs große Neider und Verläumder mehr beschämt als er? Seine Hochachtung und Freundschaft für den König ist ganz ausserordentlich. Er selbst ein Heermeister vieler großer Ritter, wollte nicht nur den gelben Band des Preussischen Ritter-Ordens, als eine schäzbare Zierde tragen, sondern sogar Friedrichs Soldat seyn. Er hat sich vom König ein Regiment Fußvolk ausgelesen, dessen Obrist er seyn will *). — Gestern wurde der geschlossene Friede dem Volke kund gemacht. Ich hatte das Vergnügen an der Seite des jungen Prinzen Heinrichs, von dessen Palais die Abkündigung geschah, derselben beyzuwohnen, und die lebhafteste Freude eines ganzen Volks anzusehen. Man ist noch nicht ohne Hoffnung, daß auch unsre übrige Feinde sich zum Ziel legen werden. Schweden hat schon seinen Frieden gemacht, und die andern werden gegen Uns und Rußland zu streiten haben, wenn sie sich länger weigern. Der König hat eine große Macht seiner eignen und Russischen Völker im Felde, und jezt nur noch gegen Einen, oder nicht viel mehr als Einen zu streiten.

Es hat sich hier eine Gesellschaft junger Leute zusammengethan, welche sich in Geschmack üben. Sie sind aber etwas schwach, und können sich keine größern Kenner, als Ramler und Nicolai, vorstellen **). Einige waren neulich in meinem Gar-

*) Risum teneatis! Um so viel mehr, da sich das große Blatt der Geschichte so schnell wandte.

**) O der ewigen Einseitigkeit! Desto vortreflicher hingegen, was sogleich folgt.

ten versammelt, und stutzten, da ich Ihnen sagte, daß ich diese Kunstrichter noch lange nicht für groß genug halte, um Gesetze zu geben. Ich stellte ihnen vor, daß sie die Kenntniß des Vollkommenen nicht an den Werken der Deutschen lernen müßten; denn dieser Maaßstab sey viel zu klein. Ich rieth ihnen, das fleissige Studium der Alten mit den ernsthaftesten Untersuchungen der Weltweisheit und anderer Wissenschaften zu verbinden. Ich warf es ihnen als etwas Ungereimtes vor, daß sie Bodmer und Breitinger nur dem Namen nach, und durch die Nachrichten der deutschen Monatschriften kennten. *)

*) Im August dieses Jahrs kam Sulzer in die Schweiz.

III.

Die Gedanken.

(Am Albanersee.)

1807.

Rings von Kühlung sanft umgossen,
Ruhend in des Haines Schooß,
Von der heil'gen Fluth umflossen,
Wieg' ich mir Gedanken groß;
Töne schweben hin und wieder
In dem leichten Blätterspiel,
Bilder tauchen auf und nieder
Aus der Woge tief und kühl.

In der Grotte leicht umschleiert,
Wo das Brünnlein perlend quillt,
Weilt die Schwermuth still, und feyert
Ihrer Sehnsucht holdes Bild!
In des hellen Aethers Räume
Steigt des hehren Berges Haupt,
Und Jahrtausend alte Bäume
Halten ihm die Stirn umlaubt.

Tief im grünen Uferkranze
Ruht Albano's dunkle Fluth,
In der Wolken leichtem Tanze
Schwebt des Abends Purpurgluth;
Schimmer sinken leis' hernieder
In das tiefgesenkte Blau,
Und auf luftigem Gefieder
Trinkt die Lerche Himmelsthau.

Aus der duftumglänzten Ferne
Ragt Tiburnus Haupt empor,
Und es steigen goldne Sterne
Aus des Meeres Schoos hervor;
Dort wo nun das Höchste trauert,
Was die Zeit hervorgebracht,
Sank von Wehmuth leis' umschauert
Phöbus hin in Roma's Nacht!

Steigen einst die Flammenroße
Aus Saturnus Burg herauf?
Bändigt mit dem Lichtgeschoße,
Er der Zeiten wilden Lauf?
Setzt er seinen Anherrn wieder
Auf den alten Seegensthron?
Kehrt Asträa siegreich wieder,
Und vertheilet Straf' und Lohn?

Tönen frohe Hirtenflöten
Wieder durch Evanders Wald?
Wallt durch stille Abendröthen
Numa's heilige Gestalt?

An Kamillo's Sarkofage,
    Trauert noch der Nimfen Lied?
Und ertönt Diana's Klage
    Noch um ihren Hippolit?

Hin und wieder sanft gezogen
    Schwebt Mnemosine dahin,
An des alten Tibris Wogen,
    Mit erinnrungsvollem Sinn;
Ihres Götterbusens Fülle
    Schwellt der Thaten Vollerguß,
Und in dieser heil'gen Stille
    Schöpft sie ewigen Genuß!

Fr. Brun, geb. Münter.

IV.

Etwas über die Verbesserung des Kirchengesangs durch Einführung zweckmäßigerer Gesangbücher, mit besonderer Hinsicht auf das neue Zürcherische.

„Auf einer Flur, welche mehrere Hirten mit einander gemein „hatten, die unter der Aufsicht eines Oberhirten ihre Heerden „weideten, war ein Teich, woraus man in Tränkrinnen das „Wasser leitete, das die dürstenden Schaafe erlaben sollte. Ein „beträchtlicher Theil der sorgfältigsten und erfahrensten Hirten „hatten bey näherer Besichtigung dieses Teiches wahrgenom„men, daß er der Säuberung sehr bedürfe. Es hatten sich von „langen Jahren her mancherlei Unreinigkeiten in demselben an„gesetzt, die das Wasser verdarben; und die beßten Beobachter „urtheilten, daß verschiedene Krankheiten, die sich von Zeit „zu Zeit an den Schaafen äusserten, zum Theil auch von der „Schlechtigkeit dieses Getränkes herrührten. Nachdem man viel „und oft in kleinern Kreisen über die Sache gesprochen, fand „man sie wichtig genug, auch in einer Hauptversammlung der „ganzen Hirtenschaft (denn sie kommen zwey Mal des Jahres

„zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten zusammen) solche
„auf die Bahn zu bringen. Weit die mehrern stimmten ein, daß
„der Teich gesäubert werden müße. Die große Frage war nur:
„Wie soll man es anstellen? Oefnet (hieß es) die Schleussen,
„laßt das Wasser ablaufen; dann räumt aus dem Bette des
„Teiches die Unreinigkeiten weg, und so werde er wieder mit
„frischem Wasser gefüllt! Das wird unsern Heerden wohl thun.
„Wie werden sie hüpfen, die jungen Lämmer, von dem gesun-
„den Wasser erquickt! — Nein bey Leibe! so geht es nicht von
„Statten; fein langsam, ihr Männer! Denkt, was entstände,
„wenn das Wasser des Teiches sich auf Einmal ergiessen sollte! —
„Nun (versetzten andre), so wollen wir bloß einige Schleussen
„nur halb aufziehen; dergestalt wird es langsamer ohne Scha-
„den ablaufen. — Auch das ist zu viel (sprachen die noch be-
„hutsamern); nehmt Schöpfgeschirre zur Hand, und arbeitet
„selbst. So wird ohne Oefnung der Schleussen der Teich in
„etlichen Tagen leer werden. — Uebereilt euch doch nicht (seuf-
„zeten wieder andere); es ist gewiß rathsamer, wenn es statt
„einiger Tage einige Wochen währt. Nehmt doch die kleinsten
„Schöpfgeschirre, die ihr nur finden könnt. Sie können fast
„nicht klein genug seyn. — Ja wohl, (sprachen noch andre)
„nicht klein genug können sie seyn, und darum möchten wir überall
„die Schöpfgeschirre misrathen. Wie wär' es, wenn wir Spühl-
„röhren zur Hand nähmen, dieselben voll schlürften, und dann
„ausgössen? Freylich kann es auf diese Weise ein Geschäft von
„Jahren werden. Aber bedenkt, wie sicher wir dann sind vor
„allem Unheil einer schnellern Ausleerung. — Diese Meinung
„gefiel den Aeltesten der Hirtengesellschaft weit aus am Beßten.
„Sie wandten ihr ganzes Ansehen an, sie zum Hirtenschlusse zu

„machen. — So stehen nun bereits etliche Jahre hindurch tag„täglich eine Anzahl Hirten mit ihren Schlürfröhren um den „Teich her, saugen sie voll, und leeren die vollgesogenen aus; „aber kaum ist es merklich, was die Höhe des Teiches abge„nommen hat. Sie werden seine Ausleerung nicht erleben, „und schwerlich werden jemals die Heerden dieser Flur reines „Trinkwasser bekommen, wenn nicht entschlossene Männer auf„stehen, und den verworfenen Vorschlag ausführen, dem Wasser „die Schleussen zu öffnen."

Den Schluß dieser Parabel möchte ich zum Thema des gegenwärtigen Aufsatzes machen. Sie selbst fand sich unter dem Nachlasse eines vor einem Paar Jahren gestorbenen, allgemein geschätzten Religionslehrers, welcher dieselbe einem auch schon verstorbenen, sehr würdigen Manne zugesandt hat, als das neue Zürcherische Gesangbuch schon etliche Jahre unter dem Publikum war, aber ohne daß es mit seiner Einführung merklich vorwärts gegangen wäre.

Die Einführung eines längern Zeitraums (es ist ja allbereits 20 Jahre seitdem dieses schätzbare Buch zum ersten Mal erschienen ist) belehrt uns noch vollkommener, daß es mit dem Ausschlürfen des Teiches, wie es bisdahin getrieben wurde, wahrlich nicht geht. Einzelne Hirten stehen um den Teich her; aber wie wenig hat er in 20 Jahren abgenommen? Und in der That der sel. Verfasser hat Recht, wenn er sagt: Sie werden es nicht erleben, daß ihre Schaafe reineres Trinkwasser bekommen. Das Buch kann ein altes Buch werden; ist es doch schon jetzt nicht mehr so neu, und doch bey weitem noch nicht allgemein eingeführt; der Kirchengesang wird dadurch nimmermehr verbessert, wenn man nicht die Schleussen öfnet, und anders als bisher zu Werke geht.

Was sollte es aber auch hindern, daß man einmal thätiger, entschlossener hierin verführe; daß man das Werk der Verbesserung des Kirchengesangs festern Schrittes betriebe?

Hat man etwa, seitdem diese Verbesserung auch in unserm Vaterlande zur Sprache gekommen, die Unnöthigkeit derselben mehr einsehen gelernt?

Gerade das Gegentheil. Immer mehr haben ja in den letzten Jahren die Versammlungen zur öffentlichen Gottesverehrung abgenommen, in den Städten vorzüglich; aber auch auf dem Lande. — Nun bin ich zwar weit entfernt, von der Verbesserung des Kirchengesangs, von der Einführung zweckmäßigerer Gesangbücher alles Heil in dieser Hinsicht zu erwarten. Das Uebel liegt tiefer, und der Ursachen des Verfalls des Kultus giebt es mancherley. Keine von den unwirksamsten dürfte aber die seyn, daß unsere Gottesverehrungen zu wenig Anziehendes haben. — Der wahrhaft religiöse Mensch bedarf freylich keiner äusserlichen, sinnlich-geistigen Antriebe zum Besuche gottesdienstlicher Versammlungen. Sein Trieb sich zu erbauen, sein Pflichtgefühl, daß er es Gott schuldig sey, auch vor seinen Nebenmenschen, vor seinen Mitchristen zu zeigen, wie sehr er ihn verehre, ist ihm Sporns genug, daß er Theil an religiösen Versammlungen nimmt. Wir sehen's an unsern neuen Separatisten, an den sogenannten Neugläubigen, die doch eifrig und stundenweit in ihre Versammlungen gehen, wenn schon weder Gesang, noch äusserliches Gepränge, noch irgend etwas von der Art sie dazu einladet. Sie suchen etwas für ihr Herz nach ihrem Sinn und Bedürfniß, und gehen dahin, wo sie es finden. — So wird sich, wer vernünftig-christliche Erbauung sucht, oder wem es von Herzen darum zu thun ist, seiner Pflicht gegen Gott in den öffent-

lichen Versammlungen ein Genüge zu leisten, (und, durch seine eigene Theilnahme an dem Kultus, nach jedes Christen Verpflichtung mitzuwirken, daß dieses wohlthätige Institut nicht in Abgang komme), davon nicht abhalten lassen, auch wenn kein den Worten oder dem Schalle nach geschmackvoller Gesang in den christlichen Tempeln ertönt. — Allein, wird man mir denn doch nicht zugeben, daß auch der wahre Verehrer Gottes lieber zur Kirche gehen wird, wenn, anstatt eines oft abgeschmackten, ein geschmackvoller, anstatt eines oft geistlosen ein herzerhebender, anstatt eines dürftigen ein gedankenvoller, auf alle Umstände passender, alle christliche Lehren in sich enthaltender, anstatt eines die Sittlichkeit hie und da beleidigenden ein rein-sittlicher, anstatt eines jüdischen ein christlicher Gesang ihn erbaut? Wird man mir nicht zugeben, daß, wie die Menschen großentheils sind, denselben, so wie schlechte Predigten, so auch ein schlechtes, öfters den Geschmack beleidigendes, zum Spotten Anlaß gebendes, für uns so wenig passendes Gesangbuch, wie die Lobwasserischen Psalmen sind *), wenigstens mit zum Vor-

---

*) Man verzeihe mir diese Ausdrücke! Sie sind zwar etwas stark, aber sie sind doch der Wahrheit gemäß; wie in der Predigt der Empfehlung des neuen Zürcherischen Gesangbuchs erwiesen ist. Man sagt freylich, man solle ein öffentlich eingeführtes Kirchenbuch nicht heruntersetzen vor dem Publikum; man schade dadurch der Erbauung, die aus diesem Buche könnte gezogen werden. Ich gebe dieses zu, insofern man noch kein besseres Buch hat oder haben kann; hat man aber schon ein solches, so darf man doch wohl eine Vergleichung anstellen, und dasjenige, welches man um der bessern Erbauung selbst willen gern verdrängte, schlecht, in Vergleichung mit dem bessern, wenn es schon an und für sich auch hie und da etwas Gutes hat, nennen, so wie man etwa auch eine Predigt schlecht nennt, die, wenn sie schon auch einzelne nicht verwerfliche Stellen hat, doch im Ganzen dem Ideal einer Predigt bey weitem nicht so, wie manche andre, die man schon gehört oder ge-

wande dienen könne, um sich dem Gottesdienste desto eher zu entziehen?

Mag man mir auch die beträchtliche Anzahl derer entgegenhalten, welche Alles durch einander, Schickliches und Unschickliches, Erbauliches und Nichterbauliches, gleich ohne Gefühl singen, um mir zu beweisen, wie unnöthig in dieser Hinsicht die Verbesserung des Kirchengesangs, der Erfahrung gemäß, sey: Ich wende nichts gegen diese Erfahrung ein; ich habe sie selbst auch gemacht. Allein sie beweist doch wohl nichts weiter, als daß diese Leute für jetzt noch kein Bedürfniß eines bessern Kirchengesangs haben. Soll man denn aber nur auf diese Rücksicht nehmen? Soll man nicht vorzüglich auch die für die öffentlichen Gottesverehrungen zu gewinnen suchen, die das Bessere von dem Schlechtern zu unterscheiden wissen, und deren Beyspiel auch auf andere einen großen Einfluß haben kann? Wenn die Menge auch zur Zeit noch mit jeder Kost sich begnügte, ist es darum überflüssig für diejenigen zu sorgen, die sich nicht so leicht befriedigen lassen?

---

lesen hat, entspricht. Bey wem das Buch um deswillen an seinem Ansehen verliert, wer sich um deswillen nicht mehr, wie vorher, daraus erbauen kann, der nehme nur das bessere zur Hand. Und eben das will man ja. — Ganz was anders wäre es, wenn man ein göttliches Buch, welches die untrügliche Norm unsers Glaubens seyn soll, herabsetzte. Dies thut man ja aber nicht, wenn man die Lobwasserische Psalmenübersetzung angreift. Mag das Volk diese Uebersetzung noch so sehr für eine inspirirte halten, muß man ihm denn dieses Vorurtheil lassen? Hat man nicht Gelegenheit genung ihm zu sagen, die heil. Schriften seyen nicht in der deutschen Sprache abgefaßt, jede Uebersetzung aber sey Menschenwerk; der eine Uebersetzer mache es besser als der andre? Hat man nicht Gelegenheit ihm durch Vergleichung früherer und späterer Ausgaben selbst unsrer gewöhnlichen Uebersetzung des neuen Testaments zu zeigen, daß man von Zeit zu Zeit diese Uebersetzungen verbessert habe? — Möchte man

„Wenn sie aber auch befriedigt werden"! — Es kommt darauf an, wie man diese Einwendung versteht. Will man damit sagen, der Kirchengesang sey nur ein Theil des Kultus; wenn schon dieser verbessert sey, so sey dann vielleicht doch noch nicht alles nach ihrem Geschmacke — so kann man dieses gar wohl einräumen. Allein daraus folgt gar nicht, daß, wenn nicht Alles auf einmal verbessert werden könne, gar nichts in der Sache geschehen soll. Es ist doch immer wieder Etwas. Eine ähnliche Antwort läßt sich auch geben, wenn jene Einwendung nur auf dieses oder jenes neue Gesangbuch, z. B. das Zürcherische, sich beziehen sollte; wenn man damit sagen wollte: Auch dieses Gesangbuch ist nicht vollkommen, und wird nicht jedermann befriedigen. Daß in dem neuen Zürcherischen Gesangbuch hie und da zu erhabene, für das gemeine Volk zu schwere Stellen sind; daß etwa ein Lied eine zu trockene Moral enthält; daß ein Paar Melodièn nicht ganz leicht oder gefällig sind; daß hin und wieder ein Druck- ein Sprachfehler, ein Ver-

---

aber vollends besorgen, die Psalmen selbst könnten ihr Ansehen verlieren, wenn man das Psalmenbuch als ein jüdisches Gesangbuch darstellt, so kommt es ja da auch bloß wieder auf die Belehrungen an, die man hierüber dem Volk ertheilt. Darf und soll man doch auch das ganze A. Test. als eine zunächst für die Juden bestimmte Offenbarung beschreiben, vor welcher das N. Test. seinen eigenen Behauptungen zufolge, für uns Christen einen entschiedenen Vorzug habe; ohne daß man damit auch nur im mindesten läugnen will, daß auch wir Christen von jenem, als von einem göttlichen Buche, mannigfachen Gebrauch für die Religion und Sittlichkeit machen können und sollen. So war auch das Psalmenbuch von Gott selbst nie zu einem christlichen Gesangbuche bestimmt. Nichtsdestoweniger können und sollen auch wir Christen dasselbe, wie das ganze A. Test. zu unsrer Erbauung benutzen. Und wir thun daher auch wohl daran, wenn wir, was darin für den christl. Gesang brauchbar ist, auch in unsere christl. Gesangbücher aufnehmen.

stoß gegen die Prosodie vorkommt, und anders mehr, wird das in der Hauptsache seinem Werthe etwas benehmen, oder dasselbe seiner allgemeinen Einführung unwürdig machen? Soll man noch ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert warten, bis man etwas noch Vollkommneres hat? Soll man alsdann wieder von vorne anfangen, da man jetzt allbereits einen guten Anfang gemacht hat? Kann man nicht auch hier noch verbessern, was, ohne die Gleichförmigkeit zu viel zu stören, zu verbessern ist, und im Uebrigen eingedenk seyn des: Ubi plura nitent, etc.? Ist's nicht genug, daß es doch in aller Absicht ein christliches Buch, und so viel vorzüglicher ist, als das bisher gebrauchte?

Hat aber etwa die Erfahrung seit der ersten Erscheinung des Buchs gelehrt, daß der Schwierigkeiten zu viel seyen, die sich der Einführung desselben in den Weg stellen? — Man sollte es glauben, wenn man wahrnimmt, wie wenig weit man noch in diesem ziemlich langen Zeitraum damit vorgerückt ist. Man sollte es glauben, wenn man gewisse Leute hört, welche — aus guter Meinung zwar — Berge von Schwierigkeiten aufhäufen gegen eine solche Verbesserung. Man sollte fast denken, unser Ländchen sey das einzige Land deutscher Zunge, wo eine solche Verbesserung unmöglich ist. — Wenig Ehre für uns! — Denn nachdem so viele andere, kleinere und größere, Länder mit ihrem Beyspiele vorangegangen sind, was müßte man denken, wenn wir eine solche Verbesserung bey uns nicht auch sollten möglich machen können? — Entweder unser Volk stehe noch auf einer gar zu niedrigen Stufe der Kultur, es sey zu stupid, oder zu eigensinnig, oder zu geitzig, oder zu gleichgültig gegen die Religion, als daß eine solche Verbesserung bey ihm zu Stande gebracht werden könnte; oder, seine Führer seyen zu unthätig,

zu bedächtlich, zu unentschlossen, oder selbst zu gleichgültig gegen Verbesserungen, als daß sie mit regem Eifer und mit ausharrendem Muthe die Berge der Schwierigkeiten abzutragen suchten, welche der Verbesserung, wovon hier die Rede ist, im Wege stehen, oder zu stehen scheinen.

Ich sage scheinen; denn allerdings sind manche von den vorgebrachten Schwierigkeiten, wenn man sie recht beym Lichte betrachtet, nur scheinbar, oder wenigstens nicht sehr bedeutend. Andere sind freylich bedeutender; das ist nicht zu läugnen. Aber, alle zusammengenommen, sind sie im Grunde nicht größer als in manchen andern Ländern, wo man doch mit dieser Verbesserung zu Stande kam — nicht so groß, daß man nicht eben so gut bey uns damit zu Stande kommen könnte, wenn man mit einem eben so festen Willen den Gebrauch ebenderselben Hülfsmittel zur Besiegung dieser Schwierigkeiten verbände, und von allen Seiten gemeinschaftlich thätig auf den gleichen Zweck hin arbeitete.

Die Erfahrung in unserm Lande kann uns über die Größe und über die mehrere oder mindere Besiegbarkeit der Schwierigkeiten nicht belehren. Denn da man eingestehen muß, daß man bisher großentheils nur mit Spuhlröhren um den Teich herumgestanden ist, um ihn auszuschlürfen; daß man noch nicht gehörig, bey Weitem noch nicht allgemein genug alle zweckdienlichen Mittel gebraucht; daß man hie und da noch nicht einmal, oder kaum einen Finger geregt hat, um die Berge von Schwierigkeiten zu ebnen — so kann man eben auch aus dem Erfolge keinen Schluß machen; und man darf, wenn er schon nicht so günstig war als man wünschen möchte, sich dadurch nicht abschrecken lassen. Man muß die Erfahrung andrer Länder zu Rathe

ziehen. Da gieng's bey nicht geringern Schwierigkeiten: Warum nicht auch bey uns?

Aber, möchte man mir sagen, die Erfahrung hat uns doch wenigstens etwas seit den letzten Jahren gelehrt: Daß Neuerungen nichts Gutes hervorbringen. Diese Sprache ist allenfalls dem Volke zu verzeihen, welches nur die nächsten, für dasselbe oft lästigen, Folgen von Neuerungen betrachtet, und dann nur nach seinem gegenwärtigem Gefühle urtheilt, ohne zu bedenken, daß jede Geburt mit Schmerzen begleitet ist — welches keinen Unterschied zwischen neuen Dingen, die schlechter, und solchen, die besser, als die alten sind, zu machen weiß, sondern aus blinder Anhänglichkeit an's Alte das Kind mit dem Bad' ausschüttet. Aber nicht zu verzeihen wäre sie Männern, die aufgeklärt seyn wollen, die weiter blicken, die alles aus einem höhern Standpunkte betrachten, die keine Vorliebe weder für das Alte noch für das Neue, bloß darum weil es alt oder neu ist, haben, sondern nur das Bessere aussuchen und wählen sollen. Wer daraus, daß die Neuerungen des letzten Jahrzehendes auch in unserm Vaterlande manche Uebel zur Folge hatten, gelernt hätte, sich gegen alle Neuerungen nur desto mehr anzustämmen, der wäre nicht durch Schaden klug geworden. Sollten eben diese traurigen Erfahrungen uns nicht vielmehr gelehrt haben, wie nothwendig es sey von Zeit zu Zeit in allen menschlichen Dingen Verbesserungen vorzunehmen, um dadurch größern Uebeln vorzubauen, und zu verhüten, daß nicht das, was (wenn es in der Zeit wäre verbessert worden), zu erhalten gewesen wäre, endlich ganz als unnütz weggeworfen werde, wenn es unverbessert bleibt? So wenig ich es also mit denjenigen halten möchte, die darum, weil sie nicht jede Veränderung, die sie wünschten,

die sie allenfalls auch für eine Verbesserung hielten, durchsetzen konnten, sich alles erleiden lassen, und weiter von nichts Neuem, so gut und zweckmäßig es auch seyn mag, mehr hören wollen; eben so wenig kann ich denjenigen beystimmen, die darum, weil schon manche Neuerung übel ausgeschlagen hat, gegen alles, was neu heißt, schon zum Voraus eingenommen sind, es keiner ernsten, unpartheyischen Prüfung würdigen, sondern es bloß mit scheelen Augen ansehen.

Nicht so, wer vernünftig denken will! Ihm ist das Bessere allemal auch das Vorzüglichere, möge es denn mit der Ehrwürdigkeit des Alters gestempelt seyn, oder durch den Reiz der Neuheit sich empfehlen. Und so wird er auch, wie er selbst das Bessere für sich vorzieht, als Mensch, als Christ sich verpflichtet halten, seine Nebenmenschen, seine Mitchristen ebenfalls mit demselben bekannt, ihnen dasselbe beliebt zu machen, und allen Hülfsmitteln aufzubieten, wodurch er sie dahin bringen kann, dasselbe auch zu benützen.

Sollte dies nicht eine Aufforderung seyn, auch zu derjenigen Verbesserung, die bey dem Kirchengesang durch Einführung zweckmäßigerer Gesangbücher angebracht werden kann, auf alle Weise mitzuwirken?

Der Mensch, der Christ soll ja immer zum Bessern fortschreiten. — Diesen Grundsatz, sollte man ihn nicht beßtmöglich auch unter dem Volke zu verbreiten suchen; sollte man nicht immer darnach handeln? Wo dieser Grundsatz herrscht, fragt man auch in Absicht auf die Sache, wovon wir jetzt reden, nicht: Ist dieß Buch alt, oder ist jenes neu? sondern nur: Welches ist das Bessere? Welches giebt uns gesundere Begriffe von Gott und der Tugend? Welches macht uns mit Jesu

bekannter? Welches erweckt in uns reinere Gottes- und Menschenliebe? Welches erfüllt uns mehr mit religiosen, mit himmlischen Empfindungen? Welches macht uns thätiger für alle Tugenden, nicht bloß für einzelne derselben? Welches eröffnet uns besser die Aussicht über Tod und Grab? — Wer diese Vergleichung aus Geistesträgheit und Gleichgültigkeit, oder aus dem Grunde, weil er allem Neuen den Tod geschworen hat, oder aus andern gleichgewichtigen Gründen nicht anstellen mag, und darum das neue, bessere Buch nicht gebraucht, dem ist freylich auf diesem Wege nicht beyzukommen; er erniedrigt sich zum Thiere herab, welches seit der Schöpfung nie weiter gekommen ist; ja, es kann selbst die Vergleichung auf denselben passen, die ein verständiger Landmann neulich bey einer ähnlichen Gelegenheit brauchte: Er sey dümmer als das Vieh, welches doch auch zuerst an dem ihm vorgelegten Futter rieche, ehe es dasselbe verwerfe. — Wer hingegen, überzeugt von dem Grundsatze, daß wir, wenn wir vernünftige Menschen seyn wollen, immer zum Bessern fortschreiten müßen, diese Vergleichung z. B. zwischen dem Lobwasserischen Gesangbuche und dem neuen Zürcherischen Gesangbuche anstellt, der wird bald für das letzte entschieden seyn. D. Ambr. Lobwasser hat es so gut gemacht, als er's zu seiner Zeit konnte. Aber nun hat man bessere Uebersetzungen der Psalmen, als er zu liefern im Stande war. David, Assaph und andre haben für ihre Zeit und für ihr Volk trefflich gesungen. Und auch noch jetzt ist Manches aus ihren Gedichten auch für unsern christlichen Gesang sehr brauchbar, Manches aber durchaus nicht mehr; Manches kann selbst schädlich werden, und Vieles mangelt ihnen, was erst christliche Sänger, durch Jesu Wort und Geist belehrt und begeistert, geben

konnten. Was also für jene Zeiten gut war, das lasse man für jene Zeiten gut seyn, und danke Gott, daß er in denselben dadurch Gutes gewirkt hat. Aber man danke ihm dann hinwiederum noch mehr dafür, daß er uns zu unsrer Zeit Besseres bereitet; daß wir die bessere Nahrung, die wir bey den anderweitigen Fortschritten unsrer Zeit nöthig haben, auch vorfinden. Wer ist nicht froh darüber, daß wir bey dem Zuwachs der Volksmenge in unserm Lande auch Fortschritte in dem Feldbau gemacht haben, wodurch eine größere Volkszahl, und dieselbe besser als ehedem genährt werden kann? Der müße zu der magern Rübenkost zurückkehren, der müße keine Kartoffel mehr mit seiner Haushaltung verkosten, der nicht auch an die Forschritte der Menschen im Geistigen glauben, und für sich und die Seinigen davon Gebrauch machen will. Ja — um noch näher zu meinem Ziele zu kommen — der kehre wieder zu dem jüdischen Altar- und Opferdienste zurück und wallfahrte alle Jahre dreymal nach Jerusalem, der nicht im Glauben dessen, daß Jesus in der Erkenntniß Gottes und unsers Heils uns weiter geführt habe, als Moses und David und die Propheten, sein helleres Licht, das uns in guten christlichen Gesangbüchern, wie in dem neuen Testamente, aufgesteckt ist, sich zu Nutze machen, sondern sich zu seinem Gesange bloß der alttestamentlichen Psalmen bedienen will.

So jenen Grundsatz des Fortschreitens zum Bessern zu verbreiten, solche und ähnliche Anwendungen davon zu machen, sollten wir als vernünftige Menschen und als Christen nicht dazu verpflichtet seyn? Und sollte nicht noch der Gedanke dabey uns zur Aufmunterung dienen, daß wir durch Verbesserung des Kirchengesangs, wenn auch nicht gerade oder sogleich die Frequenz

doch die Wirksamkeit der öffentlichen Gottesverehrungen befördern können?

Es ist zwar möglich, daß derjenige Theil des Volks, der noch steif am Alten klebt, der durch die Ereignisse der neuesten Zeit vielleicht noch gar in dieser Anhänglichkeit gestärkt worden, der zu kurzsichtig und zu stumpf ist, um die Vorzüge des bessern Buchs einzusehen und zu fühlen, vielleicht anfänglich zu dem Besuche des Gottesdiensts durch Einführung jenes Buchs nicht nur nicht gelockt, sondern noch einigermaaßen davon entfernt würde. Allein dies ist nur im Anfange so. Achtet man hierauf nur nicht, und geht seinen Gang ungestört fort, so giebt es sich wieder von selbst. Die Gewohnheit thut auch in diesem Fall alles.

Zu besorgen ist demnach nicht, daß um eines neuen, verbesserten Gesangbuchs willen die Kirchen für die Dauer von Seite der unkultivirtern Volksklasse leerer blieben. Die Erfahrung hat dieses schon zum Theil in unserm Lande, noch mehr aber in andern Ländern, bewiesen. Und dann, wenn der Zweck erreicht ist, wenn das Buch gebraucht wird, kann man den Segen berechnen, den es für Beförderung eines christlichen Sinns und einer christlichen Handlungsweise haben kann? Wie sehr kann die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit dadurch belebt, die Andacht vermehrt, wie viel heilige Gefühle in den Herzen der Singenden und Lesenden erweckt werden!

„Das klingt schön"! wird vielleicht hie und da einer denken; „aber wie wird auch das schönste Buch bey denjenigen so wirksam seyn können, welche auch im Lobwasser ohne Gefühl alles „durcheinander singen, das Dododo u. dgl. aus vollem Halse „schreyen, ohne daran zu denken, daß sie in Rücksicht auf sie selbst und

„ihre Lage und Denkungsart in manchen Stellen baaren „Unsinn hersingen"? — Freylich wird für solche der Segen, den sie aus dem bessern Buche ziehen, eben auch nicht gar groß seyn. Aber das Materiale ist doch einmal da, woraus sie mehrern Segen schöpfen können. Und läßt man nicht nach, durch Belehrungen, die bey jeder Gelegenheit zweckmäßig angebracht werden, so kann es nicht fehlen, daß nicht in steigender Progreßion bey immer besserm Gebrauche des Buchs der Segen sich verbreite über alle diejenigen, welche auch nur einigermaassen für Belehrung und Erbauung empfänglich sind. — Denn was die dafür ganz Unempfänglichen anbetrifft, sollte man auf diese bey irgend einer Verbesserung Rücksicht zu nehmen haben? — So lang aber das Buch nicht in den Händen derer ist, die dahin können geleitet werden, aus demselben einigen Nutzen zu ziehen, so lang es von ihnen nicht gebraucht wird, d.h. so lang es noch nicht eingeführt ist, fällt nicht der große Segen weg, der gleich von Anfang an, und je länger je mehr daraus herfließen konnte und würde?

Es gedachte noch in seinen letzten Stunden der verdiente Mitherausgeber des Zürcherischen christlichen Gesangbuchs, der sel. Professor Däniker, des mannigfaltigen Segens, den dieses Buch schon in der Stille, ohne öffentliche allgemeine Einführung gestiftet habe. — Ganz gewiß muß der Segen nicht gering seyn, den ein solches Buch, wovon schon die sechste Auflage bald vergriffen ist, auch nur als Privat-Erbauungsbuch, wie es bisdahin größtentheils noch war, gestiftet hat. Es sey Freude für den Seligen noch in der Ewigkeit! — Aber da in dieser Hinsicht ein so guter Anfang gemacht ist, sollte nicht auch gerade dies ein Sporn dazu seyn, daß man trachtete die-

sen Segen noch zu vergrößern dadurch, daß man alle zweckmäßigen Mittel mit rastloser Thätigkeit anwendete, um seinen allgemeinen Gebrauch je eher je lieber zu Stande zu bringen? Was sich schon in einem engern Kreise als segenreich erprobt hat, verdient es nicht, mit angelegentlicher Beförderung in einen weitern Kreis eingeführt zu werden? Verdient es diese Einführung nicht eben so sehr, als manches andere verbesserte Gesangbuch, das seit drey Jahrzehnden in andern Ländern eingeführt worden ist?

Ja, dieser Vorgang so mancher anderer Länder selbst sollte uns, ich will nicht sagen zur Beschämuug dienen, daß wir noch so weit zurück sind, doch uns zur Nacheiferung reizen, daß wir ihnen auch nachkommen. Andere Länder hatten noch dazu auch christliche Gesangbücher, nur in einer unvollkommnern Gestalt; und sie suchten denselben eine vollkommnere Gestalt zu geben, um sie unsern Zeiten angemessener zu machen, den Sinn des Christenthums noch richtiger, verständiger und verständlicher in ihnen auszudrücken, und dadurch ihre christliche Wirksamkeit zu erhöhen. Desto mehr sollten wir ihnen nacheifern, da unser bisheriges Gesangbuch weit weniger als die ihrigen von der christlichen Lehre, zu der wir uns doch auch bekennen, enthält, noch eher also nicht bloß mit einem vollkommnern Christlichen, sondern mit einem eigentlich Christlichen vertauscht werden sollte.

„Aber wenn nur die Zeiten besser, wenn nur die Lage unsers Vaterlandes günstiger wäre, wie es in jenen Ländern der Fall war!" — O es war doch wahrlich eine gute Zeit, das erste Jahrzehend, seitdem das Zürcherische neue Gesangbuch an's Tageslicht kam. Sie verschlimmerte sich freylich nachher;

und doch konnte auch da immer noch etwas geschehen, und geschah auch hin und wieder. Und jetzt ist die Lage unsers Vaterlandes, wenn auch nicht glänzend, doch durch den uns erhaltenen äussern Frieden, durch die Befestigung der innern Ordnung, durch die Fruchtbarkeit der Erde und Anderes, so günstig, daß es die Gottheit, der wir dieses Gute verdanken, wohl verdient, daß wir unsern Dank auch damit erzeigen, daß wir unsere Gottesverehrungen auch in Absicht auf den Gesang verbessern, dieselben auch in dieser Hinsicht rührender, erbaulicher, christlicher einrichten.

Auch jetzt kann man, wenn auch nicht alles, doch vieles, wenn man ernstlich will, und wenn dazu hilft, wer dazu etwas beytragen kann.

Und wer kann dazu etwas beytragen?

Zuvörderst — ich darf es wohl freymüthig sagen — die Regierungen.

Man hat schon den Gedanken geäussert, die alten Regierungen hätten wohl daran gethan, daß sie nicht stärker auf die Einführung eines neuen Gesangbuchs gedrungen hätten; sonst wäre auch dieses beym Ausbruche der Revolution ihnen zum Verbrechen gemacht worden. Ich gestehe es, ich kann nicht dieser Meinung seyn; es würde vielmehr in den Augen aller Vernünftigen mit zu dem Rühmlichen gehört haben, das sie beym Abtreten von ihren Stellen mit sich nahmen, wenn sie einen Theil ihrer Schätze darauf verwendet hätten, ein solches besseres Gesangbuch durch reichliche Vertheilung unter die Armen und durch einen recht wohlfeilen Preis, wie es auch anderwerts geschah, schnell zu verbreiten; wenn sie ohne eigentlichen Straferust den Gebrauch des Buchs, so viel möglich, gesucht hätten zu beför-

dern; wenn sie besonders auch dasjenige Mittel, durch welches am sichersten die allgemeine Einführung eines solchen Buchs ohne eigentlichen Zwang und gleichsam unmerklich erreicht wird, angewandt hätten, ich meine den Aufkauf der ganzen noch vorräthigen Auflage des alten Buchs und die Nichtgestattung einer neuen Auflage desselben.

Durch dieses zuletzt angeführte Mittel hat vorzüglich die Würtembergische Regierung es dahin gebracht, daß das dortige neue Gesangbuch, welches ungefähr zur nämlichen Zeit mit dem neuen Zürcherischen erschien, schon seit etlichen Jahren allgemein gebraucht wird, da es mit dem letztern in der nämlichen Zeit noch nicht einmal so weit gediehen ist, daß es auch nur in der Hauptstadt des Landes allgemein gebraucht würde.

Wenn denn auch die gegenwärtige Erschöpfung der Staatskräfte, wenn das Militärwesen und Anderes, das Kosten verursacht, es nicht erlauben sollte auf den wichtigsten aller Zwecke, auf Verbesserungen in Sachen der Religion, der Grundfeste aller Staaten, starke Geldbeyträge zu verwenden; sollte nicht wenigstens jenes Mittel, welches nach und nach ein besseres Buch in Aller Händen bringen müßte, von unsern Regierungen auch jetzt angewandt werden können? — Warum denn nicht? Ist doch nach unsrer gegenwärtigen Verfassung, wie nach der ehemaligen, Staat und Kirche so verschlungen, daß die Repräsentanten des ersten auch für die Repräsentanten der letzten angesehen werden. Die Befugniß also zum Behuf der leichtern und gewissern Einführung eines zweckmäßigern Religionsbuchs das schlechtere, welches der unwissende Haufe noch anschaft, so lang er's haben kann, zu unterdrücken, kann ihnen nicht abgesprochen werden; was auch Privatinteressen dazu sagen möchten,

welche eine weise und wohlthätige Regierung leicht zu vereinigen wissen wird. Sonst erinnert uns freylich der häufig vernommene Ausruf: „Wie ehrwürdig ist doch der alte Lobwasser"! gern oder ungern an das: „Groß ist die Diana der Epheser" der Ephesinischen Silberarbeiter, als sie von ihren silbernen Dianentempeln keinen starken Absatz mehr hatten.

Etwas Aehnliches dem angegebenen durchgreifenden Mittel — nur in einem engern Umfange — ist zwar schon dadurch in's Werk gesetzt worden, daß die Kantonal-Almosenpflege in Zürich keine Lobwassersche Psalmen mehr, sondern lauter neue Gesangbücher unter die Armen vertheilt. Nur daß es auch so, besonders wenn das Testament nicht dazu gebunden ist, bloß Schulbuch bleibt, und auch von der ärmern Classe nicht leicht als Kirchenbuch gebraucht wird.

Möge nach diesem gethanen Schritte, und nachdem das christliche Gesangbuch schon in Landesgesetzen zum öffentlichen Gebrauch empfohlen, und sein Gebrauch in den Schulen anbefohlen worden ist, die Kantonalregierung nun noch weiter gehen, und alles thun, was von ihr, als einer christlichen Regierung abhangen mag, um das angefangene gute Werk zu vollenden.

Die Geistlichkeit soll und wird die Regierungen unterstützen, und ihre guten Absichten befördern. Es stehen ihr zwar die Mittel nicht zu Gebote, die diese zur Betreibung der Sache anwenden können; besonders jenes vorzüglich — ich möchte fast sagen, einzig — recht und ganz wirksame Mittel hängt nicht von ihr ab. Aber viel kann doch auch sie thun. Und ihr soll es ja wahre Herzensangelegenheit seyn, alles auszusinnen und in's Werk zu setzen, was die Religion Jesu wirksamer, was den öffentlichen Kultus segenreicher machen kann. Unthätigkeit

und Gleichgültigkeit hierin wäre ihr am allerwenigsten zu verzeihen. Und daß ein besseres Gesangbuch eins der nothwendigsten Stücke hievon sey, springt ja zu sehr in die Augen, als daß nicht diese Ueberzeugung unter diesem ganzen Stande herrschen sollte. — Es wäre hier zu weitläufig alle die einzelnen Mittel zu durchgehen, wodurch die Geistlichkeit das zweckmäßigere Buch bekannt und beliebt machen, und seinen Gebrauch befördern kann. Wem die Sache am Herzen liegt, den wird das Herz auf Manches führen, wobey derjenige, der kein Interesse dafür hat, vorbeygeht. — Nur das Einzige füge ich bey: Es kann nicht oft genug gesagt und beherzigt werden, wie viel das allgemeine Betreiben der Sache in dem gleichen Geiste wirken müßte; wie viel schneller der Teich, im Fall auch daß das Oeffnen der Schleussen nicht erhältlich wäre, doch leer wird, wenn alle — nicht bloß schlürfen, sondern — schöpfen, als wenn es bloß Einzelne thun. Ich möchte das gemeinschaftliche Wirken neben jenes oben gepriesene Haupthülfsmittel der Nichtauflegung des alten Buchs hinstellen. Die Erfahrung lehrt wie viel größer die Abneigung so was Neues anzunehmen ist, wenn nicht überall dafür gearbeitet wird. Hingegen legt sich aller Widerspruch viel eher, wenn man dem Widersetzlichen sagen kann: Wo du hinkommst, triffst du es eben so an. — Desto erwünschter muß daher eine Gesellschaft seyn, wie die — freylich erst im Werden begriffene — Gesellschaft der Freunde des christlichen Gesangbuchs im Kanton Zürich, für jetzt noch ein Zweig der dortigen asketischen Gesellschaft, welche sich verbinden will, auf dem gleichen Wege mit klugem Eifer nach dem gleichen Ziele zu laufen. — Möge sie Festigkeit gewinnen! möge sie es so weit bringen, daß sie den Preis des christlichen

Gesangbuchs auf den der Lobwasserschen Psalmen herunterseßen könne! möge sie überhaupt ihren Zweck je länger je vollkommener erreichen.

Mit den Religionslehrern stehen die Schullehrer in genauer Verbindung. Diese, wenn sie das bessere Buch als ein solches kennen, lieben, zu gebrauchen verstehen, und auch andere darin unterrichten können, und sich daher der Sache mit Eifer annehmen, können jenen sehr behülflich seyn. Selbst ist es möglich, daß sie durch ihre nähere Bekanntschaft mit Gemeindsgenossen und durch ihren häufigern Umgang mit ihnen denselben hie und da mehr Freunde erwerben können, als jene. Daher ist es recht wohl gethan, daß die Schullehrer des Cantons Zürich alle in dem National-Institute den Unterricht in dem Gesange einzig in dem neuen Gesangbuche erhalten, und der Lobwasser da nicht zum Vorschein kommt. — Nur erwarte man nicht alles von den Schulen! Wenn die Erwachsenen nicht für das Buch gewonnen werden, so legen die jungen Leute, der oft schon bestätigten Erfahrung zufolge, sobald sie die Schule verlassen haben, ihr christliches Gesangbuch auf die Seite, und bringen ihren Lobwasser wieder mit in die Kirche.

Eben darum aber sollte von den Erwachsenen ein jeder verständige Christ, dem es darum zu thun ist, daß das reine Christenthum überall, also auch im Gesange seine volle Wirksamkeit äussere, und daß unsere Gottesverehrungen bestmöglich eingerichtet werden, gern zur Einführung eines zweckmäßigern Gesangbuchs, als die bisher gebräuchlichen Lobwasserschen Psalmen sind, mitwirken, so viel ihm nach seinen Umständen möglich ist. Ein jeder kann dieses wenigstens durch eigene Theilnahme thun. Wenn er einmal überzeugt ist, das

bessere Buch verdiene den Vorzug, was hilft diese, wie jede andere Ueberzeugung, wenn man nicht darnach lebt? Wenn noch so Viele das bessere Buch wirklich für das bessere hielten, aber der eine die Kosten scheut, die er auf dessen Anschaffung verwenden sollte, wo doch mancher so leicht in etwas anderm Unnöthigem so viel ersparen könnte, als diese Kosten betragen; wenn ein anderer seine silbernen oder güldenen Schlosse bedauert, die er an dem alten Buche hat, gleich als wenn man das neue nicht auch mit allen Zierathen ausschmücken konnte, wenn man will; wenn ein anderer nicht gern dafür angesehen seyn möchte, daß er Neuerungen liebe, oder zuwarten will, bis sein Nachbar auch ein neues Buch hat, oder es allgemein eingeführt ist, u. s. w., so bleibt es immer beym Alten. Wer wahres Interesse für Religion und Christenthum hat, der setzt sich über alle dergleichen Dinge hinweg; er läßt nicht lauer Weise die Sache nur so hangen, sondern er macht das bessere Buch, das er kennen gelernt hat, auch zu seinem Kirchenbuche. — Damit gewinnt er denn oft noch andere, die seinem Beyspiele nachfolgen, besonders wenn er als obrigkeitliche Person, als Vorsteher einer Gemeinde, oder wegen seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, oder wegen seines Reichthums oder seines Ansehens einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß auf andere hat.

Manchmal können aber auch Partikularen noch anders, als bloß durch ihre eigene Theilnahme und durch ihr Beyspiel, in der Sache wirken. Sie können ihren Nachbarn, ihren Freunden und Bekannten, das Buch bey guter Gelegenheit empfehlen, ihnen in Gesprächen ihre Vorurtheile dagegen benehmen, sie eines Bessern über den Werth des Buchs belehren.

Reiche, wozu ich wohlthätige Gesellschaften rechne, können dasselbe unentgeldlich in die Hände der Armen bringen; Taufpathen können es ihren Taufkindern, mit Ausschluß des alten Buchs, zum Geschenke geben; Buchbinder können es ihren Käufern anpreisen. Und wo man das Buch auf solche oder andere Weise den Leuten in die Hände spielen kann, da wirds allemal um so viel mehr fruchten, wenn demselben auch das neue Testament beygebunden ist, weil die meisten Leute gewöhnlich gern das Testament zur Kirche nehmen, und doch nicht gern zwey Bücher mittragen.

So kann man viel wirken, wenn man rechten Ernst hat, und die sich anbietenden Gelegenheiten weislich und thätig benutzt. Das Herz nur muß für heilsame Verbesserungen recht eingenommen seyn; und dann wird man, wo damit noch kein Anfang gemacht ist, ohne Zögern den Weg dazu zu bahnen suchen; wo man aber die Sache schon bis auf einen gewissen Grad gebracht hat, wird man sie nicht wieder zurückgehen lassen, sondern mit weiser Emsigkeit sie immer weiter bringen, damit so der Ehre Gottes und Jesu — auch durch christlichen Gesang — unser ganzes Land voll werde.

V.

Das Bächlein Celigni am Genfersee.

(1806.)

Es rauscht ein Bächlein durch grüne Kluft,
Ich höre sein Rauschen so gerne;
Durch wehende Wipfel strahlt blaue Luft,
Da weidet der Blick in der Ferne!
O Bächlein so lieb an des Hügels Hang,
Dir möcht' ich lauschen mein Lebenlang!

Wie lieblich sinket und steigt und schwillt
In Wies' und Wald das Gestade;
Dort hebt das Gebirge sich duftumhüllt,
Hier locken mich schattige Pfade;
O süße Thäler, o Hügel so schön,
Hier mögen sich Herz' und Seel' ergehn!

Wie lacht aus der Tiefe der blaue See
Von schneeigen Alpen umraget!
Dort strahlt von Gold die ätherische Höh,
Wenn's tief im Thal noch nicht taget;
Des Frühscheins Schauer mich tief durchbebt,
Der Geist und Sinne so frisch belebt!

Hinab den Pfad in die graue Nacht,
  Wo dunkle Schatten nur wanken,
Der Sonnenstrahl nur durch das Dickigt lacht,
  Dort wandeln die stillen Gedanken;
Und Fall auf Fall stürzt der Bach dahin,
  Es folgt ihm gerne der trunkene Sinn!

O weh! wie schweigts in der öden Kluft*),
  Wie schweigts durch die grünenden Hügel!
Die Vöglein fliehn in die weite Luft,
  Entfaltend dem Aether die Flügel!
O süßes Bächlein so grün umlaubt,
  Wer hat uns dein liebliches Leben geraubt?

Der Neumond sucht und der Abendstern
  Die sanfte thauige Welle;
Sie sah'n in der rauschenden Fluth sich gern,
  Und gern in der perlenden Quelle;
Nun blicken sie still' und trüb hinab
  In des kiesigen Bettes ödes Grab!

Und Alles trauert und Alles schweigt,
  Und Finsterniß lauscht in den Klüften;
Der Platanus welkende Zweige neigt
  Aus sonnedurchglüheten Lüften.
O Bächlein so lieb, o Bächlein so traut,
  Komm wieder mit fröhlichem Silberlaut!

---

*) Man hatte den schönen Jura-Bach unten auf die Wiesen abgelassen, dann oben gedämmt, um das Bette desselben zu reinigen.

Es kömmt! schon rollt um des Berges Fuß
  Die heiter rieselnde Welle!
Es hüpfet und rauschet mit vollem Guß,
  Und in der Tiefe wird's helle!
Die Fischlein schlüpfen aus Stein und Moos,
  Und scherzen dahin in des Freundes Schoos!

Und wir, wir singen mit frohem Schall:
  O Bächlein sey uns willkommen!
Du fehltest uns all' und überall,
  Wer hatte dich Bächlein genommen?
O Bächlein so hell und so lieb und so traut,
  Nie fehl' uns dein fröhlicher Silberlaut.

Fr. Brun, geb. Münter.

VI.

Reminiszenzen aus einer kleinen Schweizerreise im Juli 1807. Von Joh. Conr. Appenzeller, Lehrer am öffentlichen Schulinstitut in Winterthur.

1.

Der Abschied.

Man stand vom Mittagsmale auf, die Reisebündel waren geschnürt, alles in Ordnung. Das innige Lebewohl schlang noch seine zärtliche Umarmung um des Weibchens Hals und hob zum letzten Abschiede die Kinder zum Kuße empor. Wir flogen die Treppe hinab, und noch ein Blick hinauf ans Fenster, war die letzte Antwort auf Minchens Seufzer.

H *** war noch keine zehn Schritte von Hause, als er sagte: „O das geht ja ganz vortrefflich"! Ein helles Gelächter unterm Bogengange des Waysenhauses in Winterthur bezeugte dem lustigen Gefährten über seinen naiven Einfall unsere gleichgestimmte Laune. Kaum einige hundert Schritte weiter begegnete

uns wohlmeinend ein alter Bekannter, der auch noch sein Lebewohl uns mit auf die Reise geben wollte, und rieth uns, daß wir, statt bey dem öden, erloschenen Kyburg vorbey, lieber die Straße nach Töß und Volketschwyl wählen möchten, um von hier aus über das alte Uster, Mönchaltdorf und Oetwyl nach Stäfa zu gehen. Wir kehrten also um, und H*** gab uns zum zweyten Male sein: „O das geht ja ganz vortrefflich"! zum Beßten.

2.

Der Bündel macht Kopfweh.

Kaum eine halbe Stunde weit, da drückte schon auf Sch* ungewohnte Schultern die Last des Reisebündels! Lange in sich gekehrt neben uns herwandelnd, gab er auf die freundliche Frage: Wie gehts? die trübe Antwort: „Der Bündel macht Kopfweh".

Auf jeder Schulter und Seite des Körpers, auf Bauch und Rücken abwechselnd den Reisesack gewiegt und gelegt, giengs weiter; schwarze heranziehende Gewitterwolken jagten die Bündelangelegenheiten aus'm Kopf; die Sorge, das Gewitter möchte uns ereilen, gab nun zu andern Betrachtungen Stoff. Die Sonne verhüllte sich, nur noch hie und da brachen ihre Stralen hinter dem düstern Gewölke hervor und beleuchteten im magischen Streiflichte die Schnitter und Garben auf den Feldern, wo mit anstelligen Händen die Fruchtwagen hoch aufgemauert wurden.

Das junge Volk jauchzte und sang. Das Gewitter verzog sich, und Sch* spürte weder Bündel noch Kopfweh mehr.

3.

Abendwehmuth.

Wenn man von Volketschwyl, einem artigen Dorfe, den Fußpfad nach dem Flecken Uster nimmt, so gelangt man bald in ein romantisches Laubholzwäldchen. Vom leichten Zephyr angeweht, flatterte das junge Laub in der Abendröthe und spielte mit seinen Schatten auf unsern Kleidern; da würd' ich des Abends lustwandeln, wohnt' ich hier, und dies Wäldchen zu meinem Lieblingsaufenthalte wählen! — Die Sonne neigte sich, und als wir aus diesen lieblichen Gebüschen heraustraten, sahn wir nur noch die Allmanns-Hügel im glühenden Abendroth. Im Schatten lag zur Rechten, zwischen Nänikon und Greifensee, die Seufzermatte.

Da ergriff mich mächtig die Erinnerung an den edeln Landenberg und seine sechzig Todesgefährten. Schweizergeschichte! Warum mußt du uns diese barbarische That, sonst einmüthig geprieſsner Helden des fünfzehnten Jahrhundert aufbehalten, und der Nachwelt überliefern? Damals wüthete ein Eydsgenoß gegen den andern, schrecklicher und treuloser, als es wohl in unserer Revolution geschah. Die That ist ein Brandmal in der Geschichte unsrer Väter; doch die Nemesis der blutgedüngten Matte von Nänikon rächte sich an der Birs, und söhnte die zürnenden Schatten mit anderthalbtausend Opfern.

Es ist ein unnennbares Gefühl das des menschlichen Herzens sich bemeistert, wenn es sich in Gegenden fühlt, wo einst merkwürdige Ereignisse statt hatten. Der Gedanke an Landenberg und seine Waffenbrüder auf diesem Schauplatze ihres gewaltsamen Todes, vergegenwärtigte mir die schrecklichste

Geschichte so lebhaft, daß ich mich in derselben verlor. Diese nämlichen Berge und Hügel, jener See und die Burg seiner Vertheidigung, die jetzt meinem Auge vorüberschweben, sah' auch sie mit ihrem sterbenden Blicke. Mir war's als hört' ich den edeln Mann noch rufen: „Tödet mich, Männer! Aber was haben diese verbrochen''? Ich sah sie im Geiste, die Väter und Mütter, die mit wankenden Schritten und mit Himmel andringenden Wehklagen für das Leben ihrer Söhne baten; sah die Weiber derer, die dem Tode geweiht waren, mit Unmündigen am Arme, Säuglingen an den Brüsten, Ungebornen unter dem Herzen für das Leben ihrer Männer flehen; sah dann, da der erschütternde Jammer ungehört blieb, tapfere Jünglinge und Männer aus der letzten Umarmung grauer Mütter und schwangrer Gattinnen führen; ich sah auch ihn, den edelmüthigen Vollzieher des grausamen Befehls, wie er, inniger Erbarmung voll, zaudernd sein blutiges Geschäft verlängerte. Wie jetzt bey untergehender Sonne, neigte sich der Tag, als das Blut zusammenfloß und die Erde es nicht mehr schlucken wollte.

Doch hinweg von diesem gräßlichen Bilde alteydgenössischer Barbarey *).

Der Mond stieg hervor und die dunkeln Berge mit ihren Tannen schnitten am Horizont ihre scharfen Linien ein.

4.

„Ich möchte weinen vor Freuden"!

Der Kirchthurm von Detweil schimmerte mit seinem Weiß hinter den Schatten hoher Linden hervor. Unter muntern Ge-

*) Müllers Gesch. d. schw. Eydgenossenschaft. IV. Bd. S. 29-41.

sprächen und gleichhaltendem Schritte erreichten wir den Scheidepunkt auf dem Rücken des wald- und rebenreichen Berges. Noch lag aber Stäfa fern am Ufer im dämmernden Zwielichte verborgen. Hier und da nur hob sich eine weiße Mauer aus dem Dunkel heinischer Reblauben hervor, oder es flimmerten, Irrwischen gleich, aus den zerstreuten Landhäusern die Kerzen ihr mattes Licht dem Wandrer entgegen. Es war spät, als wir im Gasthofe zur S** ankommen. Sch* fand in dem jungen B** einst seinen Freund an den Ufern der Rhone und Saone, nun seinen Wirth; sie riefen sich wechselseitig jene Tage zurück, die sie in Lyon verlebten.

Diese zweyte Stadt des ersten Reiches der Welt soll die schönsten Formen weiblicher Schönheiten besitzen. Der Anblick eines solchen, mit allen Reizen der Anmuth und des schönsten Wuchses begabten Mädchens, hat, wie B** erzählte, einen seiner Landsleute in Ekstase gesetzt, daß er wonnetrunken ausrief: „Ich möchte weinen vor Freuden"!

Man lachte laut im Saale auf, ich erwachte aus meinem Schlummer. Die Erzählung begann ihr da Capo, aber ich nahm eine der heruntergebrannten Kerzen und wankte meinem Schlafzimmer zu.

5.

Der Zürichsee.

Wir nahmen das kalte Frühstück Morgens um 4 Uhr in unsern leichten Nachen; der ganze Himmel war überzogen und tief hinab hiengen die grauen Nebelwolken an den fernen Al-

pen und Hochgebirgen von Schwyz, Glarus und Appenzell; dennoch bewunderten wir Helvetiens reizendesten See, mit jener Innigkeit und Wollust, die sich nicht beschreiben, sondern nur selbst fühlen läßt.

Freundlicher See! die ersten Sänger, selbst der göttliche Dichter der Meßiade, haben dich besungen; was soll ich dir in Liedern meine Empfindungen stammeln! Meine Blicke sollen jetzt nur weilen auf deinen rebenbekränzten Hügeln, deinen volkreichen Dörfern längs dem Rahmen deines bezaubernden Spiegels; nur weilen dort auf jenem Eilande, das Huttens Staub birgt, und das ein heil'ger Ort ist, jedem deutschen Patrioten, weil er den größten Verfechter deutscher Freyheit aufnahm.

Trüb ist jetzt, lieblicher See! deine Fluth, wie der Himmel, der über dich ausgebreitet ist! — Doch die Wolken werden verschwinden und des Himmels lichte Bläue sich wieder malen in deinem ruhigen Bette. Tröstendes Bild für dich, theuergeliebtes Vaterland!

6.

Bettler und Pilger.

Von Richterswyl geht eine gepflasterte Bergstraße steil hinan auf Wollrau und Schindellegi, Namen, die in der Geschichte vom Kampf und Untergang der Berg- und Waldkantone ewig denkwürdig seyn werden. Reding focht hier mit einem kleinen Schweizerhaufen den schönen aber ungleichen und gewagten Kampf um der Väter hohes Erbtheil gegen ganze Va-

taillons der Bezwinger Europens, und verewigte an diesen steilen und wilden Hügeln seine Waffenthaten.

Hier hauset armes Volk; ganz Schindellegi schien mir nur Eine Betlerfamilie; wir näherten uns kaum diesem Bergdorfe, als Weiber, Kinder und Männer im bunten Gemische aus ihren elenden Hütten, wie losgelaßne Wahnsinnige aus einem Irrenhause auf uns losstürzten und mit ihren: „Gegrüßt seyst du Maria", und „Vater Unser" über uns herfielen. Wer wagt's gegen diese Waffen streiten zu wollen? Eine Handvoll Kupfermünze befreyte uns für einige Augenblicke von diesem Ueberfalle; doch, bald waren wir neuerdings umringt, und wir mußten gegen den Talismann des Betens hartherzig Parthey nehmen.

Eines jungen Weibes, die noch Spuren verwelkter Schönheit im kummervollen Aug und auf blassen Lippen trug, konnten wir nicht los werden. Sie bat uns anhaltend um die Erlaubniß, uns unsre Reissäcke tragen zu dürfen, und wir gaben ihr endlich nach. Nun ward aber des Erzählens von ihrem Jammer kein Ende; ihr Mann hatte sie muthwillig mit drey kleinen Kindern im Stich gelassen und Kriegsdienste genommen. In ihrem Gespräche zeigte sich das seltsamste Gemisch von Haß und Liebe; denn in demselben Augenblick, wo sie ihren Mann verwünschte, gab sie uns doch auf die Frage: Ob sie ihn wieder nähme, wenn er zurückkommen würde? die Antwort: „Jesus Maria, das glaub ich"! Wir verließen sie mit einer ihrem geleisteten Dienst angemeßnen Belohnung, und sie versprach uns dagegen, für das Heil unsrer Seelen zu beten.

Wenn man von der Straße nach Rothenthurm links ab gegen die Pilgerpfade Einsiedelns sich wendet, so gelangt man

bald in das einförmige und melancholische Thal des Heil. Meinrads. Vor und hinter uns vernahmen wir die Litaneyen der Büßenden; eine Gruppe derselben erreichte uns bald, und da ein sanftes Magdalenengesicht mit himmlischem Lächeln uns ein freundliches: „Gelobt sey Jesus Christ"! zunickte, so sprachen auch wir aus Einem Munde: „In Ewigkeit"! und schlossen uns an die betende Gesellschaft an. Die schöne Pilgerin blieb uns zur Seite, und wir bewunderten in jeder ihrer Reden das zarte kindliche Gefühl argloser Unschuld und Güte; doch den Eltern, die ihre fromme Tochter begleiteten, mißfiel diese Episode; sie winkten dem Mädchen zu, daß es beten sollte.

Und auch wir verstanden diesen ernsten Wink, und giengen voran. Erst an den Stufen des Altares im berühmten Gotteshause sahn wir sie wieder, wo ihr schmachtendes Auge in frommer Andacht am erhabenen Cruzifixe hieng, und die Welt für sie verloren zu seyn schien.

7.

Einsiedelns 14 röhrigter Brunnen.

Da wär' ich also, zum ersten Male in meinem Leben, auf Einem derjenigen Punkte der Erde, von welchem hinweg seit einem vollen Jahrtausend Millionen von Menschen aus allen Altern, Ständen und Völkern ihre irdischen und himmlischen Angelegenheiten, ihre Freuden und Leiden, ihre Sorgen und Hoffnungen, ihre Verzweiflung und ihr Vertrauen, ihren Aberglauben und Unglauben, ihre Heucheley und Wahrheit, ihre Laster und ihre Tugenden, ihre Versunkenheit und Verdammung

wie ihre Gewissensruhe und Seligkeit, ihre Hölle wie ihren Himmel davon trugen. Welches Gefühl überwältigt mich hier! Soll ich mit der Gottheit rechten, an des Menschengeschlechtes himmlischer Abkunst zweifeln? Soll tiefes Mitleid oder duldende Achtung hier mein Urtheil leiten?

Hunderttausende fanden hier Ruhe, Trost und Hoffnung durch Glauben; ja das Höchste, dessen sich vollendete Frömmigkeit kaum zu rühmen wagt vor Gott, die Versicherung der Verzeihung der Sünde und die Zusage ewiger Seligkeit. Hunderttausende fühlten sich hier, als in einem Vorhofe des Himmels, als die Auserwählten zur unnennbaren Wonne in den Gefilden des Lichtes. — Soll ich Euch nicht beneiden, ihr Glücklichen? — denn beklagen kann ich Euch nicht, wär' auch Euer Glaube eitel.

Wenn die römisch-katholische Religion einen Vorzug vor der protestantischen hat, so ists wohl der: Daß sie die Religion des Volkes ist. Keine andere ist ihr in dieser Beziehung gleich. Sie hat den gemeinen Menschen, von welchem neun Zehntheil sinnlich, und nur Einer geistig ist, gefesselt. Alles ist in ihr nach diesem Verhältnisse klug berechnet; die Weisen des neunzehnten Jahrhundert mögen sich immer darüber den Kopf verstoßen, daß es so ist; sie werden nicht siegen. Ihr huldigte der größte Sterbliche unsrer Zeit. Und was hat er nicht durch diese Huldigung gegen sein Volk vermocht, das, wenn es nicht im Schooße der römischen Kirche gewiegt wird, zum Atheismus seine Zuflucht nimmt?

Hier in Einsiedeln steht in mysteriösem Helldunkel das Ideal der Volksverehrung und Anbetung. Wie mächtig wirkt da die Pracht, die feyerliche Stille — wie die Musik des Tem-

pels, auf die Einbildungskraft des armen einfältigen Volkes! Ach! Alles, was ich hier auf den Knieen liegen sah, hieng mit unverwandtem Blicke an seiner Gnadenmutter. Weyhrauch wogte durch die Hallen und tausend Kerzen brannten, alldieweil der Meßgesang im Chor feyerlich durch die Bodengänge herabrollte.

Welch ein Kontrast! Ueberfluß und Mangel. Hier eine Kirche deren Architektur eine Million von Gulden überwiegt; dort ein Dorf dessen Hütten und Häuser zusammen nicht 50,000 werth sind. Ein Kloster von ungeheuerm, unversiegbarem Reichthume, verschwendet an todte, monströse Gestalten, an geschmacklose Verzierungen und Zerrbilder; hier nichts als ein Paar Gassen voll Wirthshäuser, an deren Einem das Bild der Dürftigkeit und Armuth ausgehängt ist: „Allhier zu Adam und Eva".

Nichts hat hier die drückende Armuth mit dem schwelgenden Ueberfluße gemein als: Die Trägheit und den Müßiggang. Das gesammte Bettelvolk von Einsiedeln ist indeß sehr industriös. Es war Sonntag, und dennoch alle Krambuden offen. Rosenkränze, Bilder, geweihte Kerzen und Bänder, Paternoster und Kruzifixe wurden feil geboten und gleichsam zum Kaufen aufgezwungen; denn wenn man nicht sogleich auf das Geschrey der Krämer und Krämerinnen merkte, so wurde man an den Kle dern gezupft und gerissen, bis man Halt machte.

Unser Wirth, kein Freund des Klosters, erzählte von den in der Revolution über ihn ergangenen Verfolgungen mit einer so gewandten Sprache, daß wir abnehmen konnten, dieß sey für den Gast so viel als einige Gedecke; denn am Ende seiner Erzählungen, in welchen er auch seiner Heldenthaten erwähnte, ließ er sich stattlich bezahlen.

Es war beynahe 3 Uhr Abends, als der Donner der Kano-

nen und das Schmettern der Trompeten eine Prozeßion ankündigte. Vier heilige Leiber, die die französische Invasion ihres Schmucks beraubt hatte, wurden neu aufgestutzt und verziert zur Schau herumgetragen, im Begleite von Kreuz und Fahnen aller Klostergeistlichen und Layen. Der alte, rechts und links benedizierende Fürstabt kam langsamen und oft unterbrochenen Schrittes an der Spitze seiner Conventualen mit Infel und Stab reich geschmückt herangegangen; er ist sehr groß und scheint nahe an den achtzig Jahren zu seyn.

Der Tag war schwül. Wir tranken noch aus den vierzehn Röhren des Wunderbrunnens, und dieser Labetrank ist denn auch das Köstlichste, was Einsiedeln hat und giebt, und wofür ich diesem merkwürdigen Orte der Welt meinen Dank weihe; denn ich fühlte mich dadurch erquickt und mit dem heiligen Meinrad ausgesöhnt.

(Die Fortsetzung künftig.)

VII.

Die Vergötterung der Eule.

(1807.)

Quæ tanta insania, cives?

Virg.

Seit des Propheten Fluch das goldne Kalb zerschmettert,
An dem das rohe Herz entfloh'ner Sklaven hieng,
Giebt es auf Erden kaum ein so verächtlich Ding,
Das Menschen irgendwo nicht schon vergöttert.
Die Götterehre fiel vom Stier
Der Katze zu; mit ihr, sagt ein Gerücht, dem Affen;
Der Schlange dann, und so von einem edeln Thier
Zum andern bis zur Gans, und erst nach ihr
(Sie gab den Feinden Roms bekanntlich viel zu schaffen)
Auf den Kaligula, den kaiserlichen Laffen. —
Was staunt denn offnen Maules der Verstand,
Weil jetzt so manches kultivirte Land,
Sein brünstigstes Gebet der Eule zugewandt?
War doch die Eule nebst Medusens Kopfe
Kein schlechtes Kleinod in Minervens Hausgeräth;
Und glotzt nicht unter ihrem Schopfe

Ein Augenpaar hervor, das einen Gott verräth?
Des Donnergotts Constabler bade
Sich stolz im Sonnenglanz; vor seinem Feuerblick
Beb' Juno's Page selbst, trotz seinem prächt'gen Rade!
Der Geist der Eule zieht sich still in sich zurück,
Verachtend Phöbo's schimmerreiche Gnade.
Ihr gnügt die Finsterniß, drängt sich der Vögel Chor,
Sobald den Gott des Lichts Aurorens Rosenfinger
Enthüllt, mit Jubelsang hervor.

„Spielt aber nicht", (so raunt mir jetzt in's Ohr
Ein aufgeklärter Geist, des Zoroasters Jünger)
„Im großen Tempel der Natur
Dein Gott die kläglichste Figur"? —
Der Schein betrügt, mein Freund! Entgeht der Adler
Doch selber nicht dem Witz der Tadler!
Zwar macht, ich muß gesteh'n, die Eule nicht
Das freundlichste Gesicht;
Allein sie hat auch nicht die scharfen Krallen,
Womit die Majestät des Adlers den Vasallen
Den allergnäd'gen Schutz nicht immer sanft beweist. —
„Doch welches Glück verheißt
Der Menschheit solch ein Kauz mit langen Ohren,
Der sich die düstre Nacht zum Heiligthum erkohren?"
Und, welchen Segen, frag' ich, hat der Gott des Lichts
Den Völkern, die den Strahlen seines Angesichts
So vielen Opferdampf geweiht, beschieden?
Vor seinen Gluthen schmolz in weichem Frieden
Ihr hoher Muth dahin; gewelkten Zedern gleich,

Verzehrt' ihr Mark der Ueppigkeit geheimes Feuer.
Der Parsen und der Inkas stolzes Reich
Erlag dem Schwerte kühner Abentheuer.
„Was aber, beym Olymp! was kann in aller Welt
Dem, welcher für den König der Natur sich hält,
Der jämmerliche Wicht, die Eule geben?"
Was sie uns geben kann? Die Frage scheint
Nicht recht auf einen Gott zu passen. Doch, mein Freund!
Die Frage war vielleicht: Um welches Gut erheben
So viele jetzt zur Eul' ihr sehnsuchtvolles Herz?
Wo mich nicht alles trügt, ist eben
Der Durst nach Gold bey Leutchen dieser Art kein Scherz.
Doch der bescheidne Wunsch, der leis an den Altären
Der Eule sich erhebt, soll dieser seyn:
Die Gottheit möchte doch allein
Den Augen jener, die als Eule sie verehren,
Der Sonne hellen Schein
Bey allgemeiner Nacht gewähren!

Verwünschte Aufklärung! ruft laut, vom Brandtewein
Durchglüht, im Dampf des Knasterrauchs, mein Küster.
Das Lesen und das Schreiben nennt er — Tand.
Mit Recht! ihm selber ist ja beydes unbekannt.
Doch schwört er hoch: Bevor noch der fatale Priester
Den tollen Einfall hatte, den Verstand
Des Pöbels aufzuklären,
Hab' als den Weisesten im Dorf, auf Ehren!
Die ganze Gegend ihn erkannt.

„Mit Gunst"! fällt Meister Hildebrand,
Der abgesetzte Schulz dem Prahlhans in die Rede:
„Der zweyte Weise, Freund! der zweyte möchtest du
Gewesen seyn, das geb' ich endlich zu;
Allein der Erste war, (dies Zeugniß giebt mir jede
Weinschenke weit und breit), war sicherlich
Kein Andrer auf der Welt, als ich.
Nun freylich, seit die Kinder schon beweisen,
Daß Fünfe nicht gerade sey,
Warf die Aufklärerey
Selbst meine Weisheit weg zum alten Eisen".

„Dies Schicksal traf auch mich", schreyt jetzt Herr Syx,
Ein Mittelding von Arzt und Todtengräber,
Und seufzend leert er schnell sein Glas: „Beym Styx!
Hat sich ein Doktor je in Lung und Leber
Und Magen durch das Perspektiv
Des Harns so glücklich und so tief
Hineinstudirt? Und daß ich im Purgiren
Der Lebensgeister mit Klystiren
Und Aderlässen und Tinktur der Meister war,
Bewies mir sonnenklar
Das schöne Gold, das von der Patienten
Erfreuten Erben blank und baar
Als schwacher Zoll des Danks für die ererbten Renten
In meinen Beutel floß. Doch weg war all dies Glück,
Als uns ein plötzlich Misgeschick
Den Pfuscher in das Land geschwärzet,
Der mit dem neuen Firlefanz

Von Stärkung und Diät, der Krankheit Kopf und Schwanz
Hinweg zu schneiden eilt, und so den Glanz
Der goldnen Praxis ach! verscherzet.
Dies Unheil alles gab der leid'ge Satanas
Dem Pfaffen in den Sinn, der drum sein Volk vergöttert.

„Bey Gott"! schwur nun der dicke Wirth, und fast zerschmettert
Im Eifer seine Faust das leere Deckelglas,
Indem sie's auf den Tisch so unsanft pflanzet,
Daß Bachus ringsumher in allen Bechern tanzet.
„Da lob ich mir den sel'gen Pfarrer Klas;
Das war ein Gottesmann! So giebt es in der Runde
Kaum einen mehr. Mit ihm starb mir mein beßter Kunde!
Mit welch erhabnem Feu'r, mit wie beredtem Munde
Hielt er beym traulichen Gelage hier
Nicht oft auf der Vernunft apokalypt'sches Thier
Dem argen Geist der Zeit so manche scharfe Predigt!
Kein heller Kopf blieb aus. Doch jeder hielt dafür
Der sauern Frohne sich entledigt,
Im Kirchenstuhl den wäß'richten Sermon,
Den dann und wann ein Mönch im abgeschmacktsten Ton
Wie Mohnsaft tropfen ließ, mit Mißmuth anzugähnen.
Wie anders jetzt? — Der neue Pfarrer flieht
Dies Haus, als hätt's die Pest. Sein Hirteneifer zieht
Die Säufer selbst mir ab. Denn Jung' und Alte sehnen
Nach seiner Kanzel sich; was wollt ihr mehr —
Die Kirch' ist voll gedrängt, die Schenke leer!
Der Pfaff" — Kaum war dies Wort des Redners Lipp' entflohen,

Da stürzt Magister Wolkenschein,
Ein nachbarlicher Bonz, zur Thür herein;
Man räumt ihm gleich den Sitz des Präsidenten ein.
Zwar zeichnen diesen hohen,
Ehrwürdigen Gast die rohen
Gebehrden schlecht vor andern Bauern aus. Doch fühlen
Sich diese schmeichelhaft in lockrer Lebensart
Bestärkt durch eines Priesters Gegenwart.
Des Bachus Freuden und das Kartenspielen
Sind dieses Kirchenlichts erlauchter Zeitvertrieb.
Wie albern, denkt er, ist's, in todten Büchern wühlen,
Und gar im eignen Hirn! . . Auch zeigt sein feißter Leib,
Wie wenig ihn die Seel' im Vegetiren störe.
Doch kämpft für Reinigkeit der alten Lehre
Sein Eifer ritterlich; man höre,
Wie seine Zung', entflammt
Vom Geist des Weins, den ekeln Mann verdammt,
Der durch der Wahrheit hellen Unterricht
Den Geist der Liebe strebt den Herzen einzuimpfen.
Dem finstern Wolkenschein genügt, zu seh'n, daß Licht
Verbreitet wird, um gelb und roth vor Wuth zu schimpfen.

In holderem Geruch', als hier vor dem Gericht
Des Konventikels düstrer Eulen,
Steht unser aufgeklärte Hirte nicht
Bey seinem Herrn Dechant, der unter allen Säulen
Der wahren Kirche sich wohl für die stärkste hält,
Weil sich sein steifer Sinn mit heil'gen Donnerkeilen
Den Neuerungen stets entgegenstellt.

Ihm ahnet nicht davon, daß in der Geisterwelt,
Was stufenweis nicht höher strebt, zerfällt.
Mit Aerger nur entdeckt sein spähend Richterauge
In eines Pastors Haus ein andres Buch,
Als, nebst der Hauspostill, des Glaubens heller Paucke —
Die Reimen * *, reich an Segnung und an Fluch.
Das übrige Geschmeiß von Büchern, sagt er, tauge
Nur zur Freygeisterey. So tauft er glaubensfest
Was je der Finsterniß den Geist entlocken möchte.
Das Denken scheut er wie die Pest,
Und nährt den frommen Wunsch, daß ja doch niemand dächte!
Der Buchstab hat in ihm den Geist erstickt. Er ist
So eine Zwitterart von Heid und Jud und Christ,
In allem stets bedacht, durch heuchlerische List
Den lieben Eigennutz mit Gottes ew'gen Rechten
Ins engste Bündniß zu verflechten.

Ist unter solcher Hut die Kirche wohl regiert,
So liegt in minder nicht geschickten Händen
Das Regiment des Staats, das hier ein Doktor führt,
Der einst als Jüngling schon von Rechten disputirt,
Die er jetzt treflich weiß nach jedem Wind zu wenden.
Was als Orakelspruch im Hochgefühl der Macht
Der König einst gesagt, den die Franzosen
Vergöttern als den Großen:
„Der Staat bin — Ich"! Dies Wort (ein reicher, goldner Schacht
Von Politik) gilt ihm weit mehr, als die Pandekten.
Seit Sklaven in der Brust des Menschen Herrschsucht weckten,

Hat jene Künste, die Machiavell erdacht,
Noch niemand so geschickt in Ausübung gebracht,
Als unser Doktor, ist ihm gleich vom Lehrer
Der Weisheit, andre fein am Narrenseil zu zieh'n,
Der Name selbst so fremd, als einst der Titel: Mehrer
Des Reichs dem stolzen Römersinn
Der Heldenbürger, die der Welt Erobrer waren.
Mit Leserey verdirbt der Doktor keine Zeit.
Thut er doch groß damit, daß er seit dreyßig Jahren
Mit keinem Buche mehr sein Angesicht entweiht;
In hohem Grade schon dünkt ihm verdächtig
Des Staatsverraths, wer mehr als Zeitungsblätter liest.
Weil aus den Schulen keine Rente fließt,
So hemmet ihren Flor der Staatsmann wohlbedächtig;
Dem Bauern, meint er, ziemt nur Sklaverey; ihm gnügt
Der simple Unterricht, daß eine Hölle flamme,
In die Jehova's Zorn ihn unfehlbar verdamme,
Wenn er nicht stumm sich jeder Fordrung fügt.

Von solcher Weisheit Zaubermacht besiegt,
Schenkt Ritter van der Null sein grenzenlos Vertrauen
Dem Doktor — könnt' er wohl auf bessern Grund
Die Wohlfahrt und den Glanz des edeln Hauses bauen?
Von früher Jugend auf verstuhnd
Der edelfeste Herr sich treflich zwar auf's Reiten,
Auf's Fechten, Jagen und dergleichen Wichtigkeiten.
Allein in seinem Kopf bliebs Nacht
Und Wüsteney; denn Ihro Gnaden
Die Frau Mama hat kummervoll bedacht,

Das Söhnchen käme durch Studiren nur zu Schaden;
Von Wissenschaften ward dem Junker nichts gelehrt,
A daß, von ihrem Geist bethört,
Die Eingeweihten schlau den Grund des Staates rütteln,
Und Nationen selbst das Joch vom Nacken schütteln.
Nur eine Wissenschaft beehrt
Sein hoher Ahnenstolz mit ehrerbieth'ger Neigung —
Heraldik heißt das Ding; es faßt's kein niedrer Geist,
Wie eines Stammbaums modernde Bezeugung
Die Reinheit der Geburt auf's Düpfchen streng beweist.
Doch unsers Ritters Hoch- und Wohlgebohren,
Vom Werth des Wappenschilds und Federhuts
Bezaubert, raunt es jedem in die Ohren,
Daß sich (wer glaubt es nicht?) kein Tröpfchen Bürgerbluts
Ins herrliche Geschlecht der van der Null verloren.

Des besten Stammbaums Glanz erblaßt
Inzwischen doch vor gar zu hellem Lichte.
Was Wunder, wenn, gewarnt vom Ruf der Zeitgeschichte,
Herr van der Null mit ängstlichem Gesichte
Die Wahrheit flieht, und ärger als die Sünde haßt.
Mit seiner Bücherscheu zeigt sich der nervenkranken
Gemahlin Lesewuth in komischem Kontrast.
Indeß der Ritter auf Dianens schlanken,
Gekrönten Freund im Forste lauert, oder — gähnt,
Sitzt sie gedankenvoll fast immer über Büchern.
„Sag' er mir doch, mein Freund! was reimt sich hier auf:
Büchern?
Ich such' umher, so weit der Reime Reich sich dehnt,

Umsonst! mir paßt kein Reim." — So sinnt vielleicht vergebens
Der Leser auch, was liest sie wohl? Vermuthlich sehnt
Die edle Mutter sich nach jener Kunst des Lebens,
Die weis' und glücklich macht? Wie? Oder gar vielleicht
Nach jener zarten Kunst, der jede andre weicht,
Wie man der Kinder Herz und Geist zur Tugend bilde?
Ihr Herren Stoiker, verzeiht! die Lustgefilde,
Worein die gnäd'ge Frau sich lesend so entzückt,
Sind ernster Weisheit fremd. Was sind sie denn? — Romane!
Was steckt doch wohl darin, das alle Weiberkrane
So unheilbar verrückt?
Du fragst noch? Gimpel! War nicht stets den Schönen
Die Zauberey beliebt, wodurch zur blinden Kuh
Der Herr Gemahl sich läßt verwandeln, den sie krönen?
Den neuesten Beleg hiezu
Giebt uns die Dame, die wir schildern.
Doch, was die Kronik sagt, das will ich christlich mildern.
In jeder Woche zwar löst ein Roman
Bey ihr den andern ab. Doch höchstens mit den Hörnern
Des neuen Monds vertauscht die Spröde den Galan.
Indeß betäubt ein Traum mit süßen Schlummerkörnern
Den guten van der Null; er merkt nichts von den Hörnern,
Und preist der Gattin Treu als ein Mirakel an.

Bey solchen Aeltern kann der Kinder Zucht nicht fehlen!
Mit dünnem Milchbart schon
Lernt Fritz, der junge Reichsbaron,
Des Kammermädchens Reiz für sich beseelen,
Und vor des Vaters Blick der Minne Spiel verhehlen.

Doch jetzo muß Herr Fritz (es bringt's der gute Ton
Schon so mit sich) gleich andern
Zur hohen Schule wandern.
Er eilt dem Hörsaal zu; hier sieht vor lauter Licht
Sein Aug so gut, als Nichts; ein Rudel junger Laffen
Sitzt glotzend da. Fritz spielt so schön, als sie, den Affen,
Und kann den Wundermann nicht gnug begaffen,
Der viel und hochgelehrt von einer Weisheit spricht,
Die noch kein Sterblicher vor ihm entsiegelt —
Giebt die Natur doch selbst von dieser Weisheit nicht
Den leisesten Bericht.
Ein Wortgepräng, worin sich kein Gedanke spiegelt,
Umwölkt das Heiligthum, und Sphinxe steh'n
Vor dem Portal; man hört die Sage geh'n,
Es blieb in Ewigkeit dem schlichten Sinn verriegelt.
Auch hütet sich der Herr Professor fein,
Den Sinn der Weisheit zu entziefern —
Kennt er ja selbst von ihr nur dunkle Chiffern;
Sein Haupt umstrahlt indeß ein mystisch heil'ger Schein,
Und, wunderbar! es stiehlt sich aus dem Beutel
Der Schüler vieles Gold zum seinigen hinein.
Drum weiht er ihre Geister dankbar ein
In jenen goldnen Spruch: Es ist hier alles eitel!
Den Weisen schmerzt nur Eins, er sieht sich nicht allein,
In dem Besitze solcher Zauberey'n.
Denn ach! in jedem Eck, auf jeder Säule
Des Pallastempels baut ihr Nest die Eule.

Laßt uns doch seh'n, ob dieser Gottheit Bild
Nicht auch bey Hof, als nun beliebter Schild,

Im stolzen Vorgemach des Grosveziers sich zeige.
Noch kürzlich sah man dort das Bildniß des Apoll;
Doch in des Sultans Ohr erscholl
Urplötzlich ein Gerücht, daß, vor Erleuchtung toll,
Ein nahes Völklein — nicht mehr ehrfurchtsvoll
Vor eines Bassen Hut die Kniee beuge.
Jetzt sieht der Grosvezier sein Ansehn auf der Neige;
Es war bekannt: Den Musen war er hold.
Was Raths? — Ein Opfer muß geschehen.
Dem Höfling ist die Gunst, was Geitzigen das Gold.
Ein Wink, und ins Exil sieht man Apollo gehen.
An seinem Platz verehrt man nun als das Symbol
Des neuen Staatssystems — die Eule.
Das Ungeziefer, dessen Schädel hol
Und dunkel ist, erwacht vom Schlaf der Langenweile.
Im Schwärmen kriecht es jetzt am Fuß des neuen Gotts,
Und wird so frech, mit schiefen Seitenblicken,
Die Achseln zuckend, Worte seichten Spotts
Auf jeden Edeln loszudrücken,
Vor dem sich bis dahin sein so geschmeid'ger Rücken
Nicht wußte tief genug zu bücken.
Wer immer Kopf und Herz am rechten Flecke hat,
Verschwindet vor dem Heer, vom Hof, aus dem Senat.
Der Nacht Kabale siegt; die schaalsten, dümmsten Tröpfe,
Der mächt'gen Buhlerin Geschöpfe,
Ergreifen ohne Scheu
Den feilen Feldherrnstab, des Reichs erschlaffte Zügel.
Kaum ist ein Jahr vorbey,
So stocket jedes Rad; der Rechte heil'ges Siegel

Misbraucht des Stärkern Faust; der Schatz hat tausend Flügel;
Die Heere flieh'n, mit Schimpf bedeckt; der Sieger dräut
Verwüstung; tobend stürmt der Aufruhr — Welche Zeit!
Der Patriot blickt bang in naher Zukunft Spiegel;
Er warnt, er fleht, er droht, er prophezeiht.
Schon ringt das Vaterland in letzten Zügen;
Umsonst! Die Eule wird bis an sein Ende siegen!

VIII.

Rückkehr auf sich selbst.

Geistesglut gab Phöbus; es gab mir Phöbus
Kunst des Liederklanges und Dichternamen.
Achtet wohl der thesbischen Weis' und meinem
Schlage der Leyer!

Hor. Lyr. Ged. IV. B. 6. O. An Apollo.

Meer, das hell den schimmernden Aether spiegelt,
Sanft die Wälder röthlicher Küsten gürtend,
Mich vergebens lockst du mit deinen süßen
Schmeichelnden Tönen!

Vormals lauscht' ich gerne den süßen Tönen,
Als noch Kraft und Hoffnung mich rings umblühten,
Und die Rosenknospe der süßen Liebe
Kränzte die Leyer.

Ruhmeslied' und goldene Sternenkränze,
Lorbeerzweig' und süßere Myrthenkronen,
Reiner Lieb' und himmlischer Freundschaft Palmen,
Winkten mir strahlend!

Kühn entgegen dem hohen Ziele stürz' ich,
Daß mir Staub die bräunliche Lock umwallte!
Achtend nicht des niedern Hohnes trüber
Feindlicher Geister!

Meine Palmen hat mir des Freundes Untreu,
Lorbeer mir und Myrthengesproß gewelket;
An die falbe Weide der Thränen hieng ich
Klagend die Leyer!

Drum vergebens lockest du nun, o Meer, mich,
Und du holdumblüheter Hain der Wonne,
Wo die bunte Fülle der goldnen Aepfel
Trügerisch winket!

Mir gegrüßet seyd ihr o grünen Thale,
Sanft durchwallt vom rieselnden Silberbache,
Wo im Schoos des Friedens mir tiefe Stille
Hüllet den Busen!

Sanftgeneigter Oelbaum, in deinem Schatten
Wandelt ernst die Weisheit. Dort wohnt der Frieden,
Und mir schöpf' ich fürder aus eignem Busen
Fülle des Lebens!

IX.

An den Mond.

Wallst dort leise,
  Heitrer Mond!
Wo der weise
  Vater wohnt;
Ob den Auen
  Unsrer Welt
Hoch am blauen
  Sternenzelt.

Streuest Funken
  Sanfter Glut,
Feuertrunken
  Bebt die Fluth;
Nebel geben
  Zauberschein,
Geister schweben
  Durch den Hayn.

Wenn der Schatten
  Schauer nah'n,
Zeigst du matten
  Pilgern Bahn,

In dem trüben
Nachtrevier
Zu des lieben
Hüttchens Thür.

Stralst in bange
Kerker Trost,
Die schon lange
Sturm' umtost;
Labst des Kranken
Blick, erhellt
Von Gedanken
Beßrer Welt.

Stillst des Kriegers
Wilde Lust,
Rührst des Siegers
Heldenbrust,
Wenn dein Schimmer
Ihm der Schlacht
Blutge Trümmer
Sichtbar macht.

Allen Müden
Lächelst du
Jenen Frieden
Gottes zu;
Der in Lieder
Einst so schön
Löst der Brüder
Misgetön!

X.

Die Leichenfeier.

(Albano, im September 1807.)

Der Jungfräuen Blut,
Der Jünglinge Blut,
Der Säugling und lächelnden Kindelein Blut,
Ströme herab,
Ströme herab,
Ström' auf die schuldigen Häupter herab!

Es steig empor,
Zum Himmel empor!
In der Heiligen und in der Märtyrer Chor!
Brennendes blutiges Weh' über Euch,
Meertirannen!
Es sink in den Staub,
Britannia, hin
Dein künstlich gethürmeter Wunderbau!

Wehe! rufts, weh, über Euch,
Vom Gestade der Ströme des Morgenlands!

Weh' über Euch,
Ruft Jüngling und Braut,
Wo die Baltische Welle die Inseln umarmt;
Wo die Nordsee an brandenden Klippen schäumt,
Weh' über Euch!

O Vaterland!
O Vaterland!
O süßes geliebtes Vaterland!
Von Thränen des Wehs
Rinnet mein Aug',
Sie strömen mir Locken und Busen herab!
Ewiger Schmerz,
Unauslöschlicher Schmerz
Wüthet, brennet im Busen mir!

Sie ziehen dahin,
Die Räuber, dahin!
Mit den schwebenden glänzenden Schiffen dahin!
Daniens Preis,
Daniens Ruhm,
War der beflügelten Nymphen Schaar!

Die Fackeln daher,
Die Fackeln daher!
Die blutigen Leichenfackeln daher!
Mit kühner Hand,
Leuchtet den Räubern ins weite Meer!

Es lüstete Euch,
Es lüstete Euch,

Nach den dänischen Jungfrauen lüstete Euch,
Die, unentweiht
Von Habsucht und Neid,
Schwebten auf glänzenden Wogen dahin!

Zieht sie nach Euch,
Sie brennen so hell!
Zieht sie an goldenen Seilen Euch nach!
Sie entzünden Euch schnell,
Sie brennen so hell,
Und rächen die blutige höhnende Schmach! —

Friederike Brun, geb. Münter.

I.

Eine Beichte.

Frau von G. war eine von den Weibern deren Geist und Herz so jung bleiben, daß sie über ihre Züge nicht so wohl irre machen, als von ihnen ganz ablenken. Man sah, man hörte sie, und dachte nicht daran: Ob ihr Lenz schon verblüht sey. Sie war seit einem Jahre die Wittwe eines angebeteten Gemals, nach einer Ehe, die, mit Freygeisterey in den Grundsätzen geschlossen, durch freye Willkühr der Liebe heilig geblieben war. Der Gatte starb, und sein Grab lag auf ihrem Herzen, wie ein Eisgebürg das den Mund eines Vulkans verschloß. Seitdem flatterte sie mit leichtem Geistesflügel über manches Gebiet des Wissens, berührte kaum die Oberfläche mit weiblicher Sattheit, bis sie einzelne Punkte ergriff die sie mit aller Tiefe des weiblichen Gefühls durchspähte. So glich sie dem leichten Flammingo, der über den Seespiegel schwebt, und nur von Zeit zu Zeit untertaucht in die blaue Tiefe, und die Perlenmuschel in flüchtigem Fluge emporträgt. Ueber den Zustand ihres Herzens waren ihre Freunde sehr uneins. Sie bleibt nicht vereinzelt, sagte ein Theil, sie ist gewöhnt zu lieben; jetzt spielt sie mit

dem Gefühl, aber ihr Herz wird sich einst an ihr rächen. Ein andrer Theil rief das Anathema über sie aus, wenn sie nach einer so glücklichen Ehe, nach so einem Verlurst, da nichts sie zur Abhängigkeit zwänge, ihren Namen wieder vertauschte. Sie hörte die Einen, hörte die Andern, lachte unter erstickten Thränen, daß man ihr Spiel für so gefährlich hielt, sah stolz auf die, welche sie an Unabhängigkeit mahnen zu müßen glaubten, und lebte ein buntgemischtes Leben fort, dessen Schimmer sie nicht zu bedürfen schien, und in dem sie doch vergeblich Befriedigung suchte für ihr unruhiges Gemüth.

Ein älterer Freund, der Baron von * *, der wie jeder Freund eines schönen Weibes einst mehr oder weniger ihr Liebhaber gewesen war, besuchte sie unerwartet, und ward herzlich empfangen. Man hatte sich in manchem Jahre nicht gesehen; man erzählte, man hörte mit Interesse. Frau von G. schwelgte in dem Genuß ihres Schmerzens, indem sie von dem Glück ihrer Ehe, von dem Tod ihres Gemals erzählte, bis endlich ihre Stimme in Thränen erstarb. Der Baron hatte lange seinen Blick auf die rührende Erzählerin geheftet, deren Geschichte, vom Idyllenton zur Ode übergehend, jetzt in einer Todtenhymmne erlosch. Von Thränen geblendet sah sie sein Auge nicht mehr; er wendete es ab in die Flamme des Kamins, und sorgsam nährte er die Glut, als ahnde er in ihrem Erlöschen die Wehmuth des Todes die ihn umgab.

Nach ein Paar Tagen fanden sich die beyden Freunde wieder an dem traulichen Kamin. Der Baron hatte Frau von G. aus einer Gesellschaft nach Hause begleitet, wo sie mit vieler Ueberlegenheit und Witz einen sonst schwerfälligen Zirkel belebt hatte.

Wie die Kammerfrau Muff und Pelzmantel hinaustrug, und sich Frau von G. mit einem Ausdruck müder Zerstreuung auf den Divan geworfen hatte, sagte der Baron ernsthaft: Sie werden denn doch so lange spielen, diskutiren und freygeistern, über Welt, Menschen und Schicksal, bis ein Mann Sie wieder fesselt, und Ihr schweifender Geist die Welt, die ihm kaum genügt, in seinem Herzen wieder findet.

Frau von G. Herz und Herz, und wieder Herz! Für mich giebts kein Herz mehr.

Der Baron zuckte die Achseln. „Aber Sie behielten ein Herz; und da ich es kenne, weiß ich, daß aller dieser Schimmer von Geist, diese Heldenstärke, diese Kühnheit im Denken, daß alles seine Leere nicht füllt. Sie müßen lieben, Sie werden lieben . . . weiß ich, ob Sie es nicht vielleicht jetzt schon thun?"

Frau von G. lachte auf, obschon die Glut auf ihren Wangen und ihr nasses Auge ihre Lustigkeit Lügen strafte. „Sie kennen meinen neuen Beherrscher wohl gar, haben ihn gesehen, haben meine Fessel klirren hören?"

Der Baron. Nicht gespottet, schöne Frau, ich habe vielleicht etwas gesehen, etwas errathen. . . .

Frau von G. richtete sich betroffen auf, fixirte aber stolz den scharfsichtigen Freund. „Was haben Sie wahrgenommen?"

Der Baron. Daß Ihr Herz sich selbst tirannisirt.

Frau von G. Baron, das Gespräch ist mir heute lästig.

Der Baron bückte sich lächelnd, und nahm ein Buch in die Hand.

Nach einer langen Pause, während welcher Frau von G. lebhaft auf und abgegangen war, fing der Baron nachläßig an: „Ihr Gespräch mit dem Marquis ** hatte heute einen eignen

Ton. Man hätte sollen wetten, Sie beyde verstühnden mehr unter dem Streit über weibliche Bestimmung als wie er werth war. Sind Sie brouillirt, oder wollen Sie sich brouilliren mit ihm?"

Frau von G. trat vor ihren Freund, sah ihn fest an, und eine Welt von Ausdruck wechselte in ihren Zügen. Spott, Zärtlichkeit, Ernst, Kälte, Stolz — endlich legte sie ihre Hand auf des Freundes Arm, und fragte sanft: „Haben Sie mich errathen, oder wollen Sie mich ausholen?"

Der Baron. Das letzte ist der Freundschaft unwerth. Ich errathe Sie, und wünschte Ihr Vertrauen.

Frau von G. Nun also, der Marquis? —

Der Baron. Stört Sie in der Herrschaft über sich selbst.

Frau von G. fuhr heftig zusammen. „Ich, liebte ihn?"

„Nein", sagte der Baron fest, nach einigem Besinnen. „Eben deswegen begreife ich Ihre Stimmung im Ganzen, und Ihre Verstimmung gegen den Marquis nicht."

Frau von G. wandte sich von ihm und gieng einige Mal langsam im Zimmer umher. Sie schien lebhaft mit sich selbst beschäftigt. Endlich sagte sie wie im Selbstgespräch: „Die Ohrenbeichte ist doch eine Erfindung die von der tiefsten Menschenkenntniß zeugt. Ein edles Gemüth findet es gewiß unmöglich, in dem Irrthum zu beharren den es einmal, laut ausgesprochen, dafür erkannte. Ich will" — und sie rückte einen Stuhl an das Tischchen wo der Baron las, „ich will Ihnen meine Beichte ablegen. Wehe Ihnen und mir wenn Sie die Vergangenheit, die ich Ihnen aufdecke, dann nicht von der Zukunft getrennt halten."

Der Baron legte sein Buch hin, und sah sie erwartend an. Ihre Stimme schien mühsam nach Festigkeit zu streben; einmal sicher, war sie reine Musik zum Text ihrer Worte.

„Nach dem Tod meines Mannes war mir die Möglichkeit, noch einmal zu lieben, eine Beleidigung meines Gefühls. An der Seite erwachsener Töchter, im Herbste des Lebens .... nach einem Glücke wie ich genoß .... ich lebte nur meinem Schmerz. Indeß machten mir meine Geschäfte manche Verbindung nöthig; meine Geistesthätigkeit bildete mir eine gesellschaftliche Existenz wie Sie sie kennen; mäßigen Aufwand von Scharfsinn und Witz; zum Besten geben einzelner Flammen des Gefühls – jeder giebt was er hat – mancher meint ganz was anders als was er giebt. Zuweilen begegnen sich einzelne Gedanken aus zwey Köpfen, die in diesem Augenblick in Einklang stehen; oft ist dieser Einklang nur Täuschung; jeder meinte es anders; beyde glaubten aber, sie begegnen sich. Darauf gründet sich denn eine Art nähern Verkehrs zwischen zwey Menschen"...

Der Baron. Sie schildern wahr, meine Freundin, Sie schildern den heutigen Abend. Aber Sie bestätigen mir auch meine Bemerkung ... Er zögerte.

Frau von G. Nun? Und die wäre?

Der Baron. Daß Sie bey diesem Verkehr zu kurz kommen mit Ihrem Seelenreichthum, wie in einer jeden Assoziation zwischen einem großmüthigen Millionair und Theilhabern ohne Capital geschehen muß. Jene Menschen alle treiben den Handel mit Zahlpfenningen; Sie mit Piastern, die jene nur für Zahlpfenninge annehmen. Sie – fühlen endlich nach jedem Spiel, daß Sie Ihren Schatz – vergeuden.

Frau von G. Das ist hart und wahr, Baron. — Es ist aber doch nur halb wahr. Ich spiele mit Piastern, aber ich gebe sie doch nur im Werthe der Zahlpfenninge hin; ich habe

keine Zahlpfenninge." — Sie bedeckte ihr Gesicht mit beyden Händen, denn sie hätte sich selbst gern ihr Herz verstockt. — In meinem Bedürfniß, die Welt in meinem Busen auszusprechen, gebe ich meines Geistes Blüthen hin, in der Hoffnung, jene fassen nur das Gemeine. Wüßte ich, das sie den Zusammenhang mit meinem Innern verstühnden, so schwieg ich, so fühlte ich Entweihung.

Der Baron. Fahren Sie fort, edles Weib! —

Frau von G. Ungewohnt irgend einen Winkel meines Herzens unerspäht zu lassen; ungewohnt vor irgend einem Bilde, das in meiner Seele aufsteigt, zu erschrecken, und es lieber mit Dunkel zu umhüllen, als es kühn zu betrachten, fühlte ich bald, daß mein Schmerz, meine Kinder, meine Freunde, daß Sättigung der Eitelkeit — daß Nichts die peinliche Leere in meinem Herzen füllen würde. — Sie sind ein Freygeist über die Weiber, ich weiß es Baron. . . .

Der Baron. Nein, bey Gott gnädige Frau! diese Beschuldigung ist ungerecht. Ich kenne die Weiber wie ich die Menschen kenne, aber ich habe ein Ideal von beyden; und hätte ich keines, (er drückte ihre Hand an seine Lippen) hier lernte ich das weibliche kennen.

Frau von G. Mag es so seyn. — Das Ideal weiblicher Liebe ist Ihnen doch fremd geblieben, denn Sie wurden nie . . . unendlich geliebt.

Der Baron bückte sich halb spöttisch.

Frau von G. Nein Sie wurdens nicht, denn . . . denn ich liebte sie nicht. . . .

Der Baron lächelte: „Leider kenne ichs also freylich gar nicht!"

Frau von S. Still! der Beichtvater muß sich nicht immer in die Beichte verflechten. Was Ihr in Eurer vorgeblichen Ueberlegenheit mit den Gemeinplätzen: Sinnen, Phantasie, Wankelmuth u. s. w. belegt habt, will ich Euch gar nicht bestreiten; Euch muß es so vorkommen, denn Ihr könnt unser Wesen nur mit den Namen von Erscheinungen, die Ihr an Euch wahrnehmt, bezeichnen. Sie haben ohne allen Zweifel in unserm Gemüthe Platz, aber sie sind alle einem mächtigern Bedürfniß unterthan: Dem Bedürfniß zu beglücken. Schrecklich, daß dieses göttliche Bedürfniß unter Eurer rohen Herrschaft so mißkannt werden, so scheuslich ausarten kann. . . . Doch ich erzähle und soll nicht raisonniren.

„Ich fühlte dieses Bedürfniß. Gewohnt ein ganzes Leben — und ein so lebendiges Leben um eines Wesens willen zu leben — und dieses Wesen war dahin! — — — Ich weiß nicht, ob die Schwärmerey wirklich dahin kommen kann, dem Todten alles zu opfern, was dem Lebenden geweiht war? — Ich schwärme nicht, ich begreife es also nicht. Ich fühlte daß ich einsam las, einsam zeichnete, einsam meine Kinder liebte, einsam meinen Armen wohlthat, einsam die lästigen Geschäfte meiner Familie trieb; die Theilnahme meiner Freunde, der Dank meiner Kinder, der Seegen meiner Armen — das alles ist nicht die Theilnahme eines Wesens dem ich lebte, dem ich gehörte, das mein war." —

„Ist denn nun dieser Flammentod meines intelektuellen Lebens das Opfer was die Asche eines hochgeliebten Mannes erheischt? So fragte ich mich beschämt über die schmerzliche Sehnsucht in mir. Ich fühlte wie diese Sehnsucht, diese todte Stimme des Echos aus mir selber, statt der lebendigen Antwort der Liebe

von einem andern Selbst, mich beschränke, mich zersplittere; wie ich bald mich mit Härte zurückziehe in mich selbst, bald mich verbreite und verliere; und ich antwortete mir: Nein! diesen Flammentod verlangt die heilige Asche nicht. Pflicht ist er nicht, aber vielleicht der Nothwendigkeit gebrachtes Opfer. Der Flammenboden des Aetna sieht das Laub seiner Wälder fallen, wenn die Sonne ihren Zirkeltanz vollendet hat. Der glühende Boden zaubert den Frühling nicht herbey. Sey die Jugend des Geistes auch ewig, schlage das Herz auch frey und kühn als hätte es nie die Erfahrung gekannt — im Herbst des Lebens knüpft sich kein Band, wie der Jugend Sonne allein um die Herzen schlingt."

Der Baron stand bewegt auf und ging, während Frau von G. erzählte, leise im Zimmer umher.

„Es ist also nicht Pflicht diese Leere im Herzen zu erhalten, aber Gesetz der Nothwendigkeit sie zu ertragen. Das erkannte ich und bewachte nun das arme leere Herz, beschäftigte es mit Theilnahme mancher Art, und zeigte ihm freundlich das Alter das seine lebhaften Schläge sollte mäßigen, und das wo es sollte ruhen, und — jenseits wo die Jugend wieder blühte!" . . . Sie weinte still, und fieng nach einer Pause mit leichtem Tone wieder an:

„Das Regime schlug an. Ich hatte Geistesgenuß, erkannte einzelne hohe Augenblicke in dem Zirkel auf den ich zunächst Einfluß habe; und trat der Fall einmal ein, wo ich zwischen weiblicher Weichheit und weiblicher Schwäche sehr kühn durchsteuerte, lächelte ich über mich selbst, und täuschte mich nicht."

„Den Marquis kannte ich schon lange". . . .

Hier blieb der Baron gespannt stehen, und bewegte sich nicht mehr von seinem Platz.

... „Man schätzte seinen Charakter; seine gesellschaftlichen Talente waren mir lieb; seine Unglücksfälle hielten ihm in meinem Herzen immer eine Weichheit bereit, die sein bischen Anmaßung, seine conventionellen Ansichten, die Bedingungen unter welchen seine Nation die liebenswürdigste ist, entschuldigte. Nach und nach, gerade durch das zufällige Zusammentreffen von Gedanken, das der müßige Geistesaufwand in der gesellschaftlichen Unterhaltung hervorbringt — nach und nach entstand eine größere Gemeinschaft zwischen uns. Wir trafen uns einander auf dem Lande bey der verwittweten Fürstin. Sie wissen wie die Nothwendigkeit, dort immer Verstand zu haben, ermüdet. Wir fanden uns zuweilen zusammen, und von jenen Fesseln mich erholend, ließ ich aller meiner Willkühr die Zügel schiessen, sprach ab mit meiner ungezähmten Leichtigkeit alle Seiten eines Dinges zu besehen und die barokkeste zu wählen. — Der Marquis ließ mich schwatzen, sagte nie etwas das mich störte, sagte manches das mich rührte. . . . Baron, ich wollte Sie stellten sich hinter den Lichtschirm — ich kann Ihr Gesicht nicht leiden." — Der Baron lachte und stellte sich im Schatten des Schirms.

„Kurz um — ich spielte eine geistreich zärtliche Komödie wie tausend Weiber sie spielen, und die ohne mein Herz sehr gleichgültig gewesen wäre. Der Marquis machte nur eben so viel Aufwand von Empfindung als nöthig war, mir die Furcht einzustößen: Es sey mehr wie Komödie. Daß von Liebe nicht die Rede war versteht sich von selbst — es war eine Partnerschaft beym Whist; am Ende vom Spiel verbeugt man sich, und geht auseinander. Bey meiner Abreise von Buchwalde, dacht' ich, hört das Verkehr auf."

„O Clarisse, Clarisse," rief der Baron bewegt, „das Spiel gehört nicht in Ihre Hände."

Frau von G. blickte unzufrieden auf ihn. „Soll ich weiter erzählen?"

Der Baron. Das sollen Sie, das müßen Sie.

Frau von G. Wir hatten eine Landpartie gemacht, Waldberg war dabey gewesen mit seinem scharfsinnigen Erörtern; die Hainbach mit ihren glänzenden Antithesen; ein Engländer, der alle zermalmende Derbheit seines nationellen Witzes besaß. Die Fürstin fand ihren Zeitvertreib uns gegen einander zu reitzen; ich hatte ohnehin einen gespannten Kopf, und der Abend war höchst pikant durch Witz und Laune; aber er kostete mir viel. Die Gesellschaft ahndete nicht wie manche ernste Bedeutung für mich in dem schäumenden, sprudelnden Geist des Gesprächs lag. Bey unsrer Rückkehr begleitete mich der Marquis in mein Zimmer; ich hatte mich von der Abendtafel losgemacht, wie ich oft thue — ich weiß nicht wie es sich schickte, daß er spät blieb, das Souper ohne Umstände absagen ließ, und immer blieb. Abgespannt von der gespannten Unterhaltung saß ich auf meinem Sopha und schaute in den verfloßnen Abend wie in ein Schauspielhaus in welchem die Lampen verlöscht sind, und der Mond das aus Papier und Lumpen geflickte Chaos erleuchtet. Bald kam mir mein jetziges ganzes Leben vor, wie dieser Abend. Die Farben verblichen, die Harmonie verstummt, ein leeres Gerüst, das elende Lampen für kalte plumpe Zuschauer noch zuweilen zu einem glänzenden Schauspiel umwandeln. Ich war unaussprechlich traurig. Kein Gespräch; einzeln gewechselte Reden zwischen dem Marquis und mir drückten mein Gefühl aus. Er hörte mich an, sagte sanft theilnehmend einige

Worte, die meinen Trübsinn in Wehmuth verschmolzen. Sehnsucht, Erinnerung und Gegenwart brachten eine Täuschung hervor. Erinnern Sie sich des Bildes: Der bunte Schmetterling der um die Blume spielt? *) . . . O das Bild! — Er, der nun in seiner Hülle verborgen der neuen Verwandlung wartet, er brauchte es oft von mir und sich, und in dem Augenblick empfand ich Ahndung. . . Die einzelnen Reden wurden Gespräch, und das Gespräch ward Erörterung über meine Ansprüche an Glück, über die Berechtigung eines Mannes von seiner Freundin das Vertrauen der Liebe zu fordern, über meine Berechtigung, den Genuß eines glücklichen Augenblicks, und wär' es auch Täuschung, dennoch nicht zu verwerfen. Mein Kopf war hell, aber mein Herz glühte. Meine kecke Ansicht des Lebens hatte, bey ihm, keine Gründe gegen sein Raisonnement. Mein müdes Haupt ruhte wieder einmal an der Brust eines Wesens, das mir anzugehören mir schmeichelte! . . .

„Clarisse, Sie waren verloren"! rief der Baron in der höchsten Unruhe, und faßte ihre Hände als wollte er sie aus einer reissenden Fluth retten.

Frau von G. Ich war nicht verloren, sinnlicher Mensch! — ich war nicht verloren, und ich war in keiner Gefahr.

Der Baron. Aber Ihr Herz . . . seine Sinne — O des Leichtsinns eines gefühlvollen Weibes!

Frau von G. O des Zartsinns eines gefühlvollen Weibes! — Gegen Ueberraschung war ich gewaffnet — freylich nicht durch meine Vernunft, die glaubte auf des Marquis Seite zu seyn. . . .

*) In Göthes Iphigenie gebraucht es Pylades von Orest und sich selbst.

Der Baron. Doch nicht durch Ihr Herz? nicht durch Ihre unentzündbaren Sinne?

Frau von G. Nein Baron, durch diese Egide. — Sie zog das Bild ihres Gemals aus ihrem Busen, drückte es an ihre Lippen, und verbarg es dann wieder mit Begeisterung im Blick.

„Unbegreifliche Schwärmerin"! rief der Baron.

Frau von G. Ich empfand die Seligkeit mich geliebt zu sehen; allein meine Vernunft bewies mir, mein Glück von dieser Liebe zu hoffen, sey eine Täuschung; aber mein Herz wollte sie bestechen, wollte sie eine Sophisterey lehren, die mich, ohne diese Egide, in einen Abgrund von beschämender Sklaverey gezogen hätte. Die Sophisterey sagte mir: Dein Glück durch Liebe ruht im Grabe; aber was hindert dich noch einen Traum von Glück zu träumen der unschädlich ist, wenn du ihn nicht für Wirklichkeit hältst? Höre diesen Mann, der so verführerisch bittet, erkenne ob er zu lieben vermag, wolle kühn wozu er dich hinreissen will, so bleibst du deiner Herr und wirst es seiner. . . .

Der Baron. Und er, während dieses gefährlichen Berathens, was that er?

Frau von G. Er faßte mich in seine Arme, und verdiente Liebe. . . .

Der Baron. O Weib! Weib!

Frau von G. Und drückte plötzlich das theure Bild an meine Brust, und meine Berathung hörte für heute auf, denn mein Zartsinn fühlte entschieden: Nein! mit diesem Bilde auf dem Herzen sollst du den armen kahlen Traum einer unwiderbringlichen Wirklichkeit nicht träumen. Ich gestand die Statthaftigkeit aller Grundsätze des Marquis zu; ich versagte alles mit mehr Zärtlichkeit wie andere Weiber gewähren; ich sagte

ihm kühn: Daß ich ihn jetzt in dieser Stunde liebe, daß nur mein Wille ihm widerstehe, nicht mein Herz; daß ich aber noch mehr lieben müße, daß er noch liebenswürdiger seyn müße, m meinen Willen auf die Seite meines Herzens zu lenken.

Der Baron. Und er, um aller Götter willen, was that er?

Frau von G. Er war liebenswürdig, ein bischen unsicher, ein bischen bestürzt, überrascht, bald von meinem ruhigem Widerstand, bald von meiner kindlichen Weichheit, bald von meinem kühnem Willen.

Der Baron. Endigen Sie! Ein Knabe oder ein achzigjähriger Greis höre Ihnen mit Geduld zu.

Frau von G. Nun — ich schickte ihn fort — ich weiß nicht in welcher Stimmung; die meinige beschäftigte mich zu sehr, um ihn recht zu beobachten.

Der Baron. Und seit dem?

Frau von G. Den folgenden Morgen rief mich ein Bote in die Stadt. Ich sah ihn zwey Minuten, und er und ich schienen Präliminarartikel zu einem Bunde, dessen Basis wir beyde nicht recht kannten, geschlossen zu haben. — Es war so ein Bündniß von heut zu Tage. — Ich gestehe Ihnen Baron, in meiner Seele ging es stürmisch zu. Ich sah klar, daß ich mich geirret hatte; daß die Nothwendigkeit blieb, ohne Liebe zu leben. Sie blieb, weil die Natur nur Einen Frühling schenkt. Aber konnte denn ohne den Zauber der Liebe eine Verbindung mit einem liebenswürdigen Manne nichts Beglückendes haben? — Freundschaft, die zwischen beyden Geschlechtern immer Streifzüge in das Gebiet der Liebe wagt, ist nur dann eine Abgeschmacktheit wenn man sie Platonismus stempeln will. Erkennt man sie kühn und wahr, so versagt man sich die zärtlichern

Stunden wenn sie uns zu unterjochen drohen, oder vergönnt sie sich wie jeden unschädlichen Genuß dieses flüchtigen magern Lebens. Soll ich denn, verarmt an den Schätzen die sich sonst um mich häuften, diesen freundlichen Ersatz verschmähen?

So, neben dem Zauber welchen der Ausdruck von Liebe über mich gegossen hatte, stritt ich mit meiner Vernunft, und unbesorgt um das Schicksal der Wahrheit wie ich immer bin, weil ich sie mir in Styx getaucht denke so oft sie auf Erden erscheint, schilderte ich dem Marquis den ganzen Kampf meines Gemüths in einigen Briefen die wir in den nächsten Tagen wechselten. Ich mahlte ihm das Bild des Gefühls welches mir Liebe sey, mit den glühenden Farben die mein glühendes Herz mir eingab. Ich sagte ihm, eine Liebe wie die meine erhebe ihren Gegenstand zum Gott; aber Gott ähnlich müße es auch das höchste seyn, was das Geschöpf zu erkennen vermöge. Ich sagte ihm, er könne nie dieser Gegenstand seyn; was mich entzückt, was mich bezaubert hätte; seine Töne die seine Hand blindlings dem Saitenspiel meines Herzens entrissen, nicht er, ein holdes Phantom reisse mich hin; aber im Gefühl meiner schmerzlichen Armuth wolle ich mich täuschen, wolle den kurzen Traum von Glückseligkeit in mein armes Leben verflechten. . . .

Der Baron. Das konnte kein Mann dulden, meine Freundin — und dieser nicht verstehen. Bey Gott Sie thaten unrecht.

Frau von G. Seine Zärtlichkeit für mich, sagte ich, könnte ich nicht brauchen; von ihm wollte ich nur Freundschaft; Freundschaft sey zwischen ihm und mir an ihrer Stelle, sey gut und beglückend; ob ich ihn lieben wolle, binde mich nicht Liebe von ihm anzunehmen. Er solle zwey Rollen übernehmen; er sollte mir die Stunden nachsehen, wo ich dem Trugbilde meiner Phan-

tasie erzählte was Liebe sey, und als Freund sollte er mir lehren: Liebe entbehren. — O ich weiß es wohl, meine Worte waren verzehrendes Feuer; meine Seele brannte ja in Andenken und Trauer, und in dem trügenden Ton der Liebe den sie aus dem Munde dieses Mannes gehört hatte; und das Feuer zischte empört gegen die kalte, eiserne, ewige Vernunft, die ihr zurief: Deine Rosen welken, und deine Liebe deckt das Grab.

Beyde Freunde schwiegen innig bewegt. Der Baron nahm dann wieder das Wort: „Und wie faßte er dieses schöne, erhabne Herz?"

Frau von G. Er betrog mich nicht; nein! er log kein Gefühl das ihm fehlte; er bog jeder Erörterung aus; aber an seiner Dankbarkeit sah ich, daß meine gerühmte kühne Vernunft meiner Phantasie zum Spielwerk geworden war. Diese Anerkennung war aber zu demüthigend für mich; ich überredete mich lieber, meine Vernunft habe meiner Phantasie einmal willkührlich die Oberhand erlaubt; jetzt lege sie ihr nur die Fesseln wieder an, und mein Verhältniß gegen den Marquis solle seyn, was sie immer gestattet habe: Freundschaft zwischen Mann und Weib, zwischen denen Geist und Stimmung jede andere Verschiedenheit beseitigt. So erwartete ich meine erste Zusammenkunft mit dem Marquis nach einem sehr zärtlichen, aber freylich sehr anmaßenden Brief von ihm, der sie mir ankündigte; sehr anmaßend, was ich aber auf Rechnung seiner Nation und Sprache schrieb. Er eilte zu mir. . . .

Sie schwieg erröthend, und mehr zornig als beschämt. Der Baron wartete unruhig auf ihre Rede, und sagte endlich mit erzwungenem Lächeln: „Nur dein offenes Bekenntniß löst dich vom ewigen Verderben!"

„Nein, so warś nicht," rief Frau von G.! „vielleicht wär' das besser gewesen. Sein Anblick machte mich weicher als ich wünschte. Ein unseliger Zufall riß mich hin, ein gesellschaftliches Unrecht gegen ihn zu begehen, wie wir Weiber es uns zu Schulden kommen lassen, wenn wir euch in unsern Banden zu haben meinen. Ich machte dieses Unrecht mit der Weichheit meines Herzens wieder gut; aber die Art wie er meine Genugthuung annahm, zerstörte die letzte Spur meiner Täuschung. Der Marquis war hart, tyrannisch, anmaßend; ich ward unabhängig, spottend — ja mehr noch: Ich führte meine Waffen mit spielender Hand; aber der Panzer deckte ein zerrissenes, gedemüthigtes Herz. Der Zufall brachte endlich eine Erklärung herbey: Der Marquis überzeugte mich, daß wir uns nie verstanden hatten; ich überzeugte mich, daß ich . . . daß ich mich selbst zu verlieren auf dem Punkt gewesen war, bey dem gewagten Spiel. Er hatte mich so wenig verstanden, daß er für die Größe meines Schmerzes gar kein Maaß hatte."

Der Baron. Es muß zerstörend gewesen seyn! Aber selbst um diesen Preiß . . . wenn es nur beendigt ist. . .

Frau von G. Nein, noch nicht ganz! Ich gab mein Spiel verloren, wie ich eingesetzt hatte: Mit dem Trotz der Wahrheit. Er sprach von Gefühl, Freundschaft und Bewunderung; ich brach so unwiderruflich, unbedingt; ich fand Fassung, mit Weichheit zu scheiden; ich fand nach wenigen Stunden wieder Billigkeit gegen ihn, und Strenge gegen mich in meinem besänftigten Gemüth. . .

Der Baron. Billigkeit, die verdient er; aber Bewunderung, Anbetung gegen Sie, wahrstes weibliches Wesen — die ist das Lebhafteste was ich jetzt empfinde.

Frau von G. Gut, lassen wir das. Also Billigkeit verdient er? Das freut mich. Aber wenn Sie dafür entscheiden, so verstehn Sie ihn; ich verstehe ihn nicht, gar nicht; und wenn ich das Demüthigenste für mich annehme, so erklärt es mir die Härte, die Linkheit nicht, mit welcher er endete. Er ist weich, er ist gescheut. . . . Erklären Sie mir das Räthsel, sey es auch auf Kosten meiner Eitelkeit; denn mit meinem Stolze fand ich mich ab durch das Bewußtsein weiser zu werden — Also ohne Barmherzigkeit!

Der Baron. Wahrlich, meine liebenswürdige Freundin! das muß sehr leicht zu erklären seyn, oder gar nicht. Der Mann glaubte sich eines glänzenden Steins zu bemächtigen, der ihn entzückte, mit dem er sich schmücken, den er in Ehren halten wollte, den er mit Eifersucht gehegt hatte — Wie er ihn fassen wollte, war es ein Funken göttlichen Feuers, verzehrende Glut, ein Element das er nicht kannte, das ihn schreckte, das er instinktmäßig flieht. . . .

Frau von G. Ich danke, Baron. Sie haben meine Eitelkeit zu retten gewußt. Bin ich absolvirt?

Der Baron. O die Rolle des Beichtvaters ist längst vergessen; schon lange lag ich, ein frommer Gläubiger, vor dem Altar meiner Heiligen.

Frau von G. So machte ichs nicht; ich habe meine Rolle treuherzig gespielt; aber ein frommes Beichtkind zieht sich mit seinem entsöhnten Gewissen in die Einsamkeit zurück. Gute Nacht, Baron.

Die beyden Freunde sahen sich häufig, und ihr Verkehr blieb gleich vertrauend und offen. Der Baron hatte seine Abreise mehrere Male verschoben, ohne zu sagen, warum; und seine

Freundin hatte nicht gefragt: Weswegen? Nun mußte sie statt haben, und er kündigte sie ihr mit ungewisser Fassung an. Er hegte die schmeichelhafte Hoffnung, daß sie ihr nicht gleichgültig sey; ließ er diese Hoffnung aber durchschimmern, so war er in Gefahr ihren Unabhängigkeitsgeist zu erwecken; verbarg er seine Gefühle, so fürchtete er ihren Stolz. Zu seiner süßen Ueberraschung sagte sie lebhaft bey dem Empfang dieser Nachricht: „Das thut mir weh', Baron. Sie gewährten mir gerade was ich bedarf: Freyheit mich zu äussern, ohne Ansprüche zu machen an mein Herz."

Der Baron. Ohne Ansprüche? Sie beurtheilen mich sehr. . . .

Frau von G. Sehr günstig! Sie sind mir gut genug, um meinem Herzen ein bischen Selbstsucht zu lassen, und Ihr Verstand ist dem meinigen überlegen; ich finde also immer Duldung und Widerstand.

Der Baron. Sie machen mich zu einem sehr weisen Freunde. . . .

Frau von G. drückte schmeichelnd seine Hand: „Das sind Sie mir, guter Baron! Sie sind mir ein weiser Freund. Seit Sie um mich sind, verschleuderte ich nicht mehr mein Geld in dem nichtswürdigen Spiel gegen Zahlpfenninge. Sie erinnern sich noch des Vergleichs? Ich legte es nieder im vertrauten Busen der Freundschaft."

Der Baron. Also Ihrer Vernunft wär' ich gewiß; aber wegen des Herzens . . . sind Sie gewiß, daß ich keine Ansprüche mache an das Herz?

Frau von G. zog ihre Hand aus der seinen und trat lebhaft zurück: „Keine mein Freund! das hoffe ich, keine!"

Der Baron. Und wenn doch, theure Clarisse, wenn doch?..

Frau von G. Dann ... dann habe ich meinen Freund verloren; und das ist schrecklich!

Der Baron stand unentschlossen. „Sie vollenden's nicht, Clarisse"! rief er dann, von ihrem Ernste bestürzt! Sie betrügen sich selbst! Sie bedürfen ein Herz"....

Frau von G. „Ja, das bedarf ich ewig, ewig"! — Sie verhüllte ihr Gesicht.

Der Baron. Und wie soll sich die Leere füllen, die Sie selbst so rührend schildern, so heilig bekennen?

Sie zog zögernd ihren Schreibtisch auf; ein Stoß Briefe, alle von ihres Gatten Hand, bedeckte ihn; auf denselben lag das Bildniß, das der Baron einst an ihrem Halse gesehen hatte. Glühend und von Thränen erstickt legte sie ihre Hände auf beydes und rief: Give all thou canst, and let me dream the rest!

Der Baron ehrte ihr Gefühl; der Zufall vereinigte sie an einem Wohnort; Jahre verflossen, ihre Freundschaft blieb fest; aber ihre Verhältnisse nahmen nie eine andere Form an.

II.

Flucht aus der Stadt in die Einsiedeley.

„Und nun erzähl' mir, Muse, was sahst dort
In Zürich du?" — Umständlich giebt sie mir
Bericht von dem bestandnen Abentheuer:

„Zuerst, voll Zuversicht, begab ich mich
Am Limatstrand zu Geßners Denkmal hin.
Dort, dacht ich, hört man auch die Echo gern,
Wenn noch so schwach, von Geßners Flötenspiel;
Von Bodmern sieht man auch den Schatten gern? . .
Nein, ach! verwaiset ließen sie mich stehn.
Hier flogen sie, dort nach dem Spieltisch, hier
Zum Tanzsaal, zur Illumination,
Zu jedem Schaugepränge; denn Genuß
Bedürfen sie nur für den äussern Sinn,
Nicht für den innern, nicht für Geist und Herz *).

*) Da sey Gott vor, daß dies anders als à Potiori gemeint sey!

Theilnehmung und Bewunderung erregt
— Zu abgenützt — Natur und Menschheit nicht;
Nein, neu lakirt, ein Flügelwagen nur,
Ein Kopfputz, den zum ersten Mal man sieht.
Als Edeln und als Weisen rühmte man
Mir Seine Wohlgeborn. Ihm überreich'
Ein Lied ich; höhnisch wirft der Rechner hin;
Mit seiner Mine spricht er ab: „Dem Staat
Bringt Poesie nicht einen Dreyer ein.
Wozu verplempern wir die goldne Zeit!"
— „Heideggern, Hirzeln auch war kostbar sie,
Und doch, mein hochverehrter Herr, verzeih!
Zuweilen neigten sie nach mir das Ohr.
Doch als Verdienst gilt nicht bloß Herrendienst.
Verzeih, vielleicht Erholung dankst du mir,
Erheiterung der Laune, vielleicht auch
Ein wenig Balsam für das wunde Herz;
Traust du's der Muse zu, vielleicht wohl gar
Trägt auf dem Fittig sie dich zum Gestirn.
Nun, wenigstens, wenn du den Oheim erbst,
Beweint in deinem Namen ihn mein Lied,
Und deiner Braut bring ich ein Madrigal.
Wenn Präsident du oder Hauptmann wirst,
Feyrt mein Gesang als Weisen dich und Held;
Sanft wieg ich auch das Mutterkind in Schlaf."
Umsonst! kalt weiset mir der Herr die Thür. —
Hin denn zum alten Freund! „Dir bin ich gut,"
Sagt der; „doch seit dem neuen Almanach
Darf Niemand wissen, daß wir Freunde sind."

Wohl gar verbirgts der Schlaukopf vor sich selbst.
Hinaus ich. Hier und dort, vom Fenster her —
Wirft wohl auch Einer mir par charité
Brosamen seiner Lebensweisheit zu:
„Lern' schweigen endlich, lern' dich bücken; wähl
Zur höchsten Richtschnur du Konveniens! —"
— „Convenienter ja naturæ, gern."
— „Ha, Thörin, ist wohl von Natur die Red?
O vielmehr stell mit Kunst sie auf den Kopf!
Ja, auf dem Kopf walz dich mit dem Poet!
Ja, so macht Ihr weit noblere Figur,
So lächeln Herr und Dam' Euch gnädig zu."
— Ach! leider sind zum lernen wir zu alt,
Und, ach! zum kriechen fehlt uns das Genie.
Nun, hier und da (Dank dir, o Toleranz!)
Läßt man doch gerne noch uns aufrecht stehn.
In Zürichs Schooß reicht wohl der Jünger noch
Von Bodmer-Sokrates uns treu die Hand.
Für ihn sind gleichwohl wir lebendig todt.
Wie leicht vergißt, wie leicht entbehrt er uns!
Nein, leicht entbehrt er nicht die Götterlust,
Die ihn erfreut, indem er uns erfreut *).
Auch dort im Waldgebirg feyrt unser Lied
Der Freunde Namen. Ihn macht Echo gern
Den Faunen, Nymphen und Najaden kund.

*) So schildert Seneka de Benef. I. 3. die Grazien des Dankgefühles, des Wohlthuns und der Wiedergeltung; er schildert sie mit in einander geschlungenen Händen; lächelnd, ohne Ziererey, in reiner Nacktheit; ohne Wechsel, ewige Jungfrauen.

Ganz fremde sonst bleibt uns die Afterwelt;
Und freylich fremd auch ihr die Muse, die
Mit Wohlklang nur in Vers die Assemblé
Begrüßt, nicht auch mit Gold- und Silberklang.
Sie, keiner Zunft und Schule zugethan,
Ach! heimathlos, stößt man sie vor die Thür.
An Witz und Geist ist sie wohl bettelarm,
Denn ihr gebrichts an Geist der Kotterie.
Und noch so nah sey sie mit Zevs verwandt,
Wohl schwerlich findet Zutritt sie, nicht auch
Verwandt hier mit den Herren in der Stadt. —
Weithin denn aus der schönen großen Welt!
Für uns ist große Welt das Waldgebirg.
Was mangelt unsrer Hütte zum Pallast?
Ja, kleiner sie, doch größer an Genuß.
Von Claude Lorrain, Roos und Berghem sehn
In Berg und Thal das große Urbild wir.
Conzert giebt uns der Sänger in der Luft,
Ein Gastmal freudige Genügsamkeit.
Napoleons Gefolg glänzt höher nicht,
Als hier das unsrige. Begleiten doch
Bald Cäsar uns, bald Consul Cicero;
Augusts, des Weltbeherrschers Lieblinge,
Virgil, Horaz; der Kayser Antonin,
Der Feldherr Xenophon; der Stagyrit,
Des großen Alexanders Jugendfreund;
Homer und Plato, sie, die Göttlichen;
(Ins Ohr geraunt!) wohl schöne Damen auch,
Leontium, Aspasia, Corinna.

Zuweilen auch, wenn, hochbegeistert, sich
Mein Flug bis an den Göttertisch erhebt,
Begleiten mich Olympier zurück.
Wie? Einsam wohl des Eremiten Welt?
Der höhern Welt liegt näher sie.
Und wer schreckt aus dem goldnen Traum mich auf?
O Kind! — so schreyt der Nachbar mir ins Ohr, —
Nicht großer Männer, großer Todten Geist,
Nein, Gnade großer Herren, sie verschaft
Ein Amt uns, ein Gehalt und vor Gericht
Das große Loos, kurz, Wohlstand und Fortune;
Ach! dazu, sag', was tragen sie wohl bey,
Die Kayser Antonin und Julian?
Nicht mehr als Epiktet, der arme Sklave.
— Ja wohl, Fortune nicht verschaffen sie;
Doch sie entbehren — ja, dies lehren sie.
In ihrem Umgang stärk' ich vielleicht mich
Zum Dienste meiner Brüder. Wollen sie
Nicht meines Dienstes, oder macht wohl gar
Mir Einer treuen Dienst und Rath zur Sünde:
Wer hindert mich in Uebung meiner Kraft
Zum Aufflug hin nach jener bessern Welt?
Und jeden Abend nach dem Tagwerk labt
Wohlthätig mich der Schlaf aus Lethens Quell.
Kein Fürst der Erde, sey er noch so groß,
Vermags, den Liebling zu beseligen,
Wie mich im süßen Traum mein Freund, der Schlaf.
Mich führt er freundlich in Elysium.
Wie aber komm ich zu dem hohen Sinn?

Woher denn Ich und Wer? Ein Erdensohn —
(Für ungut nicht!) zugleich auch Göttersohn.
Mir armen Greisen ziemt nicht Praleren;
Verrathen darf ich meine Abkunft nicht!
Verrathen nicht als Amors Bruder mich.
Wie? Zwischen uns, ha, welch ein Unterschied!
Er ewig holder Knab, ein Tithon ich:
Doch mangelts auch uns nicht an Aehnlichkeit.
Gestehts! Sind wir nicht gleicher Weise blind,
Verirrt nicht gleicher Weis' oft unser Pfeil?
Gleich unbedachtsam schwingen hin und her
Die Fackel wir. Zuweilen freylich toll
Ist unser Spiel, doch bös' ists nie gemeynt.
Dieselben Aeltern haben beyde wir.
Die Mutter? — Armuth. Vater? — Ueberfluß.
Von diesem erbten wir den raschen Geist,
Von jener Emsigkeit und Schmeichelkunst.
Verzärtelt wurde von dem reichen Vater
Mein Bruder Amor, er ein loser Bube;
Nur desto strenger wurde von der Mutter
Erzogen ich. Mit scharfer Ruthe trieb
Sie in die Schule der Erbarmung mich.
Zuletzt kroch ich in Diogenens Tonne.
Nein, dafür bin ich Bürge nicht! Wenn einst
Mit Gold ein Kobolt ihn — den Cyniker —
Hervorlockt, ach! vielleicht entlauft auch er.
Dem Wasserkruge zieht er Nektar vor,
Dem harten Strohsack weiches Eiderdun.
Dieß Blendwerk kömmt von dem gefundnen Gold.

Wie du, mein S** theilt sich zwischen Welt
Und Einsamkeit ein Weiser selten nur.
Mit Leichtigkeit erhebst du wechselweis'
Als Mann von Welt dich in der schönen Welt,
Und dann als Philosoph verbirgst du dich,
Am Selbstgenusse reich, im Musenhayn.

Rüschlikon den 29. Sept. 1807.

L. Meister.

III.

Corinne's Schwanengesang.

(S. Corinne ou l'Italie par Mad. de Stael-Holstein. T. III. p. 427-33.)

Nehmt meine feyerliche Begrüßung an, o meine Mitbürger! Schon umnachten sich meine Blicke — Aber, der Himmel — ist er nicht schöner zu Nachtzeit, wo Tausende von Sternen ihn zieren? Bey Tag ist er nur eine Wüste. So werden auch die Schatten der Ewigkeit Gedanken offenbaren, die der Glücksschimmer uns vergessen macht. Denn die Stimme, die uns davon unterrichten könnte, schwächt sich stufenweise; die Seele zieht sich in sich selbst zurück, und sucht ihre letzte Wärme zu sammeln.

Von den ersten Tagen meiner Jugend an versprach ich, diesen Namen einer Römerin zu ehren, der noch jetzt mein Herz vor Wonne beben macht. Du erlaubtest mir, Ruhm zu erlangen, großherzige Nation! du, die mein Geschlecht nicht aus seinem Tempel verbannt — unsterbliche Talente nicht vorübergehnder Eifersucht opfert, und stets Beyfall giebt dem Schwunge

des Genies — diesem Sieger ohne Besiegte — diesem Eroberer ohne Beute, der aus der Ewigkeit schöpft, um die Zeit zu bereichern.

Mit welchem Zutrauen begeisterten nicht ehmals Natur und Leben mich! Ich glaubte, alles Unglück rühre nur vom nicht genug Denken, nicht genug Empfinden her — und schon zum Voraus könne man himmlisches Glück kosten, das ja nur Dauer im Feuer des Geistes, und Beständigkeit in der Liebe ist.

Nein, ich bereue sie nicht, diese edle Ueberspannung — nein! sie ist es nicht, die mich diese Thränen vergiessen macht, die den Staub bethauen, der mich erwartet. Mein Geschick würd' ich erfüllt haben, würde himmlischer Wohlthaten würdig seyn, wenn ich den Klang meiner Leyer bloß geweihet hätte, die göttliche Güte zu erheben, so wie sie sich durch das Weltall offenbart.

Verwirfst du doch, o mein Schöpfer! nicht den Zoll der Gaben deiner Geschöpfe. Huldigung der Dichtkunst ist Gottesverehrung, und die Flügel der Gedanken dienen uns, sich dir zu nahen.

Nichts ist enge, nichts dienstbar, nichts beschränkt in der Religion. Sie ist das Unermeßliche, Unendliche, Ewige; und, ferne daß das Genie von ihr ablenken sollte, überschreitet die Einbildungskraft in ihrem ersten Aufflug die Schranken des Lebens, und das Erhabne jeder Art ist nur ein Abglanz der Gottheit.

Ach! wenn ich nur sie geliebt — zum Schutze gegen die stürmischen Neigungen hienieden, mein Haupt in den Himmel erhoben hätte, würd' ich nicht vor der Zeit zerschlagen seyn; Fantome würden nicht den Platz meiner glänzenden Einbildungen

genommen haben. Unglückliche! dein Genie, wenn es noch vorhanden ist, läßt sich nur durch die Stärke deines Schmerzens fühlen; nur unter den Zügen einer feindlichen Macht kann man es noch erkennen.

Lebe also wohl, mein Geburtsland! Lebe wohl, Gegend, wo ich den Tag erblickte! Erinnerungen an meine Kinderjahre, lebt wohl — denn, was habt ihr mit dem Tod zu schaffen? Auch ihr, die in meinen Schriften Gefühle fandet, die den eurigen entsprachen, o meine Freunde! wo ihr Euch befinden mögt, lebet wohl! Es war für keine unwürdige Sache, daß Corinne so viel gelitten — und wenigstens hat sie nicht das Recht auf euer Mitleid verloren.

Schönes Italien! Umsonst verheissest du mir jetzt noch alle deine Reitze. Was vermagst du gegen ein verlassenes Herz? Wolltest du meine Wünsche wieder beleben, um meine Pein zu vergrößern? Oder mir das Glück wieder in Erinnerung bringen, um mich gegen mein Schicksal zu empören?

Still' unterwerf' ich mich diesem. O ihr, die mich überleben — wenn der Frühling wieder kömmt, erinnert Euch wie ich seine Reitze liebte, wie oft ich seine Lüfte und seine Wohlgerüche pries! Erinnert Euch bisweilen meiner Lieder — sie sind der Abdruck meiner Seele. Aber zwey unselige Musen, Liebe und Unglück, begeistern mich zu meinem Schwanengesang.

Wenn die Absichten der Vorsehung mit uns erfüllt sind, so bereitet eine innere Stimme uns auf die Ankunft unsers Todesengels vor. Er hat nichts schauerliches, nichts Schrecken erregendes. Er langt, obgleich mit Nacht umgeben, auf weissen Flügeln an; aber tausend Vorbedeutungen verkündigen ihn.

Wenn der Wind saust, glaubt man seine Stimme zu hö-

ren. Wenn der Tag sinkt, wirft es große Schatten aufs Feld — sie scheinen die Falten seines schleppenden Gewands zu seyn. Um Mittagszeit, wenn die, welche noch zu leben haben, nur den heitern Himmel sehn, bemerkt hingegen der, den der Todesengel abfodern will, ein Gewölk, welches bald die ganze Natur vor seinen Augen bedecken wird.

Hoffnung, Jugend, Pochen des Herzens — es ist also aus mit Euch! Ferne sey von mir jedes täuschende Bedauern. — Wenn noch einige Thränen um mich fließen, wenn ich mich noch geliebt glaube, so geschieht es nur, weil ich jetzt verschwinde. Könnt' ich mich noch einmal zum Leben aufraffen, so würd' es bald wieder gegen mich alle seine Dolche kehren.

Du aber, o Rom, wohin meine Asche gebracht werden soll, verzeih' mir — du, die so viele Todte sah', wenn ich zitternden Schrittes mich jetzt mit deinen erlauchten Schatten vereinige — verzeih' meinen Klagen! Gefühle, Gedanken — edle vielleicht — fruchtbare vielleicht, erlischen mit mir; denn von allen Kräften der Seele, welche ich von der Natur erhielt, ist die Kraft zu leiden die einzige, welche ich ganz geübt habe.

Aber, sey es — ich folge! Das große Geheimniß des Todes, was es auch seyn mag, muß Ruhe geben. Stille Gräber, und, göttliche Güte! Ihr gewährleistet mir dafür. Meine Wahl fiel auf die Erde, und dort findet mein Herz keine Zuflucht mehr. Ihr entscheidet für mich — mein Loos wird nur um so viel besser seyn.

IV.

Die Wölkchen.

Buntes Wölkchen,
Leichtes Völkchen,
Ziehst so stolz einher!
Bringst du Regen?
Hast du Segen?
Ach! du bist so leer!

Zwar voll Glanzes
Prunkt dein ganzes
Flitterkleid so sehr!
Doch, mein Völkchen,
Regenwölkchen
Liebten wir weit mehr.

Sieh! die schwere
Goldne Aehre
Neiget sich gar sehr.
Nur die leere
Hülsenähre
Trägt den Kopf so hehr!

So, von Regen,
Gottes Segen,
Seyd ihr Wölkchen leer;
Traget eitel
Eure Scheitel
Ueber Land und Meer!

Euch, ihr Wölkchen!
Gleicht das Völkchen
Weiser Thoren sehr!
Flüchtig gaukeln
Sie, und schaukeln
Sich so hin und her.

Wie der Wölkchen
Buntes Völkchen
Täuschen sie gar sehr —
Scheinen immer,
Voll von Schimmer,
Doch an Segen leer!

V.

Erneuerung des Andenkens an einen wenig bekannten Dichter.

Johannes Grob, geb. zu Lichtensteg im Tockenburg, übte sich frühzeitig in Studien. Nach einer Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, die Niederlande und England, trat er 1661. in Kurfürstl. Sächsische Militärdienste, worin er vier Jahre verblieb, und dann in sein Vaterland zurückkehrte, wo er anfänglich von dem Abte zu St. Gallen, als damaligen Landesherrn im Tockenburg, zu einem Commissarius (?) ernannt wurde, späterhin aber, wegen der von Seite des Gotteshauses gegen die Protestanten dieses Landes vielfach versuchten Anjochungen, dasselbe verließ, zu Herisau in Ref. Appenzell sich haushablich setzte, und dort seine übrigen Tage mit Mathematik und Poesie, wie es scheint angenehm genug vertrieb. In 1690. hatte er — wir wissen nicht eigentlich durch welche Mittel — das gute Geschicke, zu Gunsten dieser seiner neuen Heimath, an dem Kaiserhofe zu Wien, eine sonst verbotene wöchentliche Fruchtzufuhre auszuwirken; wofür er von

der Landsgemeinde mit dem Landrechte belohnt, und (lustig genug zu hören!) aus gleicher Veranlaßung von Kaiser Leopold I. zum — gekrönten Poeten erklärt wurde. In 1697. starb er als Mitglied des Raths zu Herisau.

Allerdings eine biographische Notiz von wenig bedeutendem Belange. Bemerkenswerther ist vielleicht Folgendes:

Von unserm Grob erschien, theils bey seinem Leben: Dichterische Versuchgabe (12. Basel 1678. 203 S.), und erst nach seinem Tode: Reinholds von Freienthal poetisches Spazierwäldlein (8. s. l. 252 S.) Beyde wurden, wie wir wissen, von dem sel. Bodmer nicht unbemerkt gelassen; späterhin sein Andenken unsers Wissens zuerst wieder im Schweizer-Museum, alsdann von Bürkli in seiner Schweizerischen Blumenlese in öffentliche Erinnerung gebracht; hauptsächlich aber ganz neuerlich von den HH. Haug und Weisser so sehr beachtet, daß in ihrer Epigramatischen Anthologie (Thl. II. 12. Zürch 807.) nicht minder als 108. (mehr als von dem edeln Schwan von Boberfeld!) seiner Sinngedichte erscheinen. In der That sind diese sein Beßtes. Hier nur ein Dutzend derselben:

Der Ohrenbläser.

Sanctulus pflegt Jung und Alt bey der Herrschaft anzuklagen,
In der Hoffnung große Gunst, und Beförderung zu erjagen;
Doch es soll wohl anders gehen, hoff' ich, als der Heuchler denkt:
Denn es wird das Netz gewöhnlich nach dem Fischen aufgehenkt.

Der sich selbst rühmende Wohlthäter.

Wenn ich andern rühmen will, hoch sey ich dir längst verpflichtet,
Hast du, wer erstaunte nicht? — hast du es schon längst verrichtet.
Darum will ich künftig schweigen, daß dein Mund mich nicht verdammt:
Denn ich griffe dir, o Gönner! unvermeidlich in dein Amt.

Gezwungener Entschluß.

Dem Melissus ward so oft der verhaßte Korb geschenket,
Wenn er auf die Freyte ging, daß die Zahl ihm kaum gedenket;
Darum fängt er an zu sagen: Ehlich Leben bringt Verdruß;
Also will ich ledig sterben. Warum sagt er nicht: Ich muß!

Die Vorsichtige.

Wenn Phyllis in der Nacht durch unsre Gassen tritt,
Nimmt sie bedachtsam zwar stets eine Leuchte mit;
Allein sie löscht sie aus, wenn ihr Gesellen nahen:
Denn wißt, so können die sie desto minder sahen.

Der Hut.

Du lachst vergnügt, wenn ich vor dir das Haupt entblöße;
Doch unterlaß' ich es, so fühlst du Herzensstöße.
Ich trag' o Lützelbert, den sonderbarsten Hut:
Er macht dich, wenn er will, betrübt und wohlgemuth.

Das Spielen.

Seltsam! Redlichkeit im Spiel wird den Narren zuerkennet,
Und zugleich wird Spielbetrug stets ein Diebesgriff genennet.
Darum meide ja das Spielen, wem sein guter Nahme lieb;
Denn ein Mann von Ehr' und Tugend, heisset weder Narr, noch Dieb.

Kupfernasen.

Was bedeuten wohl die Nasen, mit Rubinen ausgestickt?
Vater Libers Herrenfarbe, die er seinen Knechten schickt.

Ueberschrift für ein Beckerhaus.

Ihr Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmt in Acht,
Wie euer kleines Brod so große Häuser macht.

Gefahr der Gelegenheit.

Wer Keuschheit ernstlich liebt, und will sie rein bewahren,
Der fliehe, gleich der Pest, den Ort der Buhlerey:
Denn wer vermessen ist, kann mit Verlust erfahren,
Daß eine Schmiede nicht des Pulvers Freystatt sey.

Verschlossene Wahrheit.

Die fromme Wahrheit hat fast Nonnenart bekommen:
Ihr Ausgang wird ihr nun stets übel aufgenommen.
Was schadets, wenn man gleich sie wie im Kloster hält:
Ihr Klosterglöcklein klingt doch durch die ganze Welt.

Rechtshändel machen Uebung.

Wer das Tanzen lernen will, darf nicht fort nach Frankreich laufen,
Diese Kunst in fremden Land um sein deutsches Geld zu kaufen.
Wer das Tanzen sucht zu lernen, fange nur zu rechten an:
Dieses giebt so viel zu laufen, daß man endlich tanzen kann.

Das Vaterland.

Du sollst dein Vaterland nicht hassen, oder schelten,
Wenn man dich schon in ihm mit Unrecht hat betrübt:
Die gute Mutter darf ja nimmer das entgelten,
Was ihre bösen Söhn' und Buben nur verübt.

Unter seinen Liedern, die er in seinem ältern Versuch Stimmgedichte (denn der Appenzeller hat — vielleicht mit Grund — keinen Begriff von einem Lied ohne Gesang) nannte, ist nun freylich minder Aufbehaltenswerthes.

Folgende einzelne Strophen lassen sich immer wegen ihrer Natürlichkeit hören:

In einem geistlichen Liede:

Ist mir die Welt nicht wohl gewogen,
So ist mir gleichwohl Gott nicht Feind:
Wer Ihm vertraut, ist schon erzogen;
Er kennet, die die Seinen sind.
Wer Menschen fürchtet, wird bald fallen:
Wer Gott vertraut, schwebt hoch ob Allen.

Und wieder:

Wohlan, ich will es ferner treiben,
Obgleich der böse Weltschwarm tobt;
Der Höchste wird mein Schützer bleiben,
Sein großer Name sey gelobt!
Wer Menschen fürchtet, u. s. f.

Und in einem Frühlingsgesang:

Trollet Euch, ihr Geistesplagen!
Denn ich will mit Wahrheit sagen:
Erstgeborner Jahressohn,
Sanfter Frühling, sey willkommen!
Deine Ankunft hat mir schon
Alles Leid hinweggenommen.

Den hohen Alpen (die man damals noch nicht bloß des guten Tons wegen bestieg) muß er nicht so wohl gewogen, als den kleinen anmuthigen Hügeln rings um Herisau, Gaiß u. d. E. gewesen seyn. In einem Lied — wo es freylich um ein Gleichniß zu thun war — zu beweisen, daß der vergnügte Niedere noch reicher als ein Fürst sey, heißt es:

Ist dieses runde Hügelein,
Allwo die Lerche singt,
Nicht schöner als der Alpenstein,
Worauf die Gemse springt?

In einem Preiß der Demuth, wer würde es besser sagen, als:

Bist du edel von Geblüte:
Demuth adelt das Gemüthe —
Wolltest nicht, ganz edel seyn?

Und wer artiger, in einem Hochzeitlied im November gesungen?

Was man jetzund in Garten steckt,
Das wird im Sommer auferweckt.
Wohlan, beglücktes Ehrenpaar,
Ihr sollt uns nicht betriegen.
Erneuert Euch im neuen Jahr!
Im Herbste, wann für neuen Wein
Sonst Fasse zu bestellen seyn,
So schaut ihr um die Wiegen.

Daß unser Dichter selbst mager gewesen sey, sagt er uns selbst ausdrücklich in einem eigenen Preiß der Magerkeit. Da lautet's, neben Anderm, recht lustig:

Edles Sparta, habe Dank,
Daß du keinen dicken Knollen
Dulden oder leiden wollen.
Dieses war ein feiner Rank.

Und weiter:

Schaut nur die Männer an, die hier die Welt bezwungen,
Und so viel Sieg errungen
Mit Kühnheit und Vernunft;
Ist wohl ein dicker Wanst in solcher Heldenzunft?
Sehet auf der Weisen Schaar,
Die schier übermenschlich worden:
Nehmt ihr unter ihrem Orden
Eines fetten Mastbauchs wahr?

Und eine wankelmüthige Dorinde mit ihrem neuen Liebhaber valedicirt er kurz und gut:

Ich wünsch Euch Glück und Seegen,
Und bin wohl dessentwegen
Auf keinen Haß bedacht.
Denn bist du nicht die Meine,
So bin ich nicht der Deine.
Dorinde, gute Nacht!

In dem Poetischen Spazierwäldlein dann liest man z. B. in einem Neujahrsliede:

O eiteles Beginnen!
Der Weise muß von hinnen,
Der Thor muß auch daran
Die Aerzte selber schwanken.
Ein Jüngling kann erkranken,
Gleichwie ein greiser Mann.

Was halfen Cäsars Kronen,
Was Craßus Millionen,
Was Catons ernster Fleiß? —
Sie sind dahin gefahren,
Wo niemand von den Schaaren
Den Weg zurücke weiß.

Der Tod braucht seine Rechte;
Er fragt nicht nach Geschlechte,
Nach Stand und Macht und Pracht.
Ein Geldstück und ein Hader *),
Ein Bischof und ein Bader,
Sind bey ihm gleich geacht.

Wann nun der Leib verbleichet,
Der matte Geist entweichet:
Wo bleibt der Erdentand?
Man überläßt ihn Andern,
Und muß entladen wandern —
Wohin? — Uns kaum bekannt.

*) Lumpen.

Herr, lehr' es mich bedenken,
Und mich darum nicht kränken,
Was nur den Geist beladt.
Laß mich mit klugen Sinnen
Auch wenig lieb gewinnen,
Was wenig Bleibens hat.

Laß hier vor allen Dingen
Mich nach der Tugend ringen —
Dem Schatze, der allein
Mir nimmer kann verderben;
Ja, der auch nach dem Sterben
Mir kann besitzlich seyn.

Ueber die Vielschwätzerey:

Ein Weiser ermisset die Worte zuvor,
Und öffnet auf einmal nicht vielen das Thor.

Ein Wort, das meinem Mund entwichen,
Ist auf der Stelle nicht mehr mein;
Es wird von Andern ausgestrichen *)
Und muß oft mein Verfolger seyn.

Mehreres hier anzuführen erlaubt uns der Raum nicht.

*) gedeutet.

VI.

Reminiszenzen aus einer kleinen Schweizerreise im Juli 1807. Von Joh. Conr. Appenzeller, Lehrer am öffentlichen Schulinstitut in Winterthur.

(Fortsetzung. S. Nov. 1807. S. 370–380.)

8.

Der Kontrast.

Das Alpthal Einsiedeln nach dem Hacken, über welchen Berg bekanntlich ein Fußpfad in drey Stunden nach Schwyz führt, ist sehr einförmig und vom Alp-Bach, der in regellosem Bette, vom Mythen herab oft wild daherrauschend, sich durchs Thal fortwälzt, durchflossen. Der Weg geht mehr denn eine Schweizerstunde weit ganz eben durch die Wiesen dieses Thals und längs den Gebüschen der Aa, ohne alle Anstrengung fort. Dieß ists, was die Reise angenehm macht. Im Hintergrunde heben sich die beyden, beynahe 6000 Fuß über's Meer emporragenden, nackten und rauhen Felsenkuppen des kleinern und größern Mythens hervor. Der Wandrer erwartet die strengste

Arbeit, jene Höhen zu erklimmen, sieht sich aber auf eine überraschende Weise, nach einer starken halben Stunde, die er über steile Pfade zu machen hat, getäuscht, indem er sich, wie mit Einem Male, auf mäßig hinangehenden Alpweiden befindet, und die vor einer halben Stunde noch angestaunten, himmelerstrebenden Pfeiler der Mythenfelsen nun ganz in der Nähe als unförmliche Kegel zu seiner Linken erblickt. Noch ein halbes Stündchen in dieser reinen Bergluft gegangen, so ist man für alle Mühe des Steigens durch die plötzliche Ueberraschung, die hier auf der Scheidecke des Schwyzerhackens eine der erhabensten und inposantesten Ansichten hervorbringt, herrlich belohnt.

Da ich dafür halte, daß das, was wir hier beym heitersten Himmel und bey der schönsten Abendbeleuchtung sahen, sich durch keine noch so gewählte Ausdrücke, noch weniger durch Gedankenstriche oder Fragen und Ausrufungszeichen darstellen läßt, so schweige ich auch von dem, was hier meine Seele wie mein Aug entzückte. Welcher unzufriedne Sterbliche sollte sich hier nicht mit der Welt versöhnen, und welcher nicht ganz verdorbne Mensch hier nicht den Entschluß fassen: Besser zu werden! — Hier eckelt das Gemeine des menschlichen Thuns, das Jämmerliche so vieler unsrer Wünsche, Hoffnungen und Pläne, unwiderstehlich an. Nur Ein Bild entfaltet sich hier dem fühlenden Menschen — das Bild der erhabensten Größe und der sanftesten Bescheidenheit.

Meine Begleiter, das erste Mal in die Regionen der Alpenwelt versetzt, saßen da in stummer Bewunderung, im Angesichte des klassischen Thales, das sich zu unsern Füßen im sanften Schimmer des Abends, dort bis Brunnen und Sewen, hier

bis Steinen, wie ein Garten ausbreitete. Wir saßen da auf der Bank des Wachthauses, bis uns die niedergehende Sonne ihr Lebewohl in dem glühenden Roth aussprach, womit sie scheidend die Felsen und Berge küßte, die neben uns und vor uns lange Schatten in das Thal hinabbreiteten, und die Kühlung uns mahnte nach Schwyz herabzusteigen.

Die Phantasie hatte Flügel; aber wie Bley hatte sich die Müdigkeit an unsre Sohlen gehängt. Durch die Reibung der Schuhe wurden die Füße wund gemacht, und wo dieses nicht war, da hatte der Marsch wenigstens brennende Blasen aufgezogen.

Der Rath unsers Führers, die Schuhe und Stiefel durch ein Amalgam von Brandtwein und Unschlitt einzubeizen und ohne Strümpfe hineinzutreten, wurde befolgt. Der wackere Aelpler im Wirthshaus auf dem Hacken bediente uns damit so reichlich, daß, wenn wir auf der ganzen übrigen Reise neue Anwandlungen von Fußbeschwerden fühlten, wir nur wieder dieselben Schuhe und Stiefel anzogen, die wir auf diesem Berge so einweichen ließen.

Doch, welch ein Kontrast! Dieß schmutzige Geschäft in einer Atmossphäre verrichten, in welcher man nur himmlische Kühlung athmen sollte!

9.

Die Mondnacht.

An das offene Fenster im geräuschvollen Gasthofe zum R** in Schwyz hingelehnt, vergaß ich bald des schaamlosen Burschen von Einsiedeln, der uns als Wegweiser begleitet und

für seine Mühe, ausser einer Bouteille Wein, zwey und einen halben französischen Thaler auf drey Stunden Weges gefordert hatte. Wahrscheinlich brachte er sein Recept für die Schuh- und Stiefelweiche in Rechnung.

Hinüber, in die stillen Gegenden des Thals schweifte mein Auge. Wie der Wolken silberner Saum, wenn zwischen ihnen in holder Freundlichkeit die Königin der Nacht strahlend hervorblickt, flimmerten jetzt in lichten Streifen die Firnen der Windgelle und des Bristenstocks im Hintergrunde der Abendlandschaft. Im Schleyer der Schatten lag vom Rigi her bis hinab nach Brunnen die schweigende Natur; denn sie trauert dort in tiefer Stille über dem Grab ihrer einst so gepriesnen Anmuth und Freundlichkeit!

Inniger schmiegt sich des Herzens Empfindung an jene erhabenen Zeugen der Vergangenheit; dort glänzt die Kirche vom Seelisberg wie ein liebender Stern, über die Fluthen des melancholischen Sees. Nur dieser, vom sanften Säuseln des Abendwindes geliebkost, scheint zu zürnen; mir ist's ich höre sein düstres Murren, womit er den Mythen-Arm umrauscht und die Felsengestade peitscht.

Der Speisesaal füllte sich allmählig an; Deutsche und Franzosen, Italiener und Engländer trafen an diesem Abend zusammen. Man tafelte bis gegen Mitternacht; da verlor sich die Menge der Gäste in schwankenden Gruppen; die Lichter brannten, in langen Dochten und in den Kerzenleuchtern hinschmelzend, ihre trüben Flammen hoch auf.

Noch einmal öffnete ich auf meinem Schlafzimmer zu oberst im Wirthshause die Fensterflügel; denn meine Freunde schliefen schon sanft, da sie sich früher von der Tafel hinweg zur Ruhe

schlichen. Ungestört sah ich nun hinaus in die verworrenen Gestalten der Nacht. Gegenwärtig war mir alles, was hier einst Großes, unter denselben Sternen die jetzt über mir leuchten, geschah. Im Umfange von kaum vier Quadratmeilen liegt Morgarten und Steinen, die hohle Gasse, Arth, Schwanau, und so viel Anderes. Dort in der fernen Schlucht Altdorf, Bürglen und Attinghausen; näher Tells-Platte und das denkwürdige Grütle am Fuße des Seelis-Berges, von welchem herab einst Arnold an der Halden auf einsamen Pfaden nach der bezeichneten Matte eilte; dort Brunnen, wo viele Jahre lang, den ewigen Bund zu schirmen, die Abgeordneten der Orte hinkamen zu tagen.

Da drängte sich der schwere Gedanke an das Wandelbare und Vorübergehende des Höchsten, was ein patriotischdenkender Geist zu umfassen und zu erreichen vermag: Hinopferung seines Selbst, um des Vaterlands Wohlfahrt zu erkaufen, in meiner Seele. Mag auch die Zeit die Bündnisse auf Ewig, wie Alles was Menschen schaffen, in der politischen und physischen Welt zerstören; dennoch behält die hohe That ihre werthvolle Größe in sich, und ihren Ruhm im Urtheile der Nachwelt.

Und das ists eben, was die edlere Begeistrung fühlt im Moment ihres Wirkens: Daß sie die Unsterblichkeit in derjenigen That findet, in welcher sie keine vergänglichen, persönlichen Vortheile des Handelns, sondern nur den ersprießlichen Nutzen für andre und für zukünftige Geschlechter sieht, bestühnde er am Ende auch nur darin: Durch das Andenken an die heroische That ein Muster der Nachahmung aufgestellt zu haben.

Dieses Andenken an die Edeln unsers Vaterlandes theilen wir mit den meisten Völkern der Erde. Alle Nationen, von

den Israeliten an bis auf die Deutschen herab haben den Ruhm, edle und große Seelen in ihrer Mitte erzeugt zu haben; aber hat dieser Ruhm die Völker der Erde je gerettet, wenn die verhängnißvolle Stunde schlug zum Untergange! — Wie hätte er dich retten können, Vaterland! da auch du auf der Väter Lorbeern entschlummertest?

Du wurdest aufgeschreckt aus dem Traum deiner Kraft. Jetzt — ein neues Leben beginnend — kann für dich wieder Tröstung hervorgehn, wenn sich deine entzweyten und unter sich fremdgewordnen Kinder söhnen! — Nur die Söhnung bürgt dir dein Heil und deine Ruhe.

Heller glänzte der Mond, und ich sah zum Altare des Versöhnungsfestes die Tausende hineilen, die sich verkannten. Welche Szene in dieser Mondnacht! „Verzeihung und Vergessenheit des Vergangnen" war das Losungswort, das durch die Reihen lief — dann folgte der Umarmungen Wonne und Seligkeit — und ich glühte vor Freude, als die Kinder der ausgesöhnten Väter und Brüder die Psalmen der Rettung zum Himmel emporsteigen ließen.

Der Mond barg seine volle Scheibe hinter den Felsenzinnen von Uri; es ward dunkel, und das Bild der Söhnung verwischt vor meinen Augen. Unvergeßliche Mondnacht!

10.

Die katholischen Kirchen.

Der gefällige Wirth zum R** begleitete uns am frühen Morgen nach der schönen Kirche des Fleckens Schwyz, die

hoch und erhaben in einfacher Majestät die ganze Gegend beherrscht. Das ist's, was die kleinen katholischen Orte ehrt, daß sie keine Kosten für ihre Tempel scheuen; ihre der Andacht geweihten Kapellen und Kirchen sind ganz dazu geeignet, die Seele in jene glückliche Stimmung zu versetzen, die sie bedarf, um sich der Betrachtung überirdischer Gegenstände hinzugeben. Wie kahl und nackt sind dagegen unsre meisten protestantischen Tempel, und wie wenig hat der Cultus derselben Anziehendes und Erweckendes, um das Herz zur Vorbereitung auf eine heilige Stunde zu stimmen! Während in denjenigen der Katholiken eine feyerliche Musik oder die Betrachtung von Gemälden schon das Ohr und das Auge gewöhnen, und das Herz zum Vortrage einer religiosen Rede gestimmt hat, sitzen wir in unsern vier Mauern kalt und ohne Rührung da — nicht hingebeugt auf die Kniee — der würdigsten Haltung die sich dem Sterblichen ziemt im Umgange mit dem, für welchen ich keinen Namen finde, dessen Erhabenheit sich nur ahnen, dessen Nähe sich nur fühlen läßt, aber dessen Güte und Weisheit, dessen Macht und Wirken und Walten wir mit jedem Pulsschlage unsers Lebens empfinden, sehen und hören.

Und kömmt nun noch in unsern Kirchen ein mittelmäßiger oder schlechter Vortrag aus dem Munde dessen, der unsern Verstand durch eine lichtvolle und klare, der unser Herz durch eine rührende und salbungsvolle Predigt erleuchten und erwärmen sollte — wie traurig und öde sieht es dann mit unsern öffentlichen Gottesverehrungen, wie dürftig mit der Wirksamkeit und dem Nutzen der Kanzelreden aus? Protestantische Regierungen! gebt Euern Kirchen mehr als Steine und Holz; gebt den Gemeinden des Landes die Feyertöne der Orgel für das Ohr, und

an die weissen Mauern einige gemahlte Historien aus den göttlichen Büchern für das Auge; laßt in den Städten den Freunden der Tonkunst nicht bloß die Tanz- und Conzertsäle, den Mahlern und Bildhauern nicht bloß die Cabinette und Galerien für die schönen Künste geöffnet seyn; öffnet ihnen auch die Tempel Eurer Andacht, auf daß ihre Kunst in den schönsten und erhabensten Handlungen der sittlichen Welt, in der hehren Tugend und moralischen Größe des menschlichen Geistes ihren würdigsten Stoff zur Beschäftigung finde. Ihr dürft nicht fürchten, daß diese beyden göttlichen Künste den benebelnden Weihrauch oder die andächtigen Spiele des Rosenkranzes als Gefolge mit sich führen; dürft nicht sorgen, daß Weihwasserkessel an den Tempelthüren, oder ex Votis, zwischen den Säulengängen als Ornamente des Aberglaubens aufgehängt, Beichtstühle gezimmert und Altäre erbaut werden — oder daß die Lehrer des Volks in Versuchung gerathen könnten, statt Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten zu lehren, dem Volke andächtige Comödien aufzuführen!

So dachte ich in der Kirche zu Schwyz, und wandelte mit entblößtem Haupte hinab von den Stufen, die zu diesem Tempel mich emporgetragen hatten.

11.

Die Metamorphose.

Das in den Tagen der Revolution ausgeleerte Arsenal von Schwyz ist zu einer Wohnung Thaliens umgeschaffen worden; so sollte es seyn auf dem ganzen Erdenrund, daß der verhee-

rende Mars von den friedlichen und sanften Grazien herausgestossen würde aus seinen Rüstkammern des Mordes. Aber auch dieser Wunsch ist umsonst; denn es soll uns kein Himmel hienieden lachen!

Das Comödienhaus ist für diesen kleinen Ort sehr artig und geschmackvoll eingerichtet; indeß wird wenig Gebrauch davon gemacht. Da das Theater nur für Liebhaber aus den Bürgern und Bürgerinnen von Schwyz, und weder für eine stationirte noch wandernde Truppe bestimmt ist, so begegnet auch hier, was an allen kleinern Orten der Fall ist, woje des Individuum das andre nach seinen Tugenden und Vorzügen, wie nach seinen Mängeln und Gebrechen kennt: Daß nämlich kleinlichte Anmaßung, Neid und Rangstreit bey der Austheilung der Rollen es nie zu jener Harmonie, welche jedes Ganze durch alle seine Theile beseelen soll, gedeihen lassen, die ein Hauptrequisit einer solchen Gesellschaft ist, wenn sie mit einigem Beyfall das Publikum ergötzen will.

Dieß ist denn auch, wie uns unser Wirth erzählte, der Grund, warum man alles Bewegliche dieser Bühne verkaufen will. Die Maschienerie der Dekorationen und ihrer Veränderung sind noch ganz gut; und ich glaube, daß man Alles um einen sehr mäßigen Preiß an sich bringen könnte.

Dann aber, gefällige Thalia, zieht Mars wieder in deinen Tempel; und da, wo der Zauber der Kunst ländliche Gemälde und häusliche Szenen schuf, starren dann wieder eiskalte Hellparten und gestachelte Morgensterne!

12.

Triners Gemälde von Goldau.

In dem einfachen und prunklosen Saale des Rathhauses von Schwyz sah ich zum erstenmal Triners Oelgemälde vom verschütteten Lowerzer-Thal, und auch die von Lori in Neuenburg nach denselben gestochenen und kolorirten Blätter dieser Gegend; bekanntlich verkauft die Regierung dieses Cantons, zum Beßten der Uebriggebliebnen jener unglücklichen Gegend, dieses Kunstprodukt.

Triner ist ein Schüler der Natur; er war lange Schulmeister in Bürglen, seinem und Wilhelm Tells Geburtsorte. Was er ist, das wurde er durch sich selbst. Ich zweifle nicht, daß er unter günstigern Umständen, und wenn ihm die gehörige Anleitung zur Kunst und die Bildung für dieselbe zu Theil geworden wäre, eine würdige Stelle neben unsern Landschaftmahlern: Heß, Rieter, Biedermann und Rahn, würde behaupten können. Das größte Verdienst seiner Kunstwerke besteht in der Treue, womit er die Natur nachbildet; das Kolorit aber ist ohne Haltung und in einem kraftlosen, einförmigen Tone. Die Copieen des zierlichen Lori sind somit weit vorzüglicher, und es ist in denselben dasjenige, was in den Originalen ohne Effekt, bald nur angedeutet, bald als Nebensache hingemalt erscheint, mit vielem Geiste behandelt und ausgeführt. Der Preiß von drey Carolinen ist für den Liebhaber mäßig; dessen ungeachtet dürfte aber die Regierung ihre Erwartungen bey weitem nicht befriedigt finden. Abgerechnet daß sich schöne Künste nicht monopolisch feilbieten lassen, zog sich das Unternehmen sehr in die Länge, so daß der erste Eindruck, den dieses erschütternde Na-

kurereigniß auf das Publikum gemacht hatte, darüber verloren gieng, die Neugierde aber durch andre gehaltvolle und schöne Beschreibungen und Blätter eines Meyers, Maurers und vorzüglich Rahns schon lange befriedigt wurde.

Triner soll sich seither in Schwyz angesiedelt haben, um dort mehr Aufmunterung für sein Talent zu finden. Möge ihm ein glückliches Gestirn aufgehen, denn sein gutes Herz und sein sanfter Sinn verdienen es!

13.

'Sist mer brand schwarz gangen.

Lebe wohl, freundlicher Greis! Kaum werd' ich deine Silberlocken je wieder sehen, aber dafür dein Bild mit mir tragen unter jeder Zone, die ich noch durchwandern könnte.

Dieser ehrwürdige Alte bewohnt das Rathhaus und zeigt den Fremden die Gerichtsstuben und die Gemälde der alten Schweizerhistorien, die da in schrecklichen Anachronismen, auf demselben Bilde, in einzelnen Abtheilungen neben einander geordnet sind. Wir wollten ihm für seine Mühe, wie billig, Etwas in die Hände drücken; aber umsonst war unser Bitten; standhaft blieb seine Weigerung: „Das ist mein Amt, ihr Herren", sprach er, „daß ich des Hauses hier warte, und dafür bin ich von der Obrigkeit bezahlt."

Wer kennt nicht den Garten Gottes, der zwischen Schwyz und Brunnen seine üppigen Matten, seine crystallhellen Bäche, seine starken breitschattigten Bäume, seine heimlichen Hütten und seine reitzenden Fußpfade dem Wandrer zum Elysium schaft!

Doch, auch da bist du nicht vollkommen glücklich! Sieh, hinter dir ist der Konto von Schwyz, neben dir die wild daherfluthende Muotta. Jener wird einst — nach Jahrhunderten oder Tausenden — hier sein Plurs finden, und diese da, von Wolkenbrüchen hochaufgeschwellt, reissenden Zuges daher rasen, und den Garten zum Stein- und Schlamm-Meere wandeln!

Wir fuhren von Brunnen aus hinüber ins Grütle; und ehe wir an diesem denkwürdigen Plätzchen landeten, sahn wir uns von einem Manne begrüßt, den wir wegen seiner Mimick und Physiognomie den zweyten Lavater nannten. O sein grosses, seelenvolles Auge, sein freundliches Händedrücken als wären wir alte Bekannte, sein gutmüthiger schwärmerischer Charakter, seine lebendigen Bewegungen die durch alle Muskeln spielten, sein zuvorkommendes, manchmal hastiggefälliges Wesen — dann wieder der Ernst und die Stille, die sich in seinem Blicke mahlten — wie würkten sie auf uns! — Wir gaben uns dem nimmer müden Plaudrer hin; denn zu Worten konnten wir nicht kommen. Bald erzählte er von der Geschichte des Orts; dann von den heiligen Quellen; dann von seinem Weibe und seinen zehn Kindern, die hier das Grütle bauen; dann von den Franzosen, Russen und Kaiserlichen, wo er ausrief: „Ja ihr Herren! 'sist mer brand schwarz gangen"! —

VII.

Psyches Erlösung.

oder

Idas Wiederkehr ins Leben.

Von

Friederike Brun, geb. Münter *).

Psyche schwankt in öden Felsgewinden,
Dämmrung senkt sich neben ihr herab. . .
Ach! wo wird sie einen Aufgang finden
Aus dem tiefen schauervollen Grab?

Ueber ihr drohen
Furchtbare Maßen;
Dort, zu der hohen
Wohnung der blassen

Furien, klimmet ein Fußsteig hinan —
Doch nur Verzweifelung wandelt die Bahn!

---

*) Bey der Genesung ihrer Tochter.

Nachtende Tiefen, gähnende Spalten —
Ihnen entsteigen die Todesgestalten,
Bleiche verschleierte Schemen der Nacht,
Denen nie wieder ein Morgen erwacht!

Bebend sinkt die zarte Psyche nieder,
Hier an des Avernus finsterm Thor;
Todesschweiß umschließt die schlanken Glieder,
Leise Seufzer haucht die Brust hervor!
Um sie her, auf Felsenblöcken,
Lagert sich der Schatten Heer,
Und des Todes bange Schrecken
Athmen kalt vor ihnen her!

Psyche entflieht, wie mit leisem Gesäusel
Zephir entschwebt, über Felsengestein;
Nah' an der goldenen Locken Gekräusel,
Flammt der Erinnien lodernder Schein!

Tief bis in den Schooß der Nächte
Stürzt der schroffe Todespfad.
Wer versöhnt die furchtbarn Mächte,
Ach! wer hemmt des Schicksals Rad?
Ueber die tiefste der gähnenden Grüfte
Hat einst die Angst sich ein Brückchen gebaut;
Ringsumher Spalten und graunvolle Klüfte,
Jeder entstöhnet ein klagender Laut! —

Ach! von Nacht und Tod umfangen,
Wohin fliehn, Psycharion? —

Hinter ihr zischen die züngelnden Schlangen,
Um sie erschallet der angstvolle Ton!

Starb in deinem sanften Herzen
Jeder Hoffnung Wonnelaut?
Nah umdrängt von Todesschmerzen,
Ach! wer rettet Amors Braut?

Rasch auf das Brücklein vom Felsengestade,
Schwingt sie sich leicht wie Gedanken dahin!
Ach! sie entsinket dem gleitenden Pfade,
Tief in die Nächte der Nächte dahin! . . .

Ein süser Ton erschallet
Aus ferner Himmel Raum;
Ein süßer Duft umwallet
Sie wie ein Liebestraum!
Sie sinkt in blaue Wellen;
Und milde Thränen quellen,
Und alle Sinnen schwinden
In lieblichem Empfinden!

Und die Felsen sind verschwunden,
Und die Nacht wird hell;
Von Blüthengebüschen umwunden
Rieselt ein spiegelnder Quell;
Und an des Quelles Gestade
Wandelt im weißen Gewand
Psyche die blumigen Pfade

An rosiger Hoffnung Hand!
Dieses Aethers schimmernde Bläue,
Ach! hier lächelte selbst die Reue,
Und die Erinnis zürnete nicht!
Alte Oelbaumwipfel schatten
Sanft aus milden Abendlüften,
Und die Goldfrucht winkt der matten
Pilgerin aus Balsamdüften!

Brich die Blüthen aus goldenen Lüften,
Süßes Mädchen Psycharion!
Hoffnung und Freude entwehen den Düften,
Beyde der Unschuld und Schönheit Lohn!

Brich die goldenen Aepfel des Lebens,
Brich der Unsterblichkeit blühendes Reis;
Jene sind Früchte des muthvollen Strebens,
Dieses der Güte, der Anmuth Preis!

Harfen, Flöten und Citharn, umschallen
Psyche in lieblich vereinigtem Chor;
Musen und lächelnde Grazien wallen
Sanft aus den Rosengebüschen hervor.

Sie schweben in fröhlichen Tänzen,
Umarmen Psycharion, kränzen
Mit knospenden Rosen ihr wallendes Haar;
Und zu den fröhlichen Tänzen,
Und zu den duftenden Kränzen
Gesellt sich der Amorn gauckelnde Schaar!

Psyche steht mit sanftgesenktem Blicke,
Und schon röthet ihre Wange sich,
Der im herben trüben Misgeschicke
Jeder süße Rosenglanz entwich!

Leis' erheben sich die leichten Schwingen,
Nun nicht mehr vom Thau der Thränen schwer;
Seht! sie schwebt in leicht verschlungnen Ringen,
Zwischen Mus' und Grazien daher!
Und der Harfen süße Saiten klingen —
Sie umfließt ein Harmonieenmeer.

Feyerlich nahet ihr Terpsichore,
Legt ihr die Leyer ans bebende Herz,
Und die lieblichste freundlichste Hore
Küßt ihr vom Aug' der Erinnerung Schmerz!

VIII.

Ueber das Intereße am Umgange mit Kindern.

(An die Frau von K**).

Sie sind glücklich meine Freundin! Das ist den Müttern verheissen, die ihre Kinder lieben, und ihre Welt in dem schönen Kreise der Häuslichkeit finden. Die Natur ist Ihre Schülerin, und ihr Segen soll Ihnen folgen, und an keiner Freude es Ihnen mangeln lassen, noch an irgend einem Guten.

Aber vor Allem meinen Glückwunsch zu der Ihnen vorzüglich gewordenen Freude; Ich hätte es auch so gewünscht. Denn eine gute Mutter bildet unsichtbar in ihren Töchtern auch eben so viel brave Mütter; darum sehen Sie die Zukunft Ihrer Louise schon vor Augen. Aber einst vollends, wie wird sie nicht Ihre mütterliche Zärtlichkeit mit dem süßesten Danke lohnen — mit dem Danke, den nur eine Tochter, die selbst Mutter wird, ihrer Mutter geben kann!

Seit einiger Zeit hab' ich wunderbar geträumt, meine Freundin! Ich suchte und forschte nach dem Menschen, und konnt' ihn nur selten finden; meist wo er war, da sah' ich ihn nicht — und wo ich ihn etwa fand, da blieb er nicht. Jetzt erblick' ich ihn überall, seh' ihn aber nur wahr und vollkommen, da wo er die Bestimmung seiner Natur erfüllt, und in Eintracht mit ihr als ein ganzes Wesen dasteht. Denn die Vernunft ist nur Vernunft, wenn sie zugleich auch Natur ist; beyde sind in ihren Gesetzen eins, und jeder Wink der letztern ist darum für den freyen Menschen auch ein Gebot für seinen Willen. Wer diesen Willen der Natur in seinen freyen Willen aufnimmt, und als Mensch darnach handelt, der ist allein der wirkliche Mensch.

Noch war keine Täuschung vielleicht so groß und allgemein, als die in unsern Urtheilen über den wirklichen Menschen. Jeder macht sich seine eigene Welt, und beurtheilt sie nach seiner Vorstellung; aber durch bloße Worte lernen wir uns nicht verstehen, sondern nur durch die That sollte jeder dem andern es beweisen, was nach seiner Vorstellung der Mensch ihm sey; denn was gut und recht ist, das trift den Menschen in sein Innerstes, und er muß der Wahrheit huldigen lernen, die still und ohne leeres Geräusch ihn ergreift.

Wir Männer sprechen von großen und kleinen Wirkungskreisen, und bestimmen die großen für uns, und die kleinen für die Frauen. Wohl denk' ich, sie und wir können unsre Wirkungskreise nur selten erweitern, aber desto beßer jedes den seinigen durch seine Thätigkeit ausfüllen. Der Gedanke thut hier nichts; bloß wie er in uns zur That wird, sind wir wirklich. Durch den Gedanken erhalten wir darum keine verschiedenen Wirkungskreise, sondern nur verschiedene Gedan-

kenkreise. Diese können wir allerdings mit leichter Mühe groß und klein machen, erweitern oder beschränken, so wie es uns beliebt; aber was frommt das uns — und was Andern?

Nach dieser Bestimmung können die Wirkungskreise der Männer in Ewigkeit um keinen Punkt größer seyn, als die der Frauen. Wohl wäre es möglich, daß in der Ausfüllung dieser sich ganz gleichen Wirkungskreise — der Mann die Frau überträfe. Aber das hat keine Gefahr bey einer guten Mutter. Was Vernunft und Natur harmonisch angeordnet haben, das ist nie zu übertreffen, und wäre jeder von uns Männern in Gedanken auch ein Herr des Himmels und der Erde. Bloßer Mißverstand war es also, wenn sich in unsern Tagen edle und gute Männer der bürgerlichen Verbesserung der Weiber annehmen wollten. Die Anordnung der Natur ist ewig und unverbesserlich, und aus ihrem Kreise mögen wir allesamt nimmermehr heraustreten. Längst haben wohl die Frauen uns Männern das schöne Loos zugestanden, daß wir bey Weitem die größern Lasten übernehmen, und oft, vor lauter Mühe und Arbeit, kaum einen Augenblick unsers Lebens froh werden können. Aber gehen wir auch in unserm Wirken stets jenen stillern Weg der Natur, und verehren wir ihre Gesetze? Oder meinen wir gar, unser Thun und Lassen besser einzurichten, wenn wir ihr widersprechen? Dann wäre es unsre eigene Schuld, wenn wir uns vergebens quälten; und bey aller unsrer gerühmten Arbeit würden wir nicht die wahren und wirklichen Menschen seyn, wie es jede gute und brave Mutter ist.

Auch der Mann soll vor Allem aus Vater seyn; das ist seine Bestimmung, die er als wirklicher Mensch in allem seinem Dichten und Trachten stets vor Augen behalten, und in

seinem Thun ausdrücken soll. So will es die Natur, welche ewig ihre Wahrheit behält, und sie zur Bedingung macht von alle unserm Wirken das uns frommen und gelingen soll.

Indessen haben einige aus uns mit unsrer stärkern Faust die Bestimmung übernommen, die Abwege und Irrwege zum Ziel des praktischen Menschen aufzusuchen; und das soll uns gewiß nie zum Vorwurf gereichen. Erst dadurch lernen wir, den Weg der freyen Vernunft, in Uebereinstimmung mit der Natur, immer mehr und mehr bestimmen und ebnen; und wo wir den wilden Dorn mit seiner Wurzel herausheben, da pflanzen uns die Frauen die Rosen der Liebe hin.

So mußten wir, doch nur für eine Weile, die Bahn der Natur verlassen, und in das Leere hinausgehn, um das Leere zu messen. Erst wenn wir dieses kennen, und, wenn ich so reden darf, das Wahre der Natur von dem Leeren des unpraktischen Denkens zu unterscheiden wissen — blicken wir auf mit hellem Auge in das Tageslicht, und kehren in Friede zu der erstern zurück.

Ueberall, wo wir Männer in unsern Geschäften allein stehen, suchen wir noch die Abwege von der Natur, und messen im Lären. Noch einmal: Wir müßen das eine Zeitlang thun, damit wir uns und andre über einen großen Irrthum belehren. Denn erst dann, und überall, wo Weib und Kind an unsern Zirkel sich schliessen, werden wir finden, daß wir die wahren Männer, und die wirklichen Menschen sind. Auch wird jeder von uns, in dem sich das Element seiner bessern Natur noch erhielt, der Wahrheit Zeugniß geben, daß nur im Kreise guter Familien sein ganzes Wesen wahr und lebendig sey. Wir Männer unter uns, treten selten aus unsern Gedankenkreisen

heraus, und sind selten, möcht' ich sagen, selbst mehr als bloße Gedanken. Haben wir im Zirkel der Frauen und Kinder Langeweile, so ist der Sinn der Natur in uns schon verdorben, oder doch verstimmt. Aber jeder von uns Männern, dem der Himmel selbst ein gutes Weib zuführte, hat, von Anbeginn der Welt, der Wahrheit das Zeugniß gegeben, daß ihm keine Krone der Welt, und nicht der Besitz aller Welt so werth und so theuer sey: Wenigstens gab' es Augenblicke, in denen er das sagte, und dachte; und in diesen erst war er ein Mensch, welcher der menschlichen Gesellschaft Ehre brachte, weil er auf ihrer Spur ging. Und so überall, wo wir ihrer holden mütterlichen Stimme folgen, lohnt sie es uns mit ihren süßesten Freuden, mit denen des einzig wahren und wirklichen Menschen. — Aber diese Mutter ist nur gütig, wenn wir vernünftig sind, und die dicke Haut unsrer Gefühle, und den Ungestüm unsrer Leidenschaften abgelegt haben. Die Harmonie der Natur kömmt und bleibt daher nur mit der Harmonie unsrer Geister; und so lange uns diese fehlet, fehlt uns noch was wir suchen.

An allem, was wir Männer durch unsre eigenthümliche Bestimmung zu erfüllen haben, nehmen die Frauen durch die ihrige nur einen geringen Antheil. Sie sind selten in strengem Sinn Bürgerinnen. Nur durch den Mann erhalten sie Namen und Rechte, und stehen eben darum zu dem Menschen bey weitem mehr in dem wahren Verhältnisse der Natur. Und gerade dieses Verhältniß macht es, daß wir die Tugenden einer Frau weit strenger beurtheilen, als die Tugenden eines Mannes. Wir sind dort auf dem reinen Boden der Natur, und da soll nichts seyn, was die Harmonie der Natur mit der Vernunft stöhrt. Daher kann ein einziger Fehltritt die Frau vor aller

Welt verächtlich machen, während der Mann bey dem gleichen Vergehen seine Ehren und Würden beybehält, oder doch wenigstens nur mit dem Buchstabe des Gesetzes gerichtet wird. — Der Wirkungskreis der Frauen ist also kein Gedankenkreis, sondern von der Natur selbst, und wirklich angewiesen; wäre der unsrige ebenfalls so ausschliessend, so würden wir auch den Mann in seinem ganzen Wesen und Thun bloß als Familienvater beurtheilen. Das soll er aber, wie schon gesagt, dennoch seyn; und erfüllt er diese seine Bestimmung weniger als die Frau, so stehet er ihr in der Wahrheit auch nach; denn eine gute Mutter ist eine Krone unter den Menschen, und ihr Familienreich das größte und wahreste auf Erden. Wir Männer aber bewahren dies Reich dadurch, daß wir allein die herkulischen Arbeiten übernehmen, und mit dem Löwen kämpfen, und mit dem wilden Eber, und mit der Hyder der Leidenschaften, und uns in Stürmen herumtreiben, damit Friede und stiller Genuß in unsre Wohnungen komme.

Aber während wir so dahin steuern, mitten im Tumult unsrer Kräfte, ruft die bekümmerte Natur die guten Mütter an, ihre Kinder zu schützen, und Pflegerinnen der werdenden Menschheit zu seyn. Die Natur ruft sie an; denn ihnen vertraute sie die Keime der künftigen Geschlechter, und wollte die Krone aller irrdischen Schöpfung aus ihrer liebenden Hand kommen lassen. Darum gab sie ihnen jene natürliche Zärtlichkeit und Milde, und die Geduld und stille Hoffnung, die wir Männer auf unsern Wegen nur erst durch Bildung erlangen können. Alsdann übertrifft der gute Vater die Mutter vielleicht noch an innerer Festigkeit und Ruhe des Geistes, wenn die letztre sich nicht ebenfalls höher auszubilden vermochte. Aber eine böse Mutter

übertrift jeder Vater, er mag Tyrann oder ein Dummkopf seyn so viel er will.

Unsre Welt soll also vor Allem aus in dem Schooß unsrer Familie seyn. Hier beginnt unser Thun und Wirken für Ewigkeiten. Hier bilden wir uns und andre, vermindern unsre Bedürfnisse, und veredeln dafür die Mittel, sie zu befriedigen, und Friede und Segen kommt herab auf unsre Hütten, und der Genius der Freude umarmt jeden ihrer Bewohner. Wohl mag bisweilen auch Unfall und Mißgeschick bey uns einkehren. Aber, so lang uns noch andre Menschen unglücklich machen können, ist das größte Unglück immer in uns; nämlich das: Ein Unglück nicht ertragen zu können. Aber darüber soll man den Menschen wenig sagen, sondern je die Edelsten aus ihnen sollen den Gegenstand, der die übrigen niederdrückt, aus dem Wege zu räumen suchen.

Das Bedürfniß mit Menschen zu seyn ist zugleich unser heiligstes und größtes; aber wir befriedigen es nicht durch den Umgang mit Tausenden. Die Natur hat unmittelbar nur den Mann und die Frau in die Gesellschaft berufen, und ihnen, vor allen übrigen, ihre Kinder am nächsten gelegt. Erst an diesen höhern Kreis einer guten Familie schließt vielleicht die Gesellschaft noch hie und da etliche andre gute Menschen durch die Bande der Freundschaft für Eltern und Kinder an. Eine reine Vernunft der erstern, und die Unschuld der letztern, macht es beyden möglich, daß ihnen der Verkehr mit diesen wenigen Menschen behaglicher als der Verkehr mit Allen wird.

Damit aber red' ich hier nichts weniger als jener, von lichtscheuen Führern der Menschheit so verdächtig gepriesenen, allzublöden Genügsamkeit des Geistes das Wort. Wohl weiß ich,

auch die größte Anstrengung der Kräfte desselben läßt uns noch überall in unsrer eigenen Haut. Aber unsre freye Vernunft ist deßwegen nicht minder eine ewig lebendige Quelle, wo wir niemal sagen dürfen: Jetzt ist es genug! Aber nur immer sollen wir uns anknüpfen an die Natur, und fernen von jeder Bahn, die uns von der ihrigen abführt; dann haben wir aus jener Quelle zu schöpfen an kleiner Gesellschaft Fülle und Ueberfluß. Dieß thun gute Väter — und gute Mütter noch mehr — durch immer rege häusliche Geschäftigkeit, durch ihren Umgang mit ihren Kindern und Gatten, und wenigen andern edeln Menschen; daher wird es ihnen auch niemals am Genuß eines wirklichen Daseyns, und an voller Befriedigung jedes Bedürfnisses eines aufgeklärten Geistes und wohlbestellten Herzens gebrechen.

Vor Allem aber ist der Umgang mit Kindern eine eben so natürliche als unerschöpfliche Quelle, unsers Daseyns stets recht innig froh zu werden, und unser ganzes Wesen zugleich zu veredeln und zu vervielfältigen. Haben wir nur den Sinn der Natur in uns erhalten, und lieben und verehren wir das himmlische Wesen der Unschuld — welches hier unten auf Erde doch nirgends so rein als in den Kindern abgebildet ist — so muß jeder Mensch schon um seines eigenen Intereßes willen diesen Umgang suchen, und er wird sich durch ihn weit mehr über die wahre Natur des wahren Menschen belehren, als in großen Büchersälen. Aber haben wir einmal diesen Sinn, so dürfte uns die Verbildungskunst gewisser Menschen leicht aneckeln, und wir möchten ihnen die Kleinen aus den Armen reissen, welche Natur oder Zufall ihnen anvertraute.

Hier treff' ich, meine Freundin! auf den eigentlichen Gegenstand Ihres Briefs, und habe auch meinerseits ein Wort auf

dem Herzen, das ich erst ganz frey zu dem Ihrigen bringen muß, bevor ich weiter sprechen kann. Sie sagen nämlich unter anderm sehr schneidend:

„Um ein wahres und lebhaftes Intereße am Umgange mit „Kindern nehmen zu können, muß man durchaus Mutter seyn. „Ihr Männer seyd noch wenig dafür geschaffen, und Ihr Ge„lehrten vielleicht gar nicht. Ihr habet unter Kindern gerade „ein Element, wie die Fische in der Luft, und die Vögel in „dem Wasser; denn Ihr wohnet in allen fünf Welttheilen, und, „wenn das Glück gut geht, auch sogar in den Sternen. Die „Ausnahmen wenigstens werden sich hinlänglich in einer Paren„these zählen lassen."

Hierüber meine Bemerkung. Den ersten Punkt lasse ich völlig unberührt, bis ich einmal als Vater die Rechtfertigung übernehmen kann; aber den zweyten betreffend, wird es mir in Ewigkeit nicht gleichgültig seyn, daß wir armen, ohnehin wenig gekannten Gelehrten, auch noch bey Ihnen nur en Parenthese oder am Rande erscheinen sollen. Ich frage Sie daher in ganzem Ernste: Welcher sträfliche Mann hat Ihnen durch sein einzelnes Beyspiel so sehr alles Vertrauen zu uns Allen benommen, daß Sie uns aus dem Himmelreiche einer guten Familie ganz ausschliessen wollen? — Aber, verlassen Sie sich darauf, jener Mann ist nicht in der Regel; sondern die Regel ist diese: Daß wir Gelehrte sammt und sonders brave Männer sind, und also an Weib und Kindern wahren und herzlichen Antheil nehmen. Ich will übrigens meine Rechtfertigung nicht weit ausführen; denn das läßt sich mit bloßen Worten nicht thun; sondern dazu wird der Mann erfodert, wie er lebt und webt. Aber den beobachten Sie auch; und mehr als Einer — und die, welche

Sie am allermeisten schätzen, zu allererst, werden Ihnen sagen: Daß sie ihr Bischen Weisheit mehr aus dem Umgange mit Kindern abgezogen, als aus Büchern geschöpft haben. Ausnahmen finden sich überall; aber ächte wissenschaftliche Ausbildung kann vom Menschen uns nicht trennen — von der reinen Kindernatur am allerwenigsten — sondern wird vielmehr durch die genaueste Kunde mit ihr erworben. Darum werden Sie nicht irre an jenem unfreundlichen Manne, der in allen fünf Welttheilen zu Hause gehörte, und sey's, auch in den Sternen; und sahen Sie ihn — versteht sich mit Ihrem Kind auf dem Arm oder an der Brust, so standen Sie gewiß höher als Er; Sie waren in dem Aether der die Sternen umfließt, und Er nur in der Region, wo Nebelgewölk und alle Dünste sich sammeln.

Der Innhalt Ihres letzten Briefes ist mir eine Veranlaßung geworden, über manches, was Sie sagen, weiter nachzudenken; auch meine freyesten Gedanken darüber werd' ich Ihnen nicht vorenthalten; aber was ich nöthig finde, Ihnen zu bemerken, macht vielleicht meine Behandlung von der Ihrigen verschieden. Sie erzählen mir nur die Thatsachen Ihres häuslichen Lebens, die tägliche Beschäftigung mit Ihren Kindern, und die mütterlichen Freuden, die Sie in dieser Beschäftigung finden. Dadurch setzen Sie mich allerdings in den Stand, verschiedene wo nicht ganz neue Gefühle in mich aufzufassen, doch mir dieselben erst recht eigen zu machen. Aber will ich Ihnen dieselben — wie Sie es zu wünschen scheinen — mit mehrerer Klarheit zurückgeben, so erfordert dieß eine nicht ganz oberflächliche Untersuchung, zu welcher ich heute nur einleiten werde. Fürchten Sie sich nicht vor einer allzugroßen Tiefe derselben. Wir werden auf unsern zweyerley Wegen uns nicht verlieren, und

beyde, in Kurzem, an der Quelle der Wahrheit uns wieder finden.

Wenn vom Intereße am Umgange mit Kindern die Rede ist, so muß dieser Begriff, wenn es nicht leere Worte seyn sollen, eine praktische Bedeutung haben, und wir müßen ihn, wenn ich so reden darf, durch unsre Thätigkeit bestimmen. — D. h. Wenn wir dieses Intereße gewinnen wollen, müßen wir von den Kindern lernen, Menschen seyn, und ihre Reinheit und ihre Unschuld in unser Wesen aufnehmen; und die Kinder werden hinwieder von uns lernen, den Menschen in sich zu bilden, ohne daß ihre Unschuld und ihre reine Natur ein Opfer dieser ihrer Bildung werde.

Ich führe diesen Gedanken in einem folgenden Briefe weiter aus, und werde daher durch andre Betrachtungen auf ihn erst wieder zurückkommen.

Das Intereße, das der Mensch aus dem Menschen nimmt, ist das innige Intereße an der Verbindung, und damit zugleich an der Veredlung unserer Wesen. Wie zarte Keime kommen wir Alle aus dem Schooße der Natur, um unsre schlummernde Kraft am Licht einer erwärmenden Sonne zu entwickeln. Was haben wir Arme verbrochen, wenn wir nicht hervorgingen in gesundem schönen Wuchse, und in der Herrlichkeit einer reinen jugendlichen Blüthe? Was haben wir verbrochen, wenn schon frühe uns der Sturm ergriff, und wir verwilderten und versiegten? Gaben wir uns selbst unsern Körper, und kamen wir nicht hülflos in Eure Arme, ihr Väter und Mütter — und fleheten wir nicht, durch die Stimme der Natur, Euch um Euern Schutz und um Euere Hülfe an? Ihr nahmet uns auf, und wir foderten nichts von Euch, als was Ihr nicht etwa bloß

uns, sondern Euch und Eurer Vernunft selbst schuldig seyt. O! forschet nach, ihr weisen Menschenkenner, und strafet unsre Verkehrtheit nicht mit Euerm Ungestümm, und machet besonders unser Verderben nicht zum Verbrechen der Natur! Nicht bloß als Väter und Mütter, sondern schon als Menschen überhaupt, seyt Ihr verbunden, dem schuldlosen Geschlechte der Kinder ein Beyspiel zu seyn, und in Worten und Handlungen ihnen den Menschen zu offenbaren, den sie auf dem Wege ihrer Bildung suchen und bedürfen. Denn nur wir, wir sind die Dornen, die so oft den zarten Keim ersticken, und wir die Stürme, welche schon so manche Jugendblüthe verheert haben. — Aber auch uns ging es so — und auch wir sind schuldlos. Die Frage ist daher nur, was wir thun müßen, um, durch uns und unsre Kinder, unsern Stamm zu veredeln?

Die Natur hat den Menschen an den Menschen geknüpft; sie bestimmte unsre Bedürfnisse zur gemeinschaftlichen Befriedigung, und forderte dadurch unsre Vernunft auf, sich vorzüglich in der Gemeinschaft mit andern vernünftigen Wesen zu entwickeln. Daher verbindet diese gute Mutter ewig die ganze Kette derselben; und sänken wir auch (worauf es so viele angelegt haben) wieder einmal zurück in die tiefste Barbarey, so — ich bin dessen gewiß beredet — hält sie uns auch hier in ihren mütterlichen Armen, und hebt uns, eben durch jenes Bedürfniß des gesellschaftlichen Umganges, wieder empor zu einem neuen Adel, und zu einer noch innigern Verbindung unsrer Geister.

Durch die Gesellschaft also sollen wir Menschen werden, und diejenige Bildung an uns hervorbringen, durch welche die Vernunft in sichtbaren Werken, wenn ich so reden darf, als

äussere Gestalt erscheine. Dieses ist Gesetz der Natur, und darum eine bleibende Aufforderung an uns, der wir nachkommen müßen. Und sollten wir es nicht gerne thun wollen, und des Schatzes uns freuen, den die Menschen sich schon errungen haben? Gehet doch unser Ziel aufs Unendliche. Denn, wie gesagt, die Gesellschaft der Menschen, welche die Natur durch so viele und so anziehende Bande verknüpft hat, zerstört sich gewiß nie — und Niemand zerstört sie; vielmehr wird sie immer inniger werden durch den zunehmenden Tausch der Geister, und fortgehen im Strome der Zeit — mag es seyn nach kurzen gewaltthätigen Unterbrechungen — nicht, wie es die tropfschlägige Milzsucht wähnt, vom Argen zum Schlimmern — sondern wie es die nüchterne Vernunft allein begreifen, das gute Herz allein hoffen, und die ächte Frömmigkeit allein glauben kann, vom Bessern zum Beßern. — Niemand kann fragen, wo diese Gesellschaft sey? Ist sie ja in einem jeden von uns, und ein jeder in ihr, durch die leiseste und mindeste Berührung des Andern; wie viel mehr, wenn zwey Wesen in dem schönen Verein wechselseitiger Liebe und Freundschaft stehen; und einem Jeden an der friedlichen Seite seines Nachbaren: Da ist sie erschienen; und in ihrer Mitte ist es, wo der liebende Genius des Menschengeschlechts unsichtbar wandelt, und die Schätze der Weisheit und Tugend längst vergangener Jahrhunderte königlich unter uns ausspendet, so wie er auch die unsrigen, als bleibenden Gewinn, und den einzig sichern Nachlaß für unsre Kinder und Enkel, heilig aufbewahren wird. — Tausende freylich sehen diesen Schutzgeist nicht; sehen überhaupt das Gute nicht, das, wie Licht und Wärme, sich ohne Geräusch verbreitet. Verstehen wir uns aber nur allererst in unsern Foderun-

gen an die Menschen, so werden wir ungleich leichter dieses Gute finden, und uns desselben auch an andern, wie an einer himmlischen Gabe, und gleich dem größten Gewinn erfreuen; werden manches Böse vergessen, und — wo nicht höhere Pflichten solches verbieten — es so gerne liebreich zudecken. Denn nur so vermehren wir jenes, und vermindern wir dieses. Und das ist es ja, was der Mensch in alle Ewigkeit thun soll. Oder sollten wir, als vernünftige Wesen, uns wie Holz und Stein behandeln, und mit Beilen und Meisseln jeder Hand an den andern legen? — Wir beantworten uns diese Frage oft sehr natürlich, und alsdann gewiß am Richtigsten. Wir blicken in des Andern Aug' — Er frägt die Züge unsers Mundes — und wir drücken uns die Hände, und unsre Herzen sind getauscht auf immer. O wohl den Menschen, die so sich erkannt haben! Die Natur nahm sie in ihre Arme; sie sahen sich als ihre auf Einen Tag geborene Kinder an. — Das Natürliche ist immer das Wahre, und darum jene Antwort auf jene Frage gewiß die einzige, die man geben kann; denn selbst die tiefste Untersuchung hierüber kann nur von ihr ausgehen, und muß auf sie wieder zurückkommen.

Durch die Gesellschaft, sagte ich gleich oben, sollen wir Menschen werden. Aber der einzelne Mensch stehet nur durch das Familienverhältniß zugleich im Verhältniß mit seinem ganzen Geschlechte, da nämlich jeder aus uns nothwendig entweder Vater oder Mutter, oder Sohn oder Tochter seyn muß. Andre wirkliche Menschen kann es nie geben; und wenn wir, außer jenen, dergleichen annehmen, sind es bloße Gedankenwesen. So ist also der wirkliche Mensch nur der Familienmensch, und dergestalt durch die Natur selber die eigentliche Sphäre uns=

rer Wirksamkeit bestimmt; und jene Gedankenwesen sind Ideale, welche aber ebenfalls keinen andern möglichen Zweck, als die Veredlung des Familienmenschen haben können. Der Mann also soll in seiner ganzen Vollkommenheit ein Vater, die Frau in der ihrigen eine Mutter, und das Kind in der seinigen ein werdender Vater und eine werdende Mutter seyn. Alle Bildung des Menschen in jeder möglichen Rücksicht muß hierauf abzwecken; und darum auch die gesammte Erziehung unsrer Kinder. Wo das nicht der Fall ist, werden wir der Vernunft und der Natur ewig widersprechen.

Ich bin hier weit entfernt, der Rousseauischen Idee von dem wiederherzustellenden Naturzustande des Menschen, nach seinem Sinne, das Wort zu reden; und eben so wenig denk' ich hier an politische Revolutionen, die nach einiger Thoren Meinung etwas Aehnliches bewirken sollten. Vielmehr ist es ein großer und beruhigender Gedanke: Durch alle politischen Verbindungen hindurch — den bessern derselben ganz unbeschadet, und auch den schlimmsten aus ihnen zum Trotze — bleibt ewig unzerstörbar der Mensch der Natur, so wie wir nämlich eben von ihm gesprochen haben. In Monarchien, wie in Republicken, giebt es keine andern wirklichen Menschen, als Eltern und Kinder; und der allergrößte Despot muß diese Verhältnisse schätzen und ehren, weil er ohne dieselbe nicht einmal das elende Glück geniessen könnte, Despot zu seyn. Nach der Veranstaltung der Natur soll darum auch wahre Freyheit und Ewiger Friede von jedem Einzelnen, und von seinem Haus ausgehn — so werden beyde, und Segen und Glück mit ihnen noch über uns Alle kommen!

Also Väter sollen wir seyn, und Mütter und Kinder;

und jeder Fortschritt zum Bessern, jede Ausbildung unsers Geistes, soll hauptsächlich in diesem Verhältnisse uns veredeln. Das hat uns die Natur in ihren unverbrüchlichen Gesetzen aufgegeben; und in uns Allen liegt mehr als hinreichende Kraft, sie zu vollbringen. — Wirken wir auf diesem Wege, und geht alles Gute und Beßre vom Familienmenschen aus, so widersprechen wir uns in unserm Willen nie, und die Natur ist mit demselben vollkommen ausgesöhnt. Dazu bedarf es dann keiner Verabredung unter Nationen — weder von Tausenden noch von Millionen, sondern jeder ist hier der Mensch, der einzig von sich ausgehen muß.

Das Familienverhältniß ist also das allein wirkliche und wahre; oder wenigstens der Familienkörper — wenn man lieber will — liegt allen andern möglichen Verbindungen nothwendig zum Grunde; und alle Staaten, welche Form sie auch immer haben mögen, sind nur ein Schatten dieses Körpers. Wo daher der politische und religiöse Lerm am größten ist, da sind die Menschen gewiß auch am Kleinsten. Ueber solche Gegenstände soll man daher auch mit Niemandem streiten; sondern wer Religion hat, der zeige es, was sie sey, durch sein eignes rechtschaffnes Leben; und wer politisch den Frieden der Menschen sucht, der störe vor Allem aus niemandes häusliche Ruhe. Sobald hierin Wort und That einander widersprechen, werden wir es Andern nie begreiflich machen, was wahre Religion und Friede auf Erden sey, sondern sie vielmehr nur erinnern, daß wir beyde nicht in uns haben.

Um uns hiernächst gegenseitig einander zur Hülfe zu werden, müßen wir ebenfalls uns an dem Menschen, hauptsächlich in seinem Familienzirkel anschliessen. Nur so gewinnen wir uns den wirklichen Menschen, wenn wir ihm hier unsre Theilnahme

bezeigen. Die Unterhaltung mit ihm ist alsdann unerschöpflich, und die gegenseitige Entwickelung unsrer Kräfte ein ewiger Gegenstand derselben.

Ist unser Wohlwollen, unsre Theilnahme, unsre Thätigkeit nicht auf den wirklichen Menschen gerichtet, so ist sie nichts und nirgends. Das müßen eben die Kinder uns lehren, und die guten Väter und Mütter. O die Natur ist so bedeutend in ihren Winken an die Menschen! Was der ernstere Denker sich nur mühesam erringt, das giebt sie uns anzuschauen an den Spielen der Unmündigen, wie an den Blumen auf dem Felde. Aber das kann nur der Mensch verstehen, der in sich selbst lebendige Natur ist. Das sind wir aber Alle in den bessern Augenblicken unsers Daseyns, in den häuslichen und engern Kreisen unsers Umganges. Dann fragen wir nicht: Wer bist du, und was glaubst du, und was hast du für Gedanken? sondern wir sehen dich als Mensch in deinem lebendigen Wesen, und in der Harmonie mit uns; und Eine Mutter drückt uns Alle mit gleicher Liebe an ihren Busen. Oft verhüllt wohl ein Schleyer diese Wahrheit, und wir mißkennen uns; unsre Blicke sind uns fremd, und unser gegenseitige Händedruck dringt nicht bis zum Herzen. Aber kein Mensch ist das immer. Er wird uns treffen, und wir werden Ihn treffen zu seiner Stunde; und ein wahrer Kenner der Menschen wird noch keinen seines Geschlechts gefunden haben, den er nicht zu Einer Zeit lieben, vielleicht verehren konnte.

Selbst die Gottheit konnte uns ihre Weisheit und ihre Güte nie anders durchaus verständlich offenbaren, als durch die wirkliche Natur, da wir nur durch sie eigentlich etwas von ihr wissen können.

Noch einmal: Nur mit der wirklichen Welt sind wir wirkliche Menschen; und wo für uns diese Welt nicht ist, da ist für uns auch kein sicheres Bewußtseyn; da sind wir überhaupt nicht. Aber eben darum kann es auch nie eine andere Zeit für uns geben, als diejenige, die wir jetzt nennen; denn jeder ist nur, und lebt nur, durch das Gefühl des Gegenwärtigen. Den Himmel, den wir in die Zukunft hinaussetzen, werden wir selten oder nie erleben. Aber so gewiß ich jetzt bin, so gewiß ist ewig das Jetzt; denn ich bin nur jetzt, weil ich ein ewiges Wesen bin. Diese Ewigkeit wird uns nie fehlen; denn ein jeder trägt sie in seiner freyen, selbstthätigen Kraft, und hat sie eben so gewiß, wie den Augenblick, den er siehet. Aber eben darum sollen wir auch jetzt thun, was wir ewig thun sollen. Niemand darf also sagen: Das, was ewig seyn soll, solle jetzt nicht seyn; denn alsdann soll es nie seyn, und wird es nie seyn; sondern laßt es uns jetzt thun, damit es sey. Vielmehr sollen wir jetzt Alles thun; denn es ist immer nur Eines und dasselbe; es ist das Vernünftige überhaupt. — Hier also schon, und stets, und überall, ist unser Himmel den wir suchen. Niemand kann ihn uns besser geben, als wir selber. Aus der freyen Thätigkeit eines Jeden muß derselbe hervorgehn; und suchen wir durch diese Thätigkeit andern so nützlich zu werden, als uns selber, so wird der Himmel eines Jeden auch der Himmel des andern, der das Gleiche thut. So werden wir das Göttliche in uns und andern hervorrufen, und das schöne Bild wird bald Bedeutung für uns erhalten: Daß die Gottheit sichtbarlich unter uns wandle. Erheben wir uns zuerst in uns selbst, und fassen mit reinem Geisterblick das Ziel der Menschen, so haben wir schon Alles,

was wir suchen und wollen; so liegt die Kraft der unendlichen Veredlung in uns; so sind wir jetzt schon Alle auf unserm grossen Wege, und jenem ewigen Ziel Alle gleich nahe; denn das Ewige messen wir mit keinem endlichen Maaße; und geht es hervor aus unsrer freyen Thätigkeit, so wird ein Jeder dahin wandeln, und keiner später an dem gemeinschaftlichen Ziel seyn. Darum ist im Grund auch Keiner aus uns vollkommener als der andre. Aus Selbsttäuschung nur handelt bisweilen der Mensch hienieden noch unrecht; erkennen wir nun das, und wissen wir zu welchem gleichen Zweck er dennoch mit uns berufen ist, so sehen wir auch im Geiste schon, wie diese Täuschung einst verschwinden, und er unserm Herzen so nahe kommen muß, als irgend ein anderer. Darum vergessen wir seine Unvollkommenheiten, und beurtheilen ihn nicht nach seinem Taumel, sondern nach dem, was er ist, wenn einst die Stürme in ihm ruhen werden. Das soll uns daher verträglich machen; und behandelt uns jemand unrecht, so wollen wir es darum nicht wieder thun; seiner- und unserwegen. Nur das Gute kömmt vom freyen Menschen; von Allem, was nicht seyn soll, wissen wir auch nicht, was wir thun. Wir kämpfen mit den Hindernissen, und sind zu schwach, sie zu besiegen. Darum sind wir auch niemals besser, und fassen so löbliche Vorsätze, als wenn wir allein sind, und in uns selbst handeln. Wären, wenn es zur That kommen soll, die äussern Hindernisse nicht, wir würden gewiß handeln, wie wir gern möchten; und das wäre meist gut. Aber das entschuldigt niemand; jeder soll dennoch jene Hindernisse immer mehr besiegen lernen, und in sich selbst fest stehen. Ist die Stunde des Gewissens erst erwacht, so gehet es, möcht' ich sagen, aufwerts mit dem Menschen; das kann jeder aus

der Geschichte seines eigenen Herzens wissen. Alsdann wird uns selten von Innen der schmeichelhafte Beyfall werden, den wir so oft unverdient von Aussen erhalten. Denn troz aller Freymüthigkeit ihrer Urtheile sind die Menschen doch im Ganzen bey weitem gütiger gegen uns, als es unser eigenes Gewissen ist, wenn wir seine Stimme hören, und lassen hundertmal uns entrinnen, wo das leztere uns ergreift, und unerbitlich vor sein heimliches Gericht führt.

Nun, wie dem Allem sey, wer ein menschliches Antliz trägt, der fodert uns auf, die Menschheit in ihm, und dadurch auch in uns selbst zu ehren. Durch unser Gefühl, so wie durch unsere Lage, können wir einsweilen freylich nicht mit Allen verbunden seyn; nur sollen wir Alle so beurtheilen, daß auf dem Weg nach unserm gemeinsamen Ziel, wo wir uns einmal treffen müßen, jeder den andern gern als seinen Bruder oder seine Schwester umarme. Durch den Blick unsers Geistes, der in das Ewige geht, umfassen wir also alles, was Mensch heißt, mit Liebe, und keiner ist ausgeschlossen von dem großen Bunde, an dem ein jeder durch seine besondere Bestimmung Antheil nimmt. Irgendwo und irgendwann nehmen wir Alle in uns auf; aber schon jezt können wir in diese schöne Zukunft hinausblicken, und einem jeden, der kalt vor uns vorübergeht, mit Zuversicht sagen: Wir treffen uns wieder, und du wirst mir mit freundlichem Lächeln die Hand reichen! Für einmal aber suche sich nur jeder den Menschen, den er lieben und schäzzen kann, und hasse die übrigen nicht. Kann er aber Niemanden lieben, und will er Alle nur hassen, so mache er doch den Anfang mit sich selbst, und scheide sich also von dem Bösen in ihm; dann wird er wieder gut werden, und Freunde unter den Menschen finden.

Ich wollte Sie, meine Freundin! auf eine Untersuchung über das Intereße am Umgange mit Kindern vorbereiten. Das ist jezt geschehen; und gerade so, wie ich glaubte, daß solches zu meinem Zweck nöthig seyn möchte. Sie müßen es mir daher vergeben, wenn ich Sie zuweilen durch Dorn und Disteln geführt habe. Ich konnte es nicht anders, und konnte es auch nicht beßer. Und anders, als wir's können, sollen wir es auch nicht wünschen, wenn wir die lange Kunst in unserm kurzen Leben weiter bringen wollen. — Sie lieben die Wahrheit, und der Mensch ist nur wahr in seinen gegenwärtigen Gefühlen; wo er diese im Strome seiner Gedanken hingiebt, da mögen seine Fehler gerne mit sichtbar werden; sie entstellen ihn nicht, sondern belehren nur andre, ihn für nichts weiter zu halten, als was er wirklich ist.

Wie gesagt, billig betrachten wir jede Kunst als lange für unser kurzes Leben. Also werden wir uns nicht begnügen, irgend Eine aus bloßen unfruchtbaren Theorien zu ergründen, sondern sie in Thätigkeit und Ausübung zu setzen suchen, und unsern eignen Kräften — versteht sich immer mit Bescheidenheit — vertrauen lernen. Nimmermehr würden Sie Ihre Kinder so vernünftig erziehen, wie es von Ihnen geschiehet, wenn Sie bloß an ihnen thun wollten, was in den Schriften, auch in den verehrtesten derselben geschrieben steht. Gewöhnlich schlägt man uns schon in unsrer Jugend mit geist- und weltlichen Orakeln auf den Kopf, damit wir für unser ganzes Leben das Selbstdenken verlieren sollen. Das löst unsre Kräfte auf; und so mancher stirbt, ehe er gelebt hat. Aber in den weit Mehrern läßt sich ihre Selbstständigkeit nie ganz unterdrücken. Gab die Natur ihnen das Gehör, so gab sie ihnen auch einen freyen Zu-

gang zu demselben; und was wir solchen Menschen auf dem rechten Ohr Wiedersinniges sagen, das wird in demselben Augenblick auch schon zu dem linken wieder heraus seyn. Darum mögen Eltern und Lehrer nicht immer zu schnell über ihre Kinder und Schüler klagen, daß sie nicht hören wollen. Sage man ihnen nur das Gute und das Vortrefliche einfältig — d. h. nicht gewässert, sondern vielmehr kräftig und kurz, und übe man es besonders, aber eben so einfach und unbefangen, vor ihren Augen, und sie werden die Lehre aufnehmen mit beyden Ohren zugleich; und es wird in ihnen bleiben. Geben wir ihnen noch vollends die Musen und Grazien zu Gespielen, und also das anschaulich Wahre, Gute und Schöne, so werden sich alle ihre Kräfte harmonisch bilden und entwickeln. Aber die Musen und Grazien der Schule sind in dem alten Griechenland geblieben, und so viele Scythen reisen vergebens dahin, sie zu verstehen; nur Wenige kommen wie Anacharsis der Erste und Zweyte zurück. Die mehresten Lehrer kennen das Vortrefliche und Schöne im Leben und in der Kunst der Alten nur vom Hörensagen, und verstehen sich trefflich darauf, Alles darüber wieder zu sagen — besonders was niemand zu wissen braucht. Noch weniger bilden sie ihren Verstand und ihre Sinnen in der lebendigen Welt aus. Ihr praktisches Denken, so wenig als ihr Geschmack und ihr Gefühl, sind also noch nie zu den ächten Quellen gelangt. Wie wollten ihre Lehrlinge aus andern, als trüben, schöpfen können?

Aber noch — meine Freundin! — hat das Alles Zeit mit Ihren Kindern. Ihr Garten und Ihre Fluren sind groß; und was hier das Gepräge des Geistes und des Geschmacks Ihres vortreflichen Gemahles trägt, das sey, nebst Ihrer Leitung, die

erste Schule für seine Kinder. Ueber den Umgang mit ihnen, und über das Intereße, welches derselbe einer so guten Mutter stets in höherm Maaße gewähren wird, werd' ich Ihnen in meinem nächsten Briefe mein ganzes Herz öffnen. Mittlerweile erwarten und fördern Sie alles Gute an ihnen mit ruhigem und heiterm Sinne, und verzagen Sie nicht, wenn der Tag nicht vor der Morgenröthe heranbricht. — Sonne, Mond und Sterne sind noch immer dieselben, und blinken uns überall, wie stille Begleiter, wohin wir nun wandeln. Auch der Mensch trägt eben so seine ewige Natur tief in seinem Wesen, und sie offenbaret sich nie wahrer und schöner an ihm, als wenn er sie froh' und getreu in seinen nächsten Kreisen erfüllt. Das wiederhol' ich Ihnen noch einmal, um Ihnen den warmen und aufrichtigen Antheil auszudrücken, den ich an Ihren mütterlichen Freuden nehme!

Allgemeine Uebersicht des Inhalts des dritten Jahrgangs.

I. Poesien.

II. Völker- und Länderkunde.

III. Geschichte.

IV. Vermischte Aufsätze.


Princeton University Library
32101 064062258





